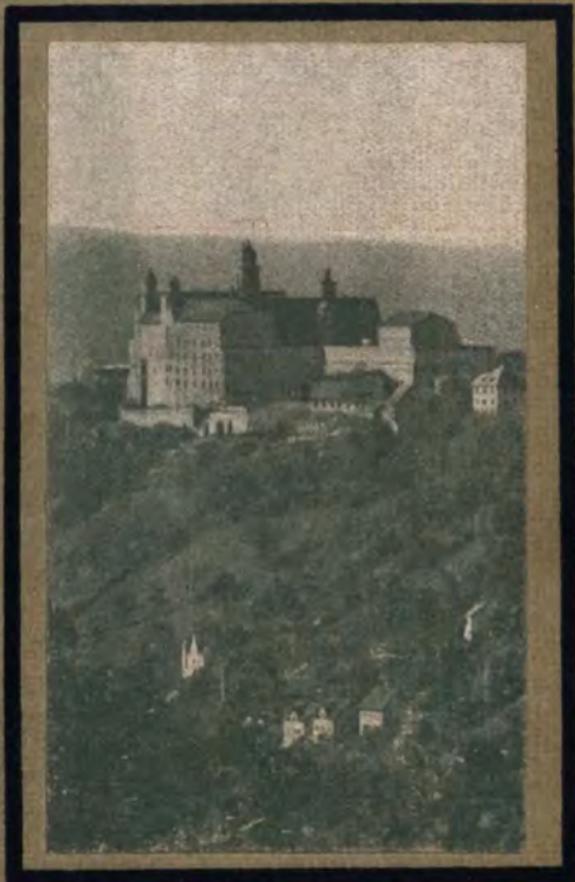


42 406



<sup>W</sup>  
Banne  
der  
Plassenburg



Eine Wandersfahrt  
durch Franken  
von  
Aug. Trinius.

Leipzig & Berlin  
~ A. Anton & Co. ~



AA  
G  
200  
5





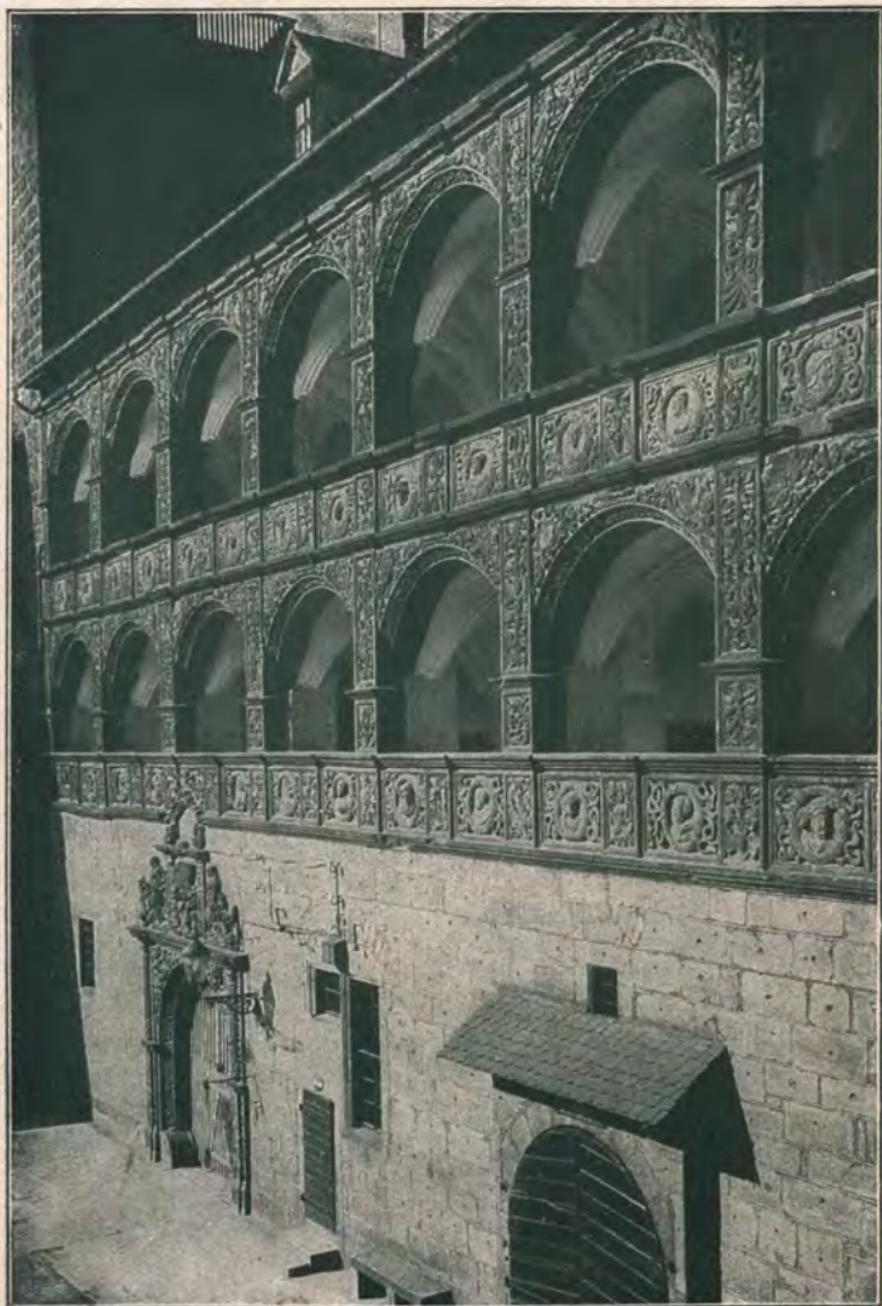
2 -

11

Im Banne der Plassenburg







Der schöne Hof der Blassenburg (Arkaden)

# Im Banne der Plassenburg.

Streifzüge im Frankenlande

Von

A. Trinius

Leipzig  
A. Anton & Co.



CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55  
tel. 22 69-78-773



Wa5167682

*Opisy podróży  
w Niemcy 70*

*120*



DS (61)

28.97

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten



42406

16 Jaf.

Abgegeben von  
Univ.- u. Landesbibl.  
Sachsen-Anh.  
Zweigst. Dessau

5/7766

10.3.50

NH-68073/TMK N-4783077 *Prüfung 165*

### Nachschrift.

Dem Geleitsheine, den ich diesem Wanderbuche mitgebe, möchte ich nun auch noch nachträglich ein Wort herzlichen Dankes hinzufügen. Dieser Dank richtet sich an den Freiherrn von Guttenberg auf Schloß Steinenhausen, welcher den geschichtlichen Teil dieses Werkes einer Prüfung unterwarf, um aus dem reichen Schatz seiner Kenntnisse Irrtümer zu berichtigen und manch Wertvolles und Fesselndes hinzuzufügen. Diese gütige Anteilnahme eines der ersten Kenner oberfränkischer Heimatskunde wird meinem Wanderbuche in den Augen geschichtlich Empfindender noch besonderen Wert verleihen. —

Ein Herzensbedürfnis ist es mir ferner, den Herren Bürgermeister Hofrat Flessa, sowie Kommerzienrath Hans Rüdelschel zu Kulmbach wärmsten Dank hier zu bezeugen für die gütige und opferfreudige Förderung, welche sie dem heimatlichen Buche zuteil werden ließen.

H. Cr.

## Inhalt.

	Seite
Zum Geleite . . . . .	5
Die Plassenburg . . . . .	9
Kulmbach . . . . .	51
Ein Höhengang um Kulmbach . . . . .	64
Auf dem Patersberge . . . . .	70
Burg Wernstein . . . . .	76
Über Stadt Steinach nach Wildenstein . . . . .	83
Von Guttenberg nach Berned . . . . .	90
Über das Fichtelgebirge	
1. Von Berned nach Fichtelberg . . . . .	99
2. Über den Schneeberg nach Alexandersbad . . . . .	114
Kloster Himmelskron . . . . .	134
Thurnau . . . . .	141
Sansparail . . . . .	151
Durch das Weismaintal . . . . .	159
Von Weismain zum Görauer Anger . . . . .	170
Über Kronach nach Burg Lauenstein . . . . .	174
Lichtenfels und Umgebung . . . . .	195
Dierzehnheiligen . . . . .	207
Auf dem Staffelberge . . . . .	215
Kloster Banz . . . . .	228
Hinüber zur Feste Koburg . . . . .	235

## Die Plassenburg.

Inmitten des weich geschwungenen, anmutig-heitern Tales des Weißen Mains erhebt sich hoch über dem roten Dächergewirr der oberfränkischen Kreisstadt Kulmbach trutzig und gebieterisch, in wahrhaft fürstlicher Hoheit und Macht die Plassenburg. Von unwürdigen Fesseln befreit, die sie fast ein Jahrhundert hindurch ihrer Bedeutung entkleideten, zeigt sie sich heute wieder allen Kennern und Heimatsfreunden als eine „Perle der Renaissance“, sie, die einst mit Recht als ein „Schatzkästlein Brandenburgs“ als ein „Kleinod des Landes“ hoch gefeiert wurde.

Die herrlich-freie, beherrschende Lage der Bergveste, die Stadt selbst inmitten des Fürstentums Kulmbach-Bayreuth, an der Scheidelinie zwischen Nord- und Süddeutschland sich breitend, von einem schmückenden Kranze von Bergen umsäumt, so war Kulmbach fast von der Natur bestimmt, als eine glänzende Residenz zu dienen. Doch seine Markgrafen folgten wie überall dem Zuge der Zeit, ihre Wohnsitze von den stolzen Höhen in das offene Land zu verlegen. Bayreuth wuchs als Residenz herauf. Die Plassenburg diente fortan nur noch als Landesfestung. Doch auch des Landes Name wandelte sich fortan in Brandenburg-Bayreuth um. Der Glanz des Hofes war von der treuen Stadt entwichen. Aber Stolz und Streben seiner Bürgerschaft haben alles wieder quitt gemacht. Am Fuße der Plassenburg rühren sich Tatkraft und Unternehmungslust, als gingen von der niemals im Sturme überrannten Plassenburg heimlich-leise Ströme des Segens hernieder auf die mit ihr durch Jahrhunderte durch Freud und Leid verbundene Stadt.

Die Plassenburg stellt eins der größten deutschen Fürstenschlösser dar. Jeden Anprall abwehrend, wuchtig kühn ihre Stirnmauern zum freien Himmel hebend, blickt sie mit ihren Fenstern und Türmen weit, weit hinaus in das Land der

Franken, das lachende Maintal, Fränkischen Jura, Frankwald und Fichtelgebirge grüßend. Wer, von Trebgast kommend, sie zum ersten Male auf der Scheitelhöhe erschaut, der bleibt wie gebannt stehen. Den packt und hält es fest. Der blickt wie in ein uraltsaltiges Gesicht, aus dessen Furchen erschütterndes Weh und jauchzender Jubel zu uns reden, von goldenen Maientagen der Jugend an bis zum verlassenen, still gewordenen Alter. Keine bürgerliche Wohnstätte, nicht Dach noch Schornstein beeinträchtigen von hier droben das köstliche Einheitsbild. Buchwald und Rehberg flechten den tiefgrünen Rahmen. Dahinter blauen ferne, im Duft verschwimmende Höhenzüge.

Mit vollem Rechte hängt der Kulmbacher an seiner Plassenburg. Auch mir ist sie in den Wochen, da ich zu ihren Füßen hauste, in ihrer weiteren Umgebung wandernd umherstrich, allmählich tief ans Herz gewachsen. Immer wieder habe ich sie von den nachbarlichen Gebirgen begrüßt. Und lehrte ich abends heim, über Hügelwellen, durch reisendes Korn, durch Hecken duftsender wilder Rosen wandernd, hoch über mir der Lerchen Sang, während fern im Westen der müde Tag glutzitternd versank . . . da hielten meine Augen am Ende der Tagesfahrt Ausschau nach der Bergveste, wie man nach einer Geliebten ausblickt. Und dann lohten mir die Fensterreihen wie in Blut getaucht entgegen, leichtes Gewölk schwamm über ihrem Mauerkranz, und aus den Gassen der zu Füßen kauernnden Stadt verhallte das letzte Geräusch fleißigen Bürgertuns.

Wer seine Heimat nicht liebt, verdiente ja kein Deutscher zu heißen. Und mit aller Innigkeit hängt der Kulmbacher an seiner Plassenburg, die mit den Geschicken seiner Väter so viel teilte, über deren Sinnen die Jahrhunderte rauschten und die heute noch wie eine Königin mit großen, hellen Augen hinaus in das schöne, so oft besungene Frankenland mit gerechtem Stolze blickt.

Doch auch wir Deutsche alle zwischen Fels und Meer sollten der Plassenburg fortan erhöhteres Interesse entgegenbringen. Gerade in diesen Tagen, die Alldeutschland unter den Waffen sieht gegen ein Meer von Feinden, in einen Kampf verstrickt, wie solchen die Geschichte bisher noch nicht zu verzeichnen hatte. Einem Kampfe, in dem es nicht nur

um die Ehre und Sicherheit des Vaterlandes diesmal geht, sondern um den endlichen Sieg deutschen Idealismus. Um deutsches Wesen streiten wir, an dem doch einst die Welt genesen soll. Was einst Karl der Große anbahnte, was der so lange im Kyffhäuser schlummernde Kaiser Friedrich Barbarossa erträumte, ein goldenes Zeitalter deutscher Macht und Größe: dies alles umweht mit starkem Flügelschlage auch die grauen, ehrwürdigen Mauern der Plassenburg.

Das liebliche Frankenland war einst ausersehen, die Wiege des Hohenzollerngeschlechtes zu werden. Das ist der helle Ruhm, der es umwittert. Das gibt ihm seine hohe Bedeutung und Stellung in der Geschichte. Denn aus dem Hohenzollernstamme entwickelte sich das Königthum Preußen, wuchs herrlich vor allen Völkern das neue Deutsche Reich empor. Hier in dem sonnigen, vom Main durchblitzten Ländchen spielte sich die Urgeschichte des Hauses Hohenzollern ab. Die Erbauer der Plassenburg, wie solche in ihren ältern Theilen uns heute noch grüßt und zur Ehrfurcht zwingt, das waren die Grafen von Andechs, die Herzöge von Meran und Dalmatien, Pfalzgrafen von Burgund, die Urahnen des heutigen deutschen Kaiserhauses und des bayrischen Königshauses. Dies alles leihet der Plassenburg unvergänglichen Schimmer. In der Glanzzeit des 13. Jahrhunderts stiegen die Mauern, Thürme und Sinnen der Plassenburg herauf, da Friedrich II., der genialste aller Hohenstaufen, die Kaiserkrone trug, jene Lichtgestalt, aus der dann später in Verbindung mit der Friedrich I. die Sagengestalt Barbarossas im Kyffhäuser im Volksgemüt sich entwickelte. Das waren die Tage, da auf der Wartburg Wolfram von Eschenbach und Walter von der Vogelweide am Hofe des gastfreien Landgrafen Hermann ihre Harfen klingen ließen. So breitet sich ein leuchtender Mantel um das altersgraue Gemäuer der Plassenburg für jeden Geschichtskundigen. Und wer sie mit solchen Augen schaut, wenn der sinkende Tag purpurne Rosenkränze um ihre Mauern flicht, dem erscheint sie dann wie durchleuchtet von innerer Glut. Als wollten ihre Steine bebend reden von dem, was hier einst kam und ging im bunten Wechsellauf der Jahrhunderte. — — —

Stadt Kulmbach und Plassenburg, im Landschaftsbilde so innig verwachsen, durch manches Jahrhundert Freud und

Leid gemeinsam tragend, sind doch nicht in ihrer ursprünglichen Entstehung miteinander verknüpft. Führen doch auch beide ihren eigenen Namen. Nicht wie sonst üblich erwuchs ein Gemeinwesen am Fuße der Burg, indem sich Werkleute und Hörige nach und nach im Schutze der Feste niederließen. Die Anfänge Kulmbachs lagen an dem aus der Wolfskehle strömenden Bache, gehen zurück in weit ältere Zeiten.

In das Licht der Geschichte traten Burg und Stadt erst im 12. Jahrhundert. Die Siedelung hieß ursprünglich Kulmina, woraus dann Abkürzungen wie Kulmnach und Kulmna entstanden. Erst nach dem Jahre 1521 beginnt der heutige Name Kulmbach sich festzuwurzeln. Die Burg aber hieß ehemals Blassenberg. Über die Entstehung dieses Namens ist dann von der unermüdlichen Volkspheantasie mancherlei erdichtet worden. Da soll ein Hund Blasz, der seinem Herrn die Stelle zeigte, wo eine Feste zu erbauen sei, Pate gestanden haben. Wieder andere leiten den Namen von Blasse ab, was die Stirn des Berges bedeute, an der sich die Bergveste erhob. Doch alles Spintisieren hat zu einer Klarlegung nicht geführt.

Urkundlich wird die Burg Plassenberg zum ersten Male 1135 angeführt, in welchem Jahre Berthold II., Graf von Diessen-Andechs als Zeuge für den Bischof Otto von Bamberg sich mit „Comes de Plassinberc“ unterzeichnet.

Es war Gebrauch unter den einzelnen Vertretern des Grafenhauses von Andechs, sich nach den verschiedenen Besitzungen jeweilig zu benennen. So wählte der oberbayrische Graf Berthold II. fortan seinen Titel Graf von Plassenberg nach der neuen Erwerbung, welche ihm durch Heirat zugefallen war, die er mit einer Tochter des markgräflich Schweinfurtschen Hauses eingegangen war. Der Oberbayer Graf Berthold II., Sohn des Grafen Arnold von Diessen und Andechs und dessen Gemahlin Gisela, jüngsten Tochter des Herzogs von Schwaben, Otto von Schweinfurt, ward fortan ein guter Franke. Seine Gemahlin Sophie war die Tochter des Markgrafen Poppo von Istrien. Deren Großmutter aber war dem kaiserlichen Hause Barbarossas nahe verwandt. In diesem Umstände müssen wir auch die Erklärung suchen, daß das Haus der Plassenberger Grafen so rasch an Ansehen und Aufschwung gewann. Fortan sehen wir

die Grafen als tapfere Schildmänner und getreue Begleiter sich an den Heereszügen nach Italien beteiligen. Und als es zum Kreuzzuge gegen die Ungläubigen ging, ward ihnen das Ehrenamt der Bannerträger durch Kaiser Barbarossa anvertraut.

Die wahrhaft königliche Größe, welche die Plassenburg fast an die Spitze aller deutschen Burgen stellt, legt mit Recht die Vermutung nahe, daß sich hier bald nach ihrer Vollendung ein reiches und glänzendes Hofleben entwickelte. Für ein schlichteres Burgleben hätte auch eine weniger kostspielige Anlage genügt. Und so bedarf es kaum der Phantasie, wenn man annimmt, daß durch ihre Burgtore ein Leben eintritt, das dem Hause höchste Ehren brachte, und daß die Plassenburg deutsche Kaiser auf ihren Fahrten zwischen Harz, Thüringen und dem Süden als hoch gefeierte Gäste begrüßen durfte. Vielleicht hat das helle, blaue Auge des Hohenstaufen Friedrich I., des Kaisers Rotbart, des deutschen Volkes Liebling, so manchemal sinnend hinab in das heitere Gelände hoch von der Plassenburg geblickt, in dem nicht weit davon Roter und Weißer Main innig zusammenfließen! Dies alles aber leiht der Plassenburg noch heute einen Zauber und einen Stimmungsgehalt, an dem unsere in Unkenntnis rastlos vorwärtsdrängende Neuzeit leider achtlos vorüberging.

Wenn erst die Waffen schweigen, wenn Deutschland sieggekrönt wird darangehen, im erweiterten eigenen Hause in Frieden den Spuren nachzugehen, aus denen die Quellen seiner eingeborenen Kraft entsprangen, wenn es wieder lernt tiefer schürfen in der glanzvollen Geschichte, dann wird auch der Tag heraufleuchten, in dem die von deutscher Kaiserpoesie umschwebte Feste Plassenburg in ihre angestammten Ehren eingesetzt wird. — — —

Aus den Tagen des ersten Grafen von Plassenberg ist uns sonst wenig an Ereignissen überkommen. Nur Urkunden reden von ihm. Wie viele stolzere Titel und Würden sich im Laufe der Zeit das hochgemute Geschlecht auch beilegen durfte, welchen Wechsel die Geschichte dieses Hauses auch erfuhr: die Herrschaft Plassenberg mit Bayreuth blieb bis zum Aussterben des Geschlechtes dessen erblicher, vollfreier fränkischer Stammbesitz. 1173 erhielt der Sohn des Erbauers der Bergveste, Berthold III., vom Reiche als Lehen

die Markgrafschaft Istrien. Seitdem führte er den Titel eines Markgrafen von Istrien. Sein Sohn Berthold IV. erhielt den vor ihm von den bayerischen Grafen von Dachau geführten Titel eines Herzogs von Kroatien und Dalmatien 1180. Von da ab tragen die Besitzer der Plassenburg den Namen Herzog von Meran, von dem Lande am Meere. Das Geschlecht wird von nun als Meranier oder auch Meraner bezeichnet. Emporgehoben in den Reichsfürstenstand, bildeten die Meranier fortan ein unerschütterlich festes Bollwerk für das glänzende Kaiserhaus der Hohenstaufen. Den Gipfel ihrer Macht erklimmte das angesehenste Geschlecht, da Otto VII. sich mit Beatriz, einer Enkelin des Kaisers Barbarossa, vermählte. Welche bunten, prachtlänzenden Tage mag damals die Plassenburg erlebt haben!

Über das Bamberger Hochstiftsland trugen die Herzöge von Meran „judicium provinciale“, über das Regnitzland (Hof) „die Reichsvogtei“ zu Lehen. Erst als im 13. Jahrhundert meranische Politik sich in Widerspruch mit der kaiserlichen Politik setzte, begannen die Grundpfeiler der bisher bewahrten Macht zu wanken. Ein Teil nach dem andern des alten Stammgutes geriet in fremde Hände. Als dann Herzog Otto VII. sogar offen sich zu der päpstlichen Partei bekannte, hob der Niedergang des Geschlechts an. Kerzen, die zu hell leuchteten, brennen schneller ab. Es war im Juni 1248, da Herzog Otto VIII. schwer krank von der Plassenburg sich zu der wie ein Adlerneft über einem engen Tale unweit Weismain horstenden Burg Niefen begeben hatte, wo er am 18. Juni plötzlich starb.

Über diesen jähen Heimgang des Meraniers ist durch Jahrhunderte viel gefabelt worden. Er soll eines gewaltigen Todes gestorben sein. Dagegen aber spricht seine längere Krankheit, während der er eine Reihe von Verfügungen erließ, alle nur in der Gewißheit, daß die Tage seiner Herrschaft gezählt waren. Sein Testament hatte der Meranier bereits am 23. Mai niedergelegt. Vom 15. Juni ab verfügte er täglich Stiftungen und Schenkungen für die Kirche, wie er selbst bezeugt aus dem Grunde „an schwerer Krankheit zu Bett liegend“. Am Tage vor seinem Hinsterven waren bei der letzten Schenkung noch eine Reihe geistlicher Würdenträger an seinem Lager versammelt. Kinderlos ging

er aus der Welt. Fünf Schwestern ließ er zurück. Diese teilten sich nun in das Erbe des letzten Herzogs von Meran. Durch eine dieser Schwestern, Beatrix, vermählt mit dem Grafen Hermann II. von Orlamünde, kam Burg Plassenberg mit Kulmbach an dieses angesehene thüringer Grafenhaus, dessen Stammsitz sich im Saaltale erhob. Eine andere Schwester, Elisabeth, brachte ihrem Gemahl, Burggraf Friedrich III. von Nürnberg, das Eigentum am Roten Main zu, dessen Mittelpunkt Bayreuth wurde. Eine dritte Schwester, Margarethe, empfing den meist bambergischen Anteil mit Scheslitz als Mittelpunkt für ihren zweiten Hauswirt, Friedrich V. von Truhendingen.

Unter der Herrschaft der Meranier hatte die Plassenburg Umfang und Ausgestaltung empfangen, wie sie uns heute noch in den Hauptzügen entgegentritt. Drei Stockwerke türmten sich übereinander. Vier mächtige Flügel umschlossen im Giebert den weiten Hof, den heutigen „Schönen Hof“. Ein stummer, düsterer Zeuge ist der Ostflügel dieses Hofes. Betrachtet man ihn vom äußeren Burghofe, mit dem Rücken gegen das Christianportal stehend, so erblickt man die uralten Buckelquadern. Einfache Steinmezzeichen sind da und dort eingemeißelt. Romanische Reste sind außerdem im Bau selbst erkennbar. Im 14. Jahrhundert aber wurden Buckelquadern kaum noch zu Burgbauten verwandt. Auch der Nordflügel deutet auf ein hohes Alter. Interessant vor allem bleiben die sechs mächtigen Säulen, die einen Teil der Südseite des Nordflügels begrenzen. Eine Art Vorhalle bildend, trugen sie einst auf ihren altertümlichen Kragsteinen die „Hofstube“, späterhin der Fürstensaal genannt. Auch die Räume hinter den sechs Säulen zeigen auffallend gedrungene, starke Säulen, welche die kräftig gewölbten Decken tragen. Hier befand sich einst die Hofküche nebst anderen Gelassen.

Ehemals war zwischen den Säulen im Hofe ein Balkon eingebaut für die Musikanten und Zinkenisten. Bei all den bunten, prachstrotzenden Hoffestlichkeiten, Turnieren, Schwertleiten und anderen höfischen Gebräuchen, ließen sie ihre feierlich-fröhlichen Weisen erklingen. Fürstlichkeiten, der Adel und die hohe Geistlichkeit des Landes waren geladen und durften tagelang schmausen und zechen, dem Weidwerk nach-

gehen oder sich der farbenschildernden Spiele erfreuen. Dann zeigten sich die offenen Arkaden des geschmückten Burghofes reich besetzt mit Zuschauern, während drunten auf köstlich geschirrten Rossen Fürsten, Adel, Edelknaben und Knappen sich tummelten. Wie blitzten da Waffen und Edelschmuck in der gleißenden Sonne! Welch einen glühenden Farbenrausch entfalteten die dem Mittelalter eigentümlichen Gewänder, all der kostbare Tand und Behang! Besonders weihervoll und anziehend muß das Fest der Schwertleite gewesen sein, an dem die Knappen den Ritterschlag empfangen. Die Zeit der Sonnenwende war stets dazu ausersehen, wenn das große Blühen durch die Natur ging, von wilden Rosen überschüttet Wege und Stege lagen. Schwertleite war echte mittelalterliche höfische Burgpoesie. Lassen wir ihr Bild noch einmal vor unseren Augen heraufsteigen. — — —

Die später zum Rittertum bestimmten Knappen erhielten ihre Vorbildung an deutschen Ritterhöfen und auf den Burgen. Standesbewußtsein wurde ihnen fest eingepflanzt. Einen Reichtum menschlicher Tugenden sollten sie sich erwerben, um damit als echte Ritter sich von den anderen Menschen abzuheben. Innere und äußere Zucht wurde streng gefordert. Als äußere Zucht galt Schönheit im Gange, Gebärde und Rede, freundlicher Gruß, Ehrerbietung gegen ältere Personen, Pflege des Körpers und Aufmerksamkeit gegen die Gäste. Tiefer aber griff die innere Zucht in das Leben der stürmischen Jugend ein. Treue und Wahrheitsliebe, Schamhaftigkeit und demütige Bescheidenheit, ein starkes Streben nach Achtung vor den Männern, nach Ehre, Tatenlust und Heldensinn waren die Bedingungen. Wer in allen Lebenslagen Milde und Zucht bewahrte, der hatte die dritte Tugend sich erstritten, die „Maze“, das war ein richtiges Maßhalten, streng geübte Selbstbeherrschung. Als vierte Tugend aber forderte man die „Duoge“. Das war die Geschicklichkeit im Gebrauch der Waffen.

Bereits in früher Jugendzeit begann diese Ausbildung. Schon damals ging ein Sprichwort um: „swaz eime habgen werden sol, daz krümbet sich vil vrüeje!“ Entbehrungen und Anstrengungen wurden frühzeitig geübt. Dazu gesellte sich der Unterricht im Reiten, Laufen, Klettern, Schwimmen, Bogenschießen, Speerwerfen, Fechten mit Schwert und Schild.



Kulmbach mit dem Blick auf die Blossenburg



Dazu kam die Jagd, welche den Gebrauch der Waffen gut vorbereitete. Leuchtende Vorbilder wurden den Knaben aus der deutschen Heldensage vorgeführt. Iwein, Artus mit seiner Tafelrunde, Tristan, Parsifal und andere sonnige Helden stiegen vor ihnen herauf. Dichtungen eines Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide, stärkten die Begeisterung für den ritterlichen Beruf. Höchste Vollendung in Zucht und Mäze zu erringen, dafür galt der Dienst der Edelknaben bei edlen Frauen. —

Mit dem Eintritt in das 16. Lebensjahr wurde der Knabe zum Knappen ernannt. War er von fürstlicher Geburt, wurde er Jungherr genannt. Bewaffnet folgte er nun fortan seinem Ritter und Lehrmeister auf die Jagd, zu lauten Festen und Turnieren, auch in die tosende Schlacht, immer in Ergebenheit und Ehrerbietung. Im Kampfe trägt er ihm die Waffen nach, reichete ihm neue Lanzen und Speere, und weilte er an einem Hofe, blieb er bemüht, alle Pflichten feinen Benehmens gegen die Frauen zu üben.

Die Schwertleite des jungen Ritters erfolgte sehr oft vor einer Schlacht um die Zeit der Sonnenwende. Monatslang dauerten die Vorbereitungen zu solch einem Feste. Die Waffenhämmer schmiedeten neues Gewaff, in den Kemenaten fertigten die Frauen kostbare Gewänder an. Ritter und Minnesänger aber zogen weit durch die Lande, als Boten des Königs oder Fürsten Einladungen zur Schwertleite ergehen zu lassen. So kam der große Tag heran.

Im festlichen Gewande prangte die Burg. Banner wehten, Fanfaren schmetterten zu Tale, frohes Gewimmel zusammengelaufenen Volkes staute sich vor den Toren. Der Burgherr war seinen Gästen entgegengeritten und geleitete sie nun hinan zu seinem Sitze, wo die Burgfrau ihnen den Willkommenstrunk feierlich anbot.

Die zum Ritterschlage bestimmten Knappen hatten tags zuvor ein warmes Bad genommen und gingen dann zur Kapelle, daselbst über Nacht stehend oder knieend ihre neuen Waffen zu bewachen. Am nächsten Morgen schritten die jungen Schwertgenossen, begleitet von allen Gästen, zur Kapelle. Der Priester verrichtete das Hochamt, segnete die Waffen, worauf nun die feierliche Zeremonie der Schwertleite anhub.

Sie begann mit der Rüstung des Knappen. Ein Ritter schnallte ihm den rechten Sporn an, ein anderer legte ihm Harnisch an und befestigte den Helm. Dann geleitete der vornehmste Ritter den Knappen zum Priester vor dem Altar und sprach:

„Eurer Hochwürden, gnädiger Vater, stellen wir diesen erlesenen Schildknappen vor mit der demütigen Bitte, daß Eure Väterlichkeit sein Gelöbniß empfangen, damit er würdig in unsere Ritterschaft aufgenommen werden könne.“

Der Priester, sehr oft ein Kardinal, wandte sich nun an den Knappen:

„Es ziemt sich, daß der Ritterschaft treiben will, hochgemut, freigebig, tadellos und ehrenfest sei; hochgemut im Unglück, edel gegen Verwandte, freigebig in aller Ehrbarkeit, tadellos in höfischem Geiste und ehrenfest in männlicher Tüchtigkeit. Ehe du jedoch dein Gelöbniß ablegst, höre mit reiflicher Überlegung erst die Regeln an. Das aber ist die Regel des Rittertums: Zuwörderst mit frommer Sammlung täglich zu Gott beten, für den christlichen Glauben kühn das Leben wagen, die heilige Kirche mit ihren Dienern von allen Raubgesellen befreien, Witwen, Kinder und Waisen in ihrer Not beschützen, ungerechte Kriege vermeiden, unbillige Dienste verweigern, für die Befreiung eines jeden Unschuldigen den Zweikampf annehmen, Turniere allein der kriegerischen Übung wegen besuchen, dem Kaiser oder dessen Stellvertreter in zeitlichen Dingen ehrfurchtsvoll gehorchen, den Staat unverletzt in seiner Kraft zu lassen, die Lehn-güter des Kaiserreichs oder Königreichs nicht entfremden und unsträflich vor Gott und Menschen in dieser Welt zu leben. Wenn du diese Gesetze der Ritterregel demütig und fleißig nach bestem Wissen und Können befolgst, so wisse, daß du zeitliche Ehre auf Erden und nach diesem Leben die ewige Ruhe dir verdienst.“

Nach diesen Worten legte der Priester die gefalteten Hände des Knappen auf das verlesene Evangelium der Bibel und fuhr fort:

„Willst du in Gottes Namen den Ritterorden demütig empfangen und die dir wörtlich erklärte Regel nach deinem besten Können erfüllen?“

Der Knappe antwortete:

„Ja, ich will es!“

Nun gab der Priester dem Knappen folgendes Gelübde, das letzterer vor allen laut verlas:

„Ich . . ., Ritter der bayrischen Ritterschaft, des heiligen Reiches Lehnsmann, gelobe eidlich in Gegenwart des Herrn Petrus, Priester und apostolischen Gesandten, bei diesem hochheiligen Evangelium, das ich mit der Hand berühre, die Gesetze des Ritterordens zu beobachten.“

Darauf gab der Fürst dem Knappen einen Schlag auf den Rücken und sprach:

„Zu Ehren des allmächtigen Gottes mache ich dich zum Ritter und nehme dich mit Freuden in unsere Gesellschaft auf!“

Als wichtigste Handlung der Feier erfolgte jetzt der Ritterschlag. Der Ritter, welcher den Knappen aufnahm, schlug diesen mit dem Schwerte auf den Nacken oder Rücken, damit fortan der neue Ritter solle sich stets der empfangenen Ehre erinnern.

Die Pauken dröhnten, die Glocken erhoben ihre Stimmen, Posaunen schmetterten fröhlich, auf und durch das Gotteshaus pflanzte sich der helle Ruf:

„Auf, auf zum Turnier!“

Hinaus in den wartenden Schloßhof drängte die Festgesellschaft und das dreitägige Hoffest setzte ein mit Armbrustschießen, Ritterspielen, Jagd und lustig-prunkenden Gelagen. — —

Wie die Meranier, so haben es späterhin auch die kommenden Besitzer der Plassenburg gehalten. Auch unter den Orlamündern und den Hohenzollern sah der geräumige Schloßhof noch gar oft ritterliche Feste, von deren Glanz und Herrlichkeit sich das Volk im Lande nicht genug erzählen konnte. — —

Der Heimgang des letzten Meraniers Otto VIII. hatte zwischen den Erben, den Grafen von Orlamünde, den Burggrafen von Nürnberg, sowie den Grafen von Truhedingen und andererseits dem Bisthottum Bamberg einen harten Streit hervorgerufen. Da man sich gütlich nicht einigen konnte, sollte das Schwert entscheiden. So griff man zu den Waffen, bis endlich im Jahre 1260 zu Langstadt ein Schiedsgericht zwischen Orlamünde und Bamberg verglich. Die anderen Parteien waren bereits vorher einig geworden. Graf Her-

mann II. und Otto der Gewaltige blieben bis 1270 im ungetheilten Besiz des marktgräflich schweinfurtischen Erblandes, dann besaß Otto wohl Plassenberg allein. Auch unter den Orlamündern sah die Burg wieder hohe und rauschende Feste. Es lag im Blute dieses stolzen Geschlechtes, nach außen hin durch reiche Prachtentfaltung den Ruhm des Hauses zu mehren. Überreichlich aber spendeten sie an Kirchen und Klöster. Und an dieser Verschwendung an Freigebigkeit sollte dann auch schließlich das stolze Haus zugrunde gehen.

Den Segen Gottes für die ihnen zugefallene Erbschaft zu erleben, war eine ihrer ersten frommen Taten die Gründung des Zisterzienserklosters Himmelkron, das sie außerordentlich reich begüterten und die geweihte Stätte zum Erbbegräbnis für sich und ihre Nachkommen bestimmten. Als am 13. Mai 1285 Otto der Gewaltige das Zeitliche segnete, war er der Erste, welcher seinen letzten Gang nach Himmelkron antrat.

Nicht allzu lange sollte der fränkische Zweig der Orlamünder sich der Herrschaft erfreuen. Mit Otto dem Jüngsten, dem Sohne Otto des Reichen, erlosch am 28. Juli 1340 das Haus Orlamünde in seinem Mannesstamme. Bereits zwei Jahre früher hatten die kinderlosen Gatten mit dem Burggrafen Johann II. von Nürnberg einen Erbvertrag abgeschlossen, wonach die Herrschaft einmal den Hohenzollern anheim fallen sollte. Otto der Jüngste fand seine Ruhestatt in Himmelkron, wo auch bereits sein Vater und Großvater waren beigesetzt worden. Seine Gemahlin Kunigunde aber erstand durch Kauf von den Burggrafen von Hohenzollern die zwischen Erlangen und Nürnberg belegene Veste Gründlach. Dort richtete sie ein Zisterzienser-Frauenkloster ein, in das sie dann als erste Äbtissin eintrat, um nach einem gottergebenen Leben daselbst auch ihre Ruhestatt zu finden.

Das kinderlose Aussterben des Hauses der Orlamünder, der so jähe Übergang an Hohenzollern sowie noch andere besondere Umstände verwirrten und beschäftigten die Volkspheantasie so stark, daß schließlich der Glaube an vorangegangene schreckliche Ereignisse feste Wurzel faßte. Der natürliche Hergang schien dem Volke nicht passend genug. So schuf es sich die Sage von der „Weißen Frau“. Und ob seitdem auch immer wieder auf die völlige Haltlosigkeit dieser Fabel hingewiesen wurde, das poetische Recht des

Volk blieb Sieger. So ist's bei Wilhelm Tell, bei den tapferen Weibern von Weinsberg und anderen Sagen ebenfalls gewesen. Solcher sagenbildenden Kraft gegenüber muß der Geschichtsschreiber verstummen.

Im Anfange tappte das Volk mit der Heldin seiner Sage noch unsicher einher. Bald hieß sie Agnes, dann Katharina, bis man sich endlich darin einigte, die letzte Orlamünderin Kunigunde zu wählen. Schon lange hatte man sich heimlich zugeflüstert, daß im Kloster Himmelkron zwei ganz junge Kindlein seien in aller Stille beigelegt worden. Möglich, daß diese Kinder Podika, der Gemahlin eines nahen Verwandten Otto des Jüngsten, auch Otto geheißten, angehört hatten. Die Volkspheantasie aber stempelte diese Kinder als Leibeserben des letzten Herrn der Plassenburg, welche man beseitigt habe, einer anderen Linie den Weg zu bahnen. Und zwar solle Kunigunde ein Liebesverhältnis mit einem Burggrafen von Nürnberg unterhalten haben.

Als sie nun immer dringlicher darauf bestand, daß der Burggraf sie als sein Ehegemahl möge heimführen, da habe dieser ausweichend erwidert, es stünden „vier Augen“ im Wege. Er aber meinte damit seine Eltern, welche dieser Verbindung abgeneigt waren. Kunigunde jedoch bezog die Ausrede auf ihre beiden Kinder. So schritt sie zu dem grausen Verbrechen. Sie stach durch die Augen die Kleinen ins Gehirn und tötete sie. Des Mordes angeklagt, soll sie dann zuerst eingekerkert worden sein. Dann aber zog sie nach Rom als Büsserin, um nach der Heimkehr in das von ihr gegründete Kloster Himmelsthron einzutreten, wo sie später starb und auch beigelegt wurde. Nur ein Volkssirrtum hat sie mit dem ähnlich klingenden Kloster Himmelkron in Verbindung gebracht.

Doch der Fluch ihrer unheimlichen Tat ließ sie auch im Grabe nicht ruhen. Als „Weiße Frau“ ward sie verdammt, nächtens umzugehen. Und wo sie erschien, da klopfte dann der Tod bald an. Von der Plassenburg floh später ihr Schatten zu den Hohenzollern. In Bayreuth hat man sie früher des öfteren gesehen. Auf dem Schlosse Heidecksburg ob Rudolfstadt soll sie vor dem Gefecht bei Saalfeld dem leichtsinnigen Prinzen Luis Ferdinand erschienen sein. Auch Burg Lauenstein, die einst den Orlamündern gehörte, erhob ohne jede Berechtigung Anspruch auf den gespenstischen

Schatten der unglücklichen Frau. Vor allem aber blieb ihr Sitz das altersgraue Schloß der Hohenzollern zu Berlin. Nach Aussagen und Überlieferungen soll sie hier im Laufe der Jahrhunderte wiederholt als Känderin eines Todesfalles gesehen worden sein. —

Alles aber gehört in das Reich der Fabel. Geschichtlich beglaubigt ist, daß die letzte Orlamünderin in das von ihr begründete Kloster Himmelthron als Äbtissin eintrat und dort ihre letzte Ruhestätte fand. Sentimentale Gemüter mögen immerhin in der Kirche zu Himmelkron sich vor die beiden Grabsteine der Weißen Frau und ihres Geliebten führen lassen. Burggraf Albrecht ruht im Kloster Heilsbronn bei Ansbach. Die beiden in Himmelkron befindlichen Grabsteine, welche das Liebespaar darstellen sollen, gehören Otto VI. von Orlamünde und der Äbtissin Magdalena von Orlamünde.

Die Sage aber fand damals immer weiteren Boden. 1552 erschien sie zuerst, dann sogar in gar anmutigen Reimen, verfaßt vom Pfarrer Loer in Melkendorf bei Kulmbach. Das Manuskript dieser Schauermär befindet sich heute im Besiz des Historischen Vereins in Bayreuth. Entrüstet aber hat eine fremde Hand darauf geschrieben: „Eine ärgerliche und schwerverantwortliche Lügen ist alles, wie die Langheimischen Stiftungsbrief und die Historici glar erweisen.“ — — —

Trozkdem bleibt es bemerkenswert, daß heute nach fast 600 Jahren die Sage von der Weißen Frau noch nicht viel von ihrer Kraft eingebüßt hat. Sie lebt fort in den Gemütern des Volkes. Es birgt sich dahinter noch ein Rest altgermanischen Glaubens an weiße, das heißt weissagende Frauen, die stets und überall sich in schleppenden weißen Gewändern blicken ließen. — —

Im Jahre 1340 trat Burggraf Johann II. von Nürnberg die Herrschaft über die Plassenburg an. Ein Hohenzoller war eingezogen. Besiz ergriffen von der truzigen Bergveste der Meranier hatte ein Vorfahre jenes anderen Hohenzollern, der als Friedrich I. mit seinem Eisenhandschuh sollte im Beginn des 15. Jahrhunderts an die verschlossenen Stadttore der kleinen märkischen Städtlein, an Berlin und Köln an der Spree anklopfen, sich Einlaß zu erzwingen, der dann als ein Kurfürst von Brandenburg mit sicherer Hand

die Mark Brandenburg emporführte, bis endlich unter den Hohenzollern ein neues Deutsches Reich aus der „Sandstreu-  
büchse des einstigen heiligen Deutschen Reiches“ glänzend  
und ruhmbedeckt heraufstieg. —

Für die Plassenburg und Kulmbach zog mit dem Ein-  
tritt der Hohenzollern ein heller Stern herauf. Unter Fried-  
rich's Sohn, Johann II., wurden wie einst unter den Her-  
zögen von Meranien die zwei Herrschaften Plassenberg und  
Bayreuth wieder in eine Hand gelegt. In dem Vertrage  
vom Jahre 1341 über die Gemeinschaft der Hausgüter wurde  
aber ausdrücklich erwähnt: die vom Burggraf Johann allein  
erworbene Herrschaft Plassenberg solle auch ihm und seinen  
Erben allein gehören. — Bis in das 19. Jahrhundert hinein  
blieben die Hohenzollern im Besitz des Sitzes der Meranier.  
Lang? blieb Kulmbach die Hauptstadt des obergebirgischen  
Teiles der fränkischen Hohenzollernlande.

Burggraf Johann II. und seine Gemahlin traten ihre  
Regierung mit einem Werke frommen Segens an, indem  
sie unten in der Mainvorstadt von Kulmbach ein Augustiner-  
Kloster stifteten und dieses reichlich ausstatteten. Der zweite  
Hohenzoller, welcher auf der Plassenburg Hof hielt, war  
Albrecht I., der zugleich mit dem noch jugendlichen Sohne  
Johann II., Friedrich V., sich der Regierung widmete. Ob  
seines hohen Körperbaues haben seine Zeitgenossen ihm den  
Beinamen „Der Schöne“ zugelegt. Von ihm ist verbürgt,  
daß er der erste Hohenzoller gewesen ist, der die heiligen  
Stätten im Morgenlande aufgesucht hat.

Als er kinderlos das Zeitliche 1361 segnete, übernahm  
nun Friedrich V. allein die Regierung. Als ein tüchtiger  
Herrscher machte er sich zur Aufgabe, die Grenzen seiner  
Herrschaft zu erweitern, so daß er in der Geschichte seines  
Hauses bald „Der Erwerber“ hieß. Bei einer Teilung mit  
seines Vaters Bruder, Albrecht dem Schönen, 1358 verblieb  
Friedrich die Herrschaft Plassenberg. Friedrichs hausgesetz-  
liche Verfügung „sofern fränkischer Besitz geteilt würde, solle  
er in nie mehr als zwei Teile zerfallen“ — wurde in alle  
spätere Hausgesetze aufgenommen. In das Oberland, das  
Land oberhalb des Gebirges mit der Burg Plassenberg, und  
in das Unterland, das Land unterhalb des Gebirges mit  
Kadolzburg — beide Lande durch die Fränkische Schweiz ge-

trennt, theilte er den Besitz seines Landes. Friedrich V. hielt nicht nur regen Umgang mit dem Kaiserhause, sondern stand ebenso in Familienverbindung mit demselben. Da mögen wohl manchmal die Trompeten von den Zinnen weit hinaus ins Kulmbacher Land freudig geschmettert haben, wenn kaiserlicher Besuch sich der truzigen Bergveste aus dem Maintale herauf näherte. Die wachsende Bedeutung der Herrschaft Plassenberg aber hatte noch weitere gute Folgen, daß mehr und mehr Adlige des Landes sich unten in Kulmbach steinerne Häuser erbauten, als Absteigequartier für die Tage der Hoffeierlichkeiten. So hoch stand der Markgraf in der Gunst des Kaiserhauses, daß ihm 1362 das Münzrecht für Kulmbach und Bayreuth zugestanden wurde und das Jahr darauf er zu Nürnberg auf dem Reichstage in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. Er ließ auch, dem aufkommenden Gebrauche seiner Zeit folgend, eine genaue Landesbeschreibung seiner Herrschaft anfertigen. Dieses 1398 entstandene burggräfliche Landbuch ist noch erhalten und gibt uns ein treffliches Bild der Stadt Kulmbach. Graben und Ringmauern gürteten damals bereits die Innenstadt. Die Langgasse sowie die Mainvorstadt lagen außerhalb der steinernen Umwehrung. Recht charakteristisch erscheint es auch, daß in diesem Landbuche die Lage der Bürgergasse nicht nach Gassen bestimmt ward, sondern nach ihrer örtlichen Lage. So heißt es da: am Berge, am Bach, am Graben, am Tränkmain, am Tore (bei der Langgasse). Die Juden hausten in einem besonderen Stadtviertel, abgeschlossen von der Bürgerschaft und standen mit Leib und Gut unter dem Schutze der Herrschaft, der sie dafür besonders schutzpflichtig waren.

In diesen Tagen erhob sich bereits am Fuße des Plassenbergs die schöne St. Peterskirche. Ebenso hatte das Kloster Langheim sich den Mönchshof gegründet, das heutige Rentamtsgebäude.

Geehrt und betrauert schloß der weise Hohenzoller im Jahre 1398 die Augen zum ewigen Schlafe.

Nach Friedrich V. Tode erhielt sein Sohn Johann III. das Oberland, Friedrich VI. das Unterland, gemäß väterlichen Hausgesetzes. Friedrich, im Jahre 1411 vom Revisor Sigismund zum Verweser und Hauptmann der Mark ein-

gesezt, zwei Jahre später zu Konstanz mit der Mark- und Kurwürde belehnt, ordnete vor seiner Übersiedelung in die Mark in Gegenwart seiner Gemahlin bei seinem Bruder auf Plassenberg die Angelegenheiten seines Landes, des Unterlandes und stellte seine Gemahlin selbst unter die Obhut des Bruders. Burggraf Johann hatte nach seiner Rückkehr aus den Türkenkriegen und aus Ungarn damals schon die Plassenburg zum Verwaltungsmittelpunkt seiner Herrschaft, des Oberlandes, gemacht. Erst 1430 nach des Burggrafen Johann III. kinderlosem Tode fiel auch das Oberland an Friedrich.

Zur Verwaltung der Herrschaft Plassenberg hatte Friedrich seine Gemahlin und seinen Sohn Johann ausersehen, dem die Geschichte späterhin den Beinamen „Der Alchymist“ gab. Trotzdem hielt Friedrich, nunmehr ein Kurfürst, noch des öfteren Einspruch in der Plassenburg, sobald es nur seine Geschäfte im Dienste Brandenburgs und des Reiches gestatteten.

In diese Tage fällt auch der Überfall der Hussiten. Der päpstliche Legat hatte dem Kaiser Sigismund die Kreuzesfahne übergeben, der sie nun dem Kurfürsten Friedrich I. als Reichshauptmann überließ. Das sollte der Herrschaft Plassenberg zum Unheile werden. Nachdem die verwilderten Böhmen bereits einen Teil des Frankenlandes in Schutt und Trümmer gelegt hatten, rückten sie im Anfange des Jahres 1340 über Bayreuth und Himmelkron auf Kulmbach. Am 31. Januar sank die Stadt Kulmbach unter den Flammen der böhmischen Horden zusammen. Zwar wurde von kaiserlicher und päpstlicher Seite ein mächtiges Söldnerheer aufgeboden. Doch der Anblick der vertierten Hussiten muß furchterweckend gewesen sein. Die 36 000 Söldner stoben entsezt auseinander. Erst ein Abkommen mit den Hussiten, durch das ein Teil ihrer Forderungen bewilligt worden, brachte den deutschen Landen Ruhe.

In seiner Gemahlin Elisabeth, einer Tochter des bairischen Herzogs Friedrich von Landshut, hatte der Kurfürst einen wahren Schatz fürs Leben sich erworben. Vierzig Jahr hielt sie treu und fest an seiner Seite aus, ihm elf Kinder schenkend. Doch auch politisch zeigte sie sich tapfer und geschickt. Ihr heller Blick ließ sie die rechten Wege finden, verstoßte Herzen zu gewinnen und sie dem neuen Herrn zuzuführen. Hatte Friedrich in Franken zu tun, so vertrat

Elisabeth ihn im Lande Brandenburg, und weilte er an der Spree, so hielt sie die Herrschaft in Franken fest in den Händen. Ihre gewinnende Art hatte die Märker derart zu bezwingen gewußt, daß man ihr dort endlich den Namen „Schönelse“ beilegte. Der Adel huldigte ihr, und die Augen der Bürgerschaft leuchteten auf, wo sich die kluge und schöne Frau schauen ließ.

Im Jahre 1440 starb Friedrich I. Seine Witwe wählte als ferneren Sitz Schloß Ansbach, das ihr Gemahl erbaut und ihr bereits 1409 als späteren Witwensitz überschrieben hatte. Sein ältester Sohn Johann entsagte der ihm zukommenden Würde eines Kurfürsten von Brandenburg. Er war keine Kampfesnatur und überließ die hohe Stelle seinem jüngeren Bruder, der nun als Friedrich II. in die Mark übersiedelte. Der neue Herr, der die Plassenburg sich dauernd als Residenz ausersehen hatte, zeigte sich als ein gütiger Vater seines Landes. Er ward ein Beschützer der Wissenschaften. Doch als seine Vorliebe für die geheimnisvolle Alchimie, das Goldmachen, immer stärker ihn in Bann legte, da entsagte er der Regierung und zog sich auf Schloß Scharfeneck zurück, fortan nur noch seinen Neigungen hier lebend. Hier ist er denn auch 1464 entschlafen.

Sein Nachfolger, Markgraf Albrecht, genannt Achilles, hielt sich nicht zu oft auf der Plassenburg auf. Die starke Neigung zum Weidwerke hielt ihn zumeist zu Ansbach inmitten seiner reichen Jagdgründe fest. Gesorgt aber hat er trotzdem als ein rechter Landesvater für seinen fränkischen Besitz. Trotz unausgesetzter Kriegswirren und eines kostspieligen Hofhaltes als späterer Kurfürst von Brandenburg waren am Ende seiner Regierung die Einnahmen der beiden Fürstentümer von 30 auf 70 000 Mark gestiegen und sämtliche überkommenen Landesschulden getilgt.

Als der Kurfürst Friedrich II. von Brandenburg, genannt „Der Eisenhahn“, 1470 auf die Regierung verzichtete, und diese, weil er selbst kinderlos gewesen war, Albrecht Achilles übergab, kehrte er zur Plassenburg aus den märkischen Landen zurück, hier in der fränkischen Heimat die letzten Lebensjahre zu verbringen. —

Nach dem Ableben Albrecht Achilles übernahm sein Sohn Sigismund die Herrschaft Plassenberg. Er starb im jungen

Alter, und so trat sein Bruder Friedrich IV. die Regierung an. Da kamen wieder lebensfrohe Tage über die Burg. Der neue Herr war ein gar kampfesfroher Streiter, kriegstüchtig und tapfer. Gleich seinem Vater Achilles zeichnete er sich durch gewaltigen Körperbau aus. Seine Leidenschaften für ritterliches Spiel führten ihn an viele Höfe, dort sich zu messen mit anderen waderen Schildträgern und Speerführern. Aber auch die Plassenburg durfte sich wieder festlicher Stunden freuen, wenn in ihrem Hofe die Waffen aufeinander prallten. Bei seinem kriegerischen Sinne blieb er auch immer bedacht, Burg und Land in immer besseren Verteidigungszustand zu versetzen. So schuf er unter anderem auch eine Wart-Ordnung. Er errichtete auf hohen Punkten Warten oder auch Eilen genannt, je von zwei Wächtern versehen. Sobald diese auf einer Warte Flammen bemerkten, sollten sie den nächsten Amtmann benachrichtigen. Schlösser, Kirchtürme und Berge wurden für diesen zeitgemäßen Telegraphendienst ausersehen. Diese Warten, soweit sie als Türme auf Bergen errichtet wurden, zeigten statt einer Tür eine Falltreppe, welche in die Höhe gezogen werden konnte. Solche Warten wurden außer anderen auch auf dem Rehberge oberhalb Kulmbach, auf dem Magnusturm bei Kasendorf, auf dem Turme der Burg Zwernitz (Sanspareil), auf dem Rudolfsstein am Schneberge, auf dem Kulmberge bei Bayreuth eingerichtet.

Eine wahre Glanzzeit war für Kulmbach und die Plassenburg unter Friedrich IV. herangebrochen. Fromm und prachtliebend zu gleicher Zeit, theilte der Markgraf mit vollen Händen nach allen Seiten Gold und Besitz aus. Die Kirche stand sich gut unter seiner Regierung, dem Volke ward Augenlust geboten, und auf der Plassenburg, die er hatte weiter ausbauen lassen, ritten die adligen Gäste ein und aus. Allein für die Veste gab Friedrich IV. die für damalige Zeit ungeheure Summe von 11000 Goldgulden aus. 80 gerüstete und 20 ungerüstete Rosse stampften im Marstall. 20 adlige Frauen oder Hofdamen, sowie eine überreiche Dienerschaft sollten den Glanz des Hofes erhöhen. Wurde auf der Burg Gerichtstag gehalten, so zogen 20 Räte ein, die auch noch am Hofe bewirtet wurden.

Doch der Wurm saß im Fleische. Von Haus aus schon erregt angelegt, hatten verschiedene Schicksalsschläge in der

Familie den Markgrafen noch mehr seine Nerven erschüttert. Dazu gesellte sich das wachsende Mißtrauen gegen seine eigenen Söhne, die nicht ohne Recht tief grollend mußten mit gebundenen Händen zuschauen, wie Land und Geld verpraßt wurden, wie Kirche und Adligen an dem ihnen doch einst zustehenden Besitze fort und fort sich nährten. So reifte in den beiden Söhnen Kasimir und Johann langsam der Plan, der Zerrüttung des Landes ein Ende zu bereiten, den Vater als nicht mehr freien Geistes und somit regierungsunfähig zu erklären.

Über den Charakter Kasimirs sind bis heute die Stimmen der Geschichtschreiber nicht einig geworden. Während man hier behauptet, er sei brutal, hinterlistig und machtgerig gewesen, preist man ihn auf der anderen Seite als den Retter des Landes, dessen Handeln nur von den edelsten Absichten gelenkt wurde. Und die ihn loben, berufen sich auf eine Eintragung in die Chronik des Klosters Heilsbrunn, die einst der Abt Sebald im Herbst 1515 schrieb, als Dank für Wohltaten, welche Kasimir ihm erwiesen hatte. Klug und schmeichelnd fügte der gewandte Abt Wort an Wort: „Wie der Glanz der Sonne die Gestirne, so überstrahlte mein junger Fürst und Herr, Markgraf Kasimir, durch sein tugendhaftes Leben und durch seine einnehmende Gesprächsweise auf dem Kongresse zu Wien die dort versammelten Fürsten.“ An diese Schmeichelei klammern sich die Ehrenretter des Markgrafen, von denen einer sogar in unseren Tagen einen höchst gefühlsfeligen Roman schrieb, voll rosenroter Minne und himmelblauer Poesie.

Rücksichtslos ist der Sohn gegen den Vater vorgegangen. Aber er wollte das Ansehen und den Besitz des Landes retten. Die Verschwendungssucht und eine sich steigende Geistesverstörtheit, die keinen Einspruch mehr gelten lassen wollte, gaben Kasimir wohl das Recht in die Hand.

Nachdem der Prinz wochenlang vorher der Zustimmung der Adligen sich versichert hatte, von Burg zu Burg reitend oder seine Boten sendend, lud er alle adligen Verschworenen am 25. Februar 1515 zu einer glänzenden Faschingsfeier auf die Plassenburg. Eine tolle Lust schien unter den versammelten Festgästen zu herrschen. Doch während die Posaunen und Zinken lärmten, die Becher klirrten, kräftiger

Scherz von Lippe zu Lippe sprang, blickten unter den Masken die Augen der Verschwörer sich einverstanden zu. Und dann kam die Stunde. Der alte Markgraf hatte sich längst in sein Schlafgemach zurückgezogen.

Auf ein Zeichen fielen die Masken. Kasimir erhob sich, und die Ritter huldigten ihm jauchzend als neuen Herrn. Dann verlas er die Kunde der Abdankung, welche der Vater unterschreiben sollte. Als der Morgen des nächsten Tages graute, stürmte man in das Schlafgemach Friedrich IV. und zwang den völlig überraschten Fürsten zur Abdankung. Gebrochen und krank zeichnete der Markgraf seinen Namen unter die Worte der Absetzung: „Aus merklicher Notdurft und Schwachheit seines Leibes, zur Verhütung ferneren Unrats und Schadens hätte er bedacht, daß bisher seinem Fürstentume, Land und Leute nicht ein kleiner, sondern ein großer Schaden zugewachsen und künftig noch größer gedeihen möge. Dem zuvorzukommen aus Pflicht gegen seine Kinder, zum Besten des Allgemeinen, habe er seinen Sohn Kasimir wegen seiner und seiner Brüder Recht und redlich mit wohlbedachtem Mute und zeitigem gehaltenen Rate sein Fürstentum, Land und Leute übergeben, alle Untertanen ihrer Pflicht losgezählt und an ihn gewiesen.“

Rauh ist dann der neue Herr gegen den entthronten Fürsten und Vater vorgegangen. Markgraf Friedrich IV. ward in ein Turmgemach eingesperrt, in welches durch ein „Thürlein, das in der Thür gemacht ist“, ihm Essen und Trinken verabfolgt wurde. Auch blieb er völlig von der Außenwelt abgesperrt. Zwölf volle Jahre hat dann der Fürst in diesem Gefängnis verbracht, bis der Tod Kasimirs ihm die Freiheit wiederbrachte.

Hart und unbeugsam hat sich Markgraf Kasimir stets erwiesen. In dem Bauernaufbruch, der im Jahre 1525 ausbrach, hat er keine Milde gekannt und hat ein blutiges Gericht auf der Plassenburg gehalten. Aber er blieb doch ein tapferer Streiter und stellte auf Turnieren und in den offenen Feldschlachten seinen Mann. So stand er denn auch hoch im Ansehen am kaiserlichen Hofe. Vom Kaiser Karl V. zur Unterstützung von dessen Bruder ausersehen, zog er als ein kaiserlicher Feldherr nach Ungarn, dem Könige Ferdinand gegen die Türken zu helfen. Er sollte aber sein Franken-

land nicht wiedersehen. In Ofen erkrankte er an der Ruhr und starb elendiglich daselbst im Jahre 1527.

Markgraf Georg, ein Bruder des Verstorbenen, hatte inzwischen für den noch minderjährigen Sohn Albrecht die Regierung übernommen. Dieser aber, aufgestachelt von schlechten Beratern, forderte stürmisch das ihm zugefallene Erbe. Am 29. September 1541 hielt der Jüngling seinen Einzug auf Plassenberg, tags darauf huldigte das Kulmbacher Land, am 19. Oktober der obergebirgische Adel. Nicht zu Plassenberg, zu Neustadt a./A. hielt er Hof. Die Kanzlei ließ er nach Bayreuth verlegen. Die Zeitgenossen haben dann diesen Markgrafen um seines herrlichen Körperwuchses und seiner tapferen Unerfrodenheit willen den Beinamen Alcibiades verliehen. Die Nachricht von solch einem Stücklein Mutes ist uns überkommen. In den Tagen, da nach dem Einzuge auf die Plassenburg frohes Festgetümmel die weiten Hallen und Räume füllte, tauchte plötzlich der Schatten der weißen Frau auf. Erschrocken wichen die Augenzeugen vor dem Gespenste zurück. Albrecht aber schritt beherzt auf dieses zu, packte es und schleuderte es aus dem rasch geöffneten Fenster hinab auf den Hof. Dort fand man dann zerschmettert und tot einen Hofbeamten. —

Wie ein erfrischender Frühlingshauch war die Verkündigung der neuen Lehre des tapferen bisherigen Augustinermönches Dr. Martin Luther über die deutschen Lande gebraust. Hier flammender Jubel, dort eifernder Zorn. Partei stand gegen Partei. Und dann sollten die Waffen für die göttliche Lehre entscheiden. Der Schmalkaldische Krieg brach aus. Markgraf Albrecht hatte sich zu den Glaubensgenossen Karl V. geschlagen, zur gerechten Erbitterung seiner Untertanen, die sich zum größten Theile der neuen Lehre zugewandt hatten. Ehe er mit seinem Heere gen Sachsen aufbrach, verkündete er dem Land, der Krieg gelte nicht zur Unterdrückung der Religion, sondern nur zur Vollziehung der Reichsacht, welche Kaiser Karl V. über den sächsischen Kurfürsten Johann Friedrich verhängt habe. Die Segenswünsche seiner Untertanen geleiteten den Markgrafen nicht bei dieser Heeresfahrt. Wohl aber ritt das Unglück neben ihm. Abwärts ging die Bahn des übel beratenen Fürsten.

— Am 2. März wurde er nach seinem Einbruch in das

Sachsenland in einem Hinterhalt gefangengenommen und mußte sich nun in die Hände des Herzogs Ernst von Braunschweig begeben. Eine Reihe von Adligen, die ihn begleitet hatten, ereilte das gleiche Geschick. Dem fränkischen Markgrafen wurde die gesamte fürstliche Garderobe, seine Rüstung und das Silbergeschirr abgenommen. Ebenso büßte er 30 Wagen und 270 Pferde ein. Inzwischen hatte man daheim die Plassenburg mit herbeigezogenen Mannschaften besetzt, in der Befürchtung eines Überfalles seitens Sachsens. Indessen kam es nicht dazu. Als die kaiserlichen Waffen dann den Sieg bei Mühlberg 1547 errungen, ward Markgraf Albrecht aus seiner Gefangenschaft befreit.

Rühmte man auch die persönliche Tapferkeit des Markgrafen, so trat die Unaufrichtigkeit seines Charakters immer mehr zu Tage. Jede feste Richtschnur seines Handelns ging mehr und mehr verloren. Erst ein Anhänger des Kaisers, verband er sich jetzt mit dem Könige von Frankreich und half diesem Metz, Toul und Verdun zu erobern. Moriz von Sachsen war sein Waffengenosse gewesen. Da aber dieser nun mit dem Kaiser den Passauer Vertrag abschloß, der den Markgrafen in seinen Ansprüchen schädigte, sprang Albrecht Alcibiades wieder in seiner Gesinnung um und stellte sich an die Seite des Kaisers. Im Feldzuge Karl V. wurde 1552 der französische Herzog von Aumale des Markgrafen Kriegsgefangener. Auf die Plassenburg verbracht, folgenden Jahres nach Braunschweig mitgenommen, erhielt er die Freiheit gegen 60000 Dukaten Lösegeld.

Was Albrecht den Bischöfen von Bamberg und Würzburg früher entrisen hatte, das mußte er 1552 wieder herausgeben. Da regnete es Spott und Hohn im Lande. Hatte der Kaiser ehemals allen Handlungen seines „getreuen“ Markgrafen zugestimmt, so ließ er jetzt ruhig geschehen, daß die Gegner Albrechts sich sammelten, ihm den Lohn seiner Verrätereie heimzuzahlen. Hans Sachs, der ehrsame Schusterpoet zu Nürnberg, aber sang vergnüglich damals dem mächtigen Kaiser spottend zu:

„Das eine Haupt kassiert,  
Das andere konfirmiert,  
Das eine sagte ja,  
Das andere nein,  
Ach Gott, wäre lieber eins allein!“ —

In den Jahren 1553 bis 1554 sollte sich das Geschick des Fürsten erfüllen. Der bundesständische, auch markgräfliche Krieg genannt brach aus. Die beiden Bistümer Bamberg und Würzburg, die Stadt Nürnberg, der Kurfürst von der Pfalz mit den fränkischen Ständen hatten sich zusammengetan, gegen Albrecht Alcibiades vorzugehen.

Trotz aller hervorragenden Tapferkeit, welche der Markgraf besonders in der Schlacht bei Sievershausen auf der Lüneburger Heide entfaltete, wurde sein Heer fast vernichtet. Am 6. Juni 1553 abends ritt Albrecht „mit wenig Pferden anhero gen Blassenburg, ganz frolich. Und wie S. f. g. einzogen, stunde ein schöner Regenbogen ob dem Haus Blassenburg“. Tags darauf hielt er mit zwei Fähnlein im inneren Hofe, „hat das wort im ring ganz zierlich in eigener Person gethan und inen das Haus befohlen und Joachim von Sedwitz zum obersten bestetigt“. Dann zog er nach Braunschweig.

Jetzt rückten die Verbündeten heran. Am 15. Juli hob die erste Belagerung von Kulmbach an. Etwas über drei Wochen währte diese. Dann zog man unverrichteter Sache ab. Markgraf Albrecht aber war währenddessen bei Braunschweig abermals geschlagen, obwohl er vorher noch recht zuversichtlich nach der Plassenburg geschrieben hatte: „Alle Sachen stünden ikt wieder recht gut. Sey er über den Hund gesprungen, so werde er wohl auch noch über den Schwanz kommen“.

Plötzlich und unerwartet erschien der Markgraf am 7. November in Kulmbach. Er zog Knechte und Bürger zusammen und ernannte als Obersten den Hieronymus von Brandenstein, über das Fußvolk setzte er Fritz Rüger. Den kommenden Tag reiste er von der Plassenburg nach Bayreuth, begleitet vom Herzoge Wilhelm von Braunschweig und Hans von Waldenfels. Er sollte seine Plassenburg niemals wiederssehen.

Am 16. November hatte sich Bayreuth den Verbündeten „auf gnad und vertröstung“ ergeben. Zwei Tage später rückte das Heer vor Kulmbach. Die zweite Belagerung begann. Knechte, Bürgervolk mit Weib und Kind hatten sich auf die Plassenburg geflüchtet. „In drei Tagen war die arme Stadt jemmerlich verbrennt und in aschen gelegt, daß nicht ein Schweinestall bestehen müssen“, berichtet der Hofprediger Thiel auf der Plassenburg. Nun ging es an die Belagerung der stolzen Bergveste. Vom Rehberg und Buchen-



Plassenburg — Portal der Christiansburg

5



wald aus wurde sie unter das Feuer genommen. Damals mögen wohl auch die heute noch am Rehberge sich entlangziehenden, aus Felssteinen aufgemauerten Deckungen mit dem dahinter laufenden Graben entstanden sein. Capfer hielt sich droben die Besatzung, den immer sich erneuernden Angriffen todesmutig sich entgegenwerfend.

Im Dezember hatte der Kaiser endlich den Markgrafen in die Reichsacht erklärt. Trotzdem konnte dieser noch spotten: „Acht und acht gibt sechszehn, die wolln wir frolich vertrinken!“ Er richtete an die Besatzung der Plassenburg ein Schreiben, daß sie sich möglichst doch noch bis Ostern halten wolle. Wie die Löwen haben dann die Getreuen die einstige Burg der Meranier verteidigt. Erst als der Hunger droben an die Mauern anklopfte, da entschloß man sich zur Übergabe. Am 21. Juni 1554 öffnete die Plassenburg ihre schweren Tore dem triumphierenden Feinde. Tags darauf zogen die „markgräflichen knecht mit zwei aufgeregten fliegenden sählein mit ober- und untergewehr aus dem hause Plassenburg. Unten an der steinernen Brücke haben sie einen ring geschlossen, der oberst ihnen abgedankt, darauf die fendlein abgerissen und dem markgrafen drei monat zu dienen verschwören müssen“. In des Kaisers Namen hielt darauf Hassenstein die Plassenburg besetzt. Den geflüchteten Bürgern von Kulmbach ward aufgegeben, ihre der Burg anvertrauten Habseligkeiten abzuholen und dann an den Aufbau ihrer Wohnstätten zu gehen. Urkunden und sonstige auf der Burg vorgefundene Schriften wurden versiegelt auf die bambergische Veste Forchheim gebracht.

Der Kaiser hatte den Verbündeten die Plassenburg überantwortet. Anfangs wurde sie nun mit 300 Knechten unter der Führung des Nürnberger Hauptmanns Sebald Schirmer besetzt. Dann aber ging man doch an ihre Zerstörung. Am 21. Oktober hob das Vernichtungswerk an. Grausam spielten die Verbündeten der stolzen Veste mit, deren Mauern so manchmal höchsten Glanz entfalten sahen. So ward „das berumbte städtlich und veste Haus Plassenburg von den Bundständen, nachdem es zuvorn aller ding geplündert und gelehret, bei der nacht angestecket und gar ausgebrennet. Welches vierzehn tag an einem gebrennet vnd hernach gesprengt, der brunnen, welcher groß geld gekost vergift vnd

ausgefüllet, alle pasteien ausgerissen vnd zu nichten gemacht vnd also jämmerlich zerstöret vnd verwüstet worden, daß dergleichen zuvor in Teutschland wenig erhöret vnd gesehen ist“.

Die Plassenburg lag in Schutt und Trümmer, als ein wehmütiges Fanal wochenlang weit mit rot züngelnden Flammen in das erschreckte Maintal leuchtend. Das verzweifelte und verwüstete Land überließ der Kaiser den Verbündeten, die es nun als herrenlos unter sich aufteilten. Dabei kam die Plassenburg mit Kulmbach an das Bistum Bamberg. Markgraf Albrecht Alcibiades, land- und friedlos, verachtet von seinen Untertanen, in die schwere Acht von dem Kaiser erklärt, starb zu Pforzheim bei seinem Schwager, dem Markgrafen Karl II. von Baden-Durlach, im Jahre 1557, erst 56 Jahre alt, nach seinem eigenen Bekenntnis „wie ein verjagter Fürst und als frommer Christ“. Die von ihm hinterlassenen Schulden bezifferten sich auf 1 300 000 Gulden. — — —

Unter der nun kommenden Regierung Georg Friedrich des Älteren ward es dem so schwer geprüften Kulmbacher Lande beschieden, sich wieder langsam von den vernichtenden Schicksalschlägen zu erholen. Als ein echter und treuer Landesvater hat sich dieser Fürst an seinem Volke bewährt. Er sorgte für den Aufbau der niedergebrannten Orte, er ließ die abgeschlagenen Wälder wieder neu aufforsten. Und als eine Teuerung in Aussicht stand, ließ er rasch Lebensmittel auftaufen und solche an seine Untertanen verteilen. Schulen und Verwaltung wurden wieder geregelt. Dann aber richtete er sein Augenmerk auf die Plassenburg. Das so schmachvoll zerstörte einstige Kleinod des ganzen Hauses Brandenburg sollte nun glänzender denn je erstehen, wenn auch das maleisch-mittelalterliche Bild von ehemals verloren ging.

Der Markgraf wandte sich daher an den Kaiser, die Bundesstände mit scharfen Worten anzuklagen. Und es gelang seinen Mühen, zum Wiederaufbau des Bergschlosses die Strassumme von 175 000 Gulden zu erwirken. Dazu wurden die Verbündeten durch den Wiener Fürstenbeschluß verurteilt, weil sie „die Plassenburg, des ganzen Kurhauses Stolz und Kleinod, zertrümmert hätten und dies zu einer Zeit, wo der geächtete Markgraf Albrecht schon aus dem Lande getrieben

war, also nicht aus Notwehr, sondern aus Übermut und dem Hause Brandenburg zum Spott“. Hatte bisher Georg Friedrich in Bayreuth Hof gehalten, so verlegte er nun den Sitz der Behörden nach Kulmbach. Er selbst nahm in einem der nicht abgebrannten Flügel (Nord oder Ost) Wohnung, um bei dem Wiederaufbau der Veste persönlich nahe zu sein.

Burg und Festungswerke empfangen eine durchgreifende Erneuerung. Hatte der Markgraf bald nach seiner Huldigung 1557 den eigentümlichen Befehl ergehen lassen, „das vergiftete Brunnenwasser gar oft an liederlichen Dirnen probieren zu lassen“, so sorgte er jetzt zuerst für die Wiederherstellung guter, gesunder Brunnen. Die Buckelquadern aus romanischer Zeit, die vermauerten gotischen Fenster, die sechs wuchtigen Säulen im Schönen Hofe bekunden noch heute, daß der Ostflügel und ein Teil des Nordflügels sich aus der Feuersbrunst gerettet hatten. Hier galt es also nur die Innenräume neu zu gestalten, während der Süd- und Westflügel völlig neu eingerichtet wurden. 1559 schritt man zur Ausführung. Pläne und Anschläge wurden eingefordert. Nachdem die Aufräumungsarbeiten vollendet waren, trat als Baumeister Kaspar Vischer, der bisher am Heidelberger Schlosse tätig gewesen war, in die Dienste des Markgrafen. Ihm allein verdankt das Kulmbacher Land die nun unter seiner Leitung erstehende prächtige Perle der Renaissance. Auf den Trümmern der alten Meranierburg erhob sich nun im glänzenden Gewande die neue Hochburg. Bleibt es auch zu bedauern, daß sämtliche früheren Türme und der mittelalterliche Innenhof verloren gingen, die neue Aufgabe forderte deren Beseitigung. Aber die vier Türme, welche jetzt Vischer in den Ecken des Hofes erbauen ließ, stören doch für den feiner Empfindenden die wunderbare Harmonie, welche der so reich ausgeschmückte Schöne Hof atmet.

Jahreszahlen im Schmuck der Hofwände, eine niedergelegte Urkundenschrift geben uns die Jahre der Erbauung der einzelnen Teile an. So trägt die Westfront die Jahreszahl 1565, der Südflügel 1566. Zwei Jahre später war der Arkadengang zur Kirche fertig, 1569 vollendete man den Steinmehlschmuck des Westflügels. Etwas hinausgeschoben ward der Bau der Schloßkirche. 1875 ward sie endlich vollendet. Über ihren Eingang setzte man den schlichten Spruch:

„Dieß ist das Kirchlein, so geweiht  
Der heiligen Dreieinigkeit,  
Wer ihr zu dienen ist bereit  
Dem geht es wohl in Ewigkeit.“

Erst später, nach dem Tode Vischer's, wurde dann die Inschrift beseitigt und durch den jetzt vorhandenen Portal-schmuck ersetzt.

Der Schöne Hof, unter dem starken Einfluß italienischen Geschmacks entstanden, eine heitere Perle der Renaissance, bildet für alle Besucher das Hauptglanzstück der Hohenzollern-veste. Was blühende Phantasie da in Stein gehauen, beruht alles auf den künstlerischen Entwürfen von Kaspar Vischer. Ausgeführt aber ist dieser mit königlicher Gebelauene ausgestreute Reichtum von dem Steinmetzmeister Daniel Engelhard, der zuvor ebenfalls am Schlosse zu Heidelberg tätig gewesen war. Nur mit bewaffnetem Auge vermag der Beschauer die fast überwältigende Fülle der Einzelheiten an Arabesken, Ranken, Wappen, Schilden, Waffen und Engelsköpfen eingehend zu genießen. Fast verwirrend will uns der Reichtum anmuten, den eine göttliche Künstlerlaune aus dem Stein herauschlug. Deutschland weist wohl kaum noch einen anderen Burghof von solcher Schönheit bei zugleich mächtiger Ausdehnung auf.

Der Schöne Hof wird in Form eines etwas verschobenen Quadrats von vier Flügeln eingesäumt. In jeder Ecke strebt ein Turm mit Wendeltreppe empor. Drei Flügel zeigen je zwei übereinander laufende Arkaden mit schönen von gotischen Stirngewölben überdachten Gängen. Dem Hofe zugewandt zeigen nun diese Arkaden den reichsten Skulpturenschmuck, der ehemals vergoldet und farbig ausgeführt war. Mit Wehmut muß man heute schauen, wie dieser das Auge erfreuende, künstlerisch so bedeutsame Schmuck unter den Einflüssen der Witterung immer mehr abbröckelt und unkenntlich gemacht wird. Und es ist wohl kaum Hilfe zu erwarten, welche diesem Vernichtungskampfe noch rechtzeitig vorbeugt. Die heiter und graziös umrahmten Medaillons zeigen vermutlich eine vollständige Ahnengalerie der Hohenzollern und ihre Frauen. So findet man gleich rechts am Eingange den halb sagenhaften Colonna, einen Patrizier aus Rom, den sogenannten Ahnherrn der Hohenzollern. Auch

Thassilo, den ersten Herrn der Burg Hohenzollern, hat man hier verewigt, ebenso Konrad II. Burggrafen von Nürnberg. In dem einen Brustbild, das statt mit Lorbeerreißern mit zwei Schlangen versehen ist, glaubt man die Weiße Frau zu erkennen. Auch ihr Gemahl, Otto VII., Graf von Orlamünde, sowie Albrecht der Schöne, Burggraf von Nürnberg, wird gezeigt.

Der Nordwestturm, nach seinem letzten Bewohner heute Göhturm genannt, war der Wachturm. Hier gelangte man in die oberen Räume, welche das so berühmte Plassenburger Archiv bewahrten. Unter den Kuriositäten, welche außer Akten und Urkunden hier Platz gefunden hatten, befand sich auch das in der Arzneikunde als untrügliches Allheilmittel gefeierte, in Silber eingefasste Einhorn, ein Stoßzahn des Narwal-Fisches. Sein Wert wurde damals auf 30 000 Dukaten eingeschätzt. Darüber lagen die fraulichen Kemenaten. Hier stand noch bis 1860 das mächtige Himmelbett des Markgrafen Albrecht Alcibiades, das dann im Nationalmuseum zu München Unterkunft fand. Im Nordflügel befand sich der einstige Rittersaal. Das Volk will wissen, daß in diesem einst köstlich verzierten Raume der Leibhaftige mit dem grünen Jägerröcklein und der nickenden Hahnenfeder stets mit Albrecht Alcibiades an einem Tische gefessen haben soll, Rat zu halten. Der Ostflügel barg die Gemächer der Markgrafen. Wohin auch das Auge aus der Fülle herrschaftlicher Gemächer blickte, immer wurde es erfreut durch die lieblichste Landschaft, welche sich ihm auf das Maintal oder die angrenzenden, grün bewaldeten Höhenzüge bot.

Prachtvoll ausgestattet zeigen sich auch die beiden Seiten des zum Schönen Hofe führenden Portals. Zeigt das der Bastion zugewandte Außenportal in seinem figürlichen Schmucke die Darstellung von Kampf und Sieg, so die dem Hofe zugekehrte Seite den Frieden. Auch einen kunstvoll verzierten steinernen Brunnen ließ der Markgraf im Schönen Hofe aufbauen, in dem ein Räderwerk in kupfernen Eimern das köstlichste und nie versiegende Wasser aus der Tiefe förderte. In der strengen Kälte des Jahres 1680 ist er zersprungen, so daß der monumentale Bau dann abgetragen wurde. So war aus Trümmern und Graus die Hohenzollernburg wieder heraufgeblüht, um nun wie des Landes leuchtendes Auge seinen hellen Schimmer weit hinausjenden. —

Im Jahre 1568 donnerten zum ersten Male wieder die Kartaunen ihren Gruß hinaus in das aufstrebende Maintal, und die Herzen der Landesfinder füllte ein Hoffen auf kommende sonnenhellere Tage. Fürstliche Gäste ritten ein und aus, das Fortschreiten des stolzen Baues mit eigenen Augen zu betrachten, von dessen Schönheit die Kunde durch die deutschen Lande flog.

Das erste Prunkfest, welches die Plassenburg sollte in ihren Mauern schauen, ward im Jahre 1579 begangen. Markgraf Georg Friedrich war nach dem Heimgange seiner ersten Gemahlin eine neue Ehe mit der erst 16 Jahre alten Tochter des Herzogs Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg-Celle, Sophie, eingegangen. Schon Tage vorher war der Markgraf auf seine Plassenburg geeilt, alles würdig vorzubereiten. Im herrlichsten Schmucke sollte die wiedererstandene Feste prangen, wenn das neue Glück seines Herzens Einzug hielt. So wurden auch die Wände mit Reimen von Malern geschmückt, ein Pastetenherd gebaut, eine Tortenpfanne eingesetzt. 200 Zinnschüsseln, 728 Blechschüsseln, 677 Becher und 32 neue Leuchter wie noch vieles andere wurde angeschafft. Und dann floß ein dichter Strom erlauchter Gäste durch die Portale der Hohenzollernburg, allen voran die jugendfrische Markgräfin.

Auf der Plassenburg allein wurden täglich 204 Gäste gespeist, an Wein wurde während der Festzeit 30½ Fuder in die tapferen Kehlen gegossen, Kulmbach eingerechnet, beziffert der gewissenhafte Chronist sogar über 132 Fuder Wein. Denn auch im Amts- und Rathhaus speisten fürstliche Gäste drunten in der Stadt, und die Bürger werden es ihrem Fürsten sicherlich auch nachtun haben wollen. Täglich fanden feierliche Festaufführungen und Schießen statt, hatte doch der Markgraf die berühmtesten Fechter auf seine neue Plassenburg entboten. Gegen Ende des Festes huldigten der Markgraf und der Kurfürst dem Brettspiel. Es ging dabei um Silbergeschirr, und der Markgraf soll dabei seinem erlauchtem Gaste manch kostbare Stücke abgewonnen haben. Ein Feuerwerk beschloß diesen Tag. Mit einer glänzenden Jagd in den angrenzenden markgräflichen Wäldern endete endlich die Hochzeitsfeier. — — —

Auch die neu eingegangene Ehe sollte leider nicht die

Hoffnung des Landes erfüllen. Kinderlos starb Georg Friedrich am 26. April 1603 auf dem Schlosse zu Ansbach. Mit ihm war der Letzte vom Stamme Friedrich IV., der älteren fränkischen Linie hingegangen. — — —

Die Herrschaft Plassenburg ging nun laut Vertrag an das Haus Brandenburg. Der eine Sohn des Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg, Christian, trat das Erbe an. Er weihte zwar die Plassenburg durch seine Heirat mit Marie, der einzigen Tochter des letzten Herzogs von Preußen, Friedrich Albrecht, ein, aber dann wandte er seine Gunst fortan Bayreuth zu. Die Plassenburg hatte aufgehört, die Residenz des Markgrafenhauses zu sein und ward dafür als Hauptfestung des Landes im Laufe der Jahre immer mächtiger ausgebaut, so daß sie später zu den bedeutendsten Festen des Deutschen Reiches zählte. Es war der zeitige Kommandant Albrecht von Haberland, der mit vorausschauendem Blicke die nahende schwere Zeit erkannte, welche dem armen Deutschland sollte den 30jährigen Krieg bringen. So ward er ein guter, treuer Berater seines Fürsten, da er diesem dringlich nahelegte, die Ostseite der Burg, dort, wo sie an den Buchberg grenzte und einem starken Feinde eine günstige Einfallspforte bieten konnte, so wehrhaft denn nur möglich zu machen. Der Markgraf willigte ein. So erstand denn unter seinen Augen der Riesenbau, die Christiansburg, dessen dem unteren Hofe zugewandtes Christiansportal bis heute das Andenken des Markgrafen ehrt.

Im Jahre 1606 wurde der Festungsbau begonnen und in zwei Jahren zu Ende geführt. Dieser Ostbau war fast so hoch denn der Schöne Hof, und seine Bestückung vermochte sowohl den Buchberg als auch das Maintal mit der böhmisch-sächsischen Heerstraße zu beherrschen. Selbst feindliche Batterien auf dem Rehberge vermochte es zum Schweigen zu bringen. Ein Gewölbe wie ein Schneckenauge vermittelte von Westen her die Verbindung. Den Eingang zu der östlichen Befestigung zu verkleiden, erstand das herrliche Christiansportal, eine köstliche Zierde des unteren Schloßhofes. Das Tor, das einen angemalten gelben Löwen zeigte, wird von je drei Säulen flankiert. Ein vielfach verschlungenes eisernes Renaissancegitter füllt den Bogen. Über dem Tore prangt schwer gerüstet auf kühn aufbäumendem Pferde Markt-

graf Christian, wie zu tollem Sprunge bereit. Krieger halten seitlich bei Kartaunen und Pulverfaß Wacht. Über dem pyramidenförmig darüber sich erhebenden Aufbau steht noch ein Krieger. Zwei in Stein gehauene Inschriften erzählen von dem Aufbau der gewaltigen Befestigung. Eine lateinische wie eine deutsche Inschrift. Die letztere lautet:

„Markgraf Christian der edle Held  
Herzog in Preußen hoch erwehlt,  
Burggraf von Nürnberg hat aufs new  
Aufgericht dies schöne Gebäu  
Und angefangen in dem Jahr,  
Als von den löblichen Ständen war  
Zum Obersten des Frankentreis  
Erwehlt mit Sonderfleis.  
Behüt den edlen Fürst vor Not  
Und das Portal getreuer Gott.“

Noch zwei weitere Denkmale im Innern der Hohen Bastei erzählten von der Zerstörung der Festungswerke von Markgraf Christian. Eine weitere Ausschmückung des unteren Hofes, die auch geplant ward, mußte unterbleiben, da mit dem Ausbruch des 30jährigen Krieges die Geldquellen des Landes versiegten. Albrecht von Haberland hatte seinen Fürsten weise beraten. Der Sturm des wehevollen 30jährigen Krieges sollte auch über die Landesfestung Plassenburg brausen.

Am 21. September 1632 langte Wallenstein mit einer starken Truppenmacht bei Kulmbach an. Der Markgraf hatte sich dem Schwedenkönige Gustav Adolf angeschlossen und somit sich als Feind der katholischen Sache erklärt. Der Friedländer ließ nun dem derzeitigen Kommandanten der Plassenburg, Wolf Friedrich von Muffel-Ermreuth, hinaussagen, „er möchte sich ergeben, sonst würde er das Kind im Mutterleibe nicht schonen“. Aber der wackere Muffel, nach dem später ein Turm benannt ward, fand nur die schlichte Antwort: „nur mit kraut und loth, mit pulver und blei“. Wallenstein blieb ein paar Tage unterhalb der Burg liegen, deren Uneinnehmbarkeit ihm die düsteren Steine predigten. Dann zog er weiter nach Sachsen hin.

Im Februar brandeten Scharen von Kroaten heran, sengten und mordeten die Umgebung, und als der tapfere

Kommandant sich ihnen entgegenwarf und sie zurückdrängte, zündeten sie Wirsberg an allen vier Ecken an. Der Markgraf hatte zuletzt in Bayreuth gefessen. Jetzt begann er sich aber dort nicht mehr sicher zu fühlen und so rückte er mit seinem Hofe und der Kanzlei Juni 1633 wieder auf der Plassenburg ein. Daß die Plassenburg wie ein eherner Fels unbezwungen weiter hinaus in das Frankenland strahlte, ward dem Kaiser zum bittersten Argernis. So entsetzte er den Markgrafen der Landesregierung, die Verwaltung unter kaiserliche Hoheit stellend. Erst der Friede zu Prag gab Markgraf Christian das Land zurück. Das war im Jahre 1635. Bis 1642 ist dann Christian noch auf der Plassenburg verblieben, ehe er wieder nach Bayreuth zurückkehrte. 1655 segnete der Markgraf das Zeitliche. Er war ein wahrer Freund und Vater seines Landes gewesen. So heroisch auch sein steinernes Bildnis über dem Christianportal auf der Plassenburg anmutet: Christian war ein Friedensfürst, der die Leibeigenschaft aufhob und bis zuletzt bestrebt blieb, die Wunden zu heilen, welche der 30 jährige Krieg dem Frankenlande geschlagen hatte. — — —

Da des Markgrafen erstgeborener Sohn Erdmann August ihm bereits im Tode vorausgegangen war, so fiel das Erbe an den Enkel Christian Ernst. Bis zu dessen Volljährigkeit übernahm der zweite Sohn des heimgegangenen Markgrafen die Zügel der Regierung, Georg Albrecht. Er hatte seine Hofhaltung in der Stadt Kulmbach aufgeschlagen, und zwar in dem bisherigen Kanzleigebäude, dem heutigen Bezirksamt. Auch Markgraf Christian Ernst bewährte sich als ein echter Friedensfürst für sein Land. Einer seiner schönsten Taten bleibt, daß er warmen Sinnes den aus Frankreich vertriebenen Emigranten gastfreundlich sein Land als eine neue Heimat öffnete.

Unter seiner Regierung sollte einer der keddsten Schwindler entlarvt werden. Die Sucht, Gold zu bereiten, lag damals gleichsam in der Luft. Dergleichen geschickte Alchymisten suchten sich immer wieder an reiche Höfe zu drängen. So tauchte 1686 auch vor dem Markgrafen ein sehr gewandter Herr auf, der angab, endlich in die Kunst eingedrungen zu sein, die Welt durch Goldbereitung bereichern zu können. Es war Christian Wilhelm von Krohnmann aus Livland,

Man schenkte ihm anfangs Glauben, und er ward zu Hofe befohlen, hier seine wundersame Geschicklichkeit zu beweisen. Vor einem dicht gedrängten Zuschauerkreise mischte er nun Quecksilber, Grünspan, Essig und Salz und ließ dann ein eigens von ihm erfundenes weißes Pulver hineinfließen, das eben die goldzeugende Kraft besaß. Heimlich aber hatte er kleine Goldstückchen der Mischung beigegeben. Der erste Erfolg war daher verblüffend und stimmte den Markgrafen zu ungeteiltem Beifall. Er erhob den Baron zum Geheimrat, Kammerherrn und setzte ihn als Münzdirektor ein. Bei einer späteren zweiten Vorführung aber wurde er bei dem Betrüge ertappt. Der Markgraf entthob den Betrüger sofort sämtlicher Ehren und ließ ihn auf die Plassenburg in die Verwahrung bringen. Hier gelang es Krohne- mann während der schwebenden Untersuchung durch Bestechung eines Soldaten zu entfliehen. Er wurde wieder eingeholt, und da inzwischen auch ein Einbruch in die markgräfliche Silberkammer festgestellt worden war, wurde er zum Strange verurteilt. Der Soldat empfing die gleiche Strafe. Der Markgraf empfand in letzter Stunde doch eine sanftere Regung und entsandte von Bayreuth einen Offizier mit der Begnadigungsurkunde zur Plassenburg. Dieser aber verspätete sich, und als er endlich oben auf der Burg angekommen war, hing der Goldmacher bereits am Galgen. —

Unter der Regierung des Markgrafen Christian Ernst ward drunten in Kulmbach auch der alte Mönchhof des Klosters Langheim abgebrochen, und der heute noch jeden Kunstfreund erfreuende Neubau in schönem Renaissancestil aufgeführt. Nicht ohne Schwierigkeiten, denn man fürchtete, daß bei einer etwaigen Belagerung der Plassenburg der hohe Bau könne dem Feinde einen günstigen Stützpunkt gewähren, da er ja dicht am Fuße des Schloßberges zu stehen komme. Dem Hin und Her machte dann der Kommandant ein kurzes Ende, indem er erklärte, jede Gefahr sei ausgeschlossen, sobald man den Mönchhof (das heutige Rentamt) sofort beim Nahen feindlicher Kräfte selbst als ein Vorwerk der Festung in den Verteidigungszustand versetze. Das schlug durch. Der Markgraf willigte ein und 1693—1694 erstand der Bau, der heute eine Zierde der Altstadt von Kulmbach bildet. —

Das Jahr 1702 sah hohen Besuch in Kulmbach. Der römische König, spätere deutsche Kaiser Joseph I. kam mit einem auserlesenen Gefolge hierher und übernachtete im heutigen Bezirksamt. Das war am 12. Juli. Tags darauf hörte er eine Messe im Mönchshofe, jagte dann in der Umgebung und besuchte auch die Plassenburg. Unter dem Donner der Kartaunen, die droben gelöst wurden, setzte der Kaiser dann die Reise nach Landau fort, das damals eine französische Festung war und während des spanischen Erbfolgekrieges von einem deutschen Heere belagert wurde, in dem auch der Markgraf Christian Ernst befehligte. —

1712 starb Markgraf Christian Ernst. Ihm folgte sein Sohn, Georg Wilhelm. Die Erbhuldigung der getreuen Kulmbacher entgegenzunehmen, erschien er am 1. August in der Stadt. Vor dem Hause des Bäckermeisters Zimmer war ein mit schwarzem Samt ausgeschlagener Altan aufgebaut worden, auf dem sich der neue Herr der ihm zujubelnden Bürgerschaft zeigte. Unter seiner Regierung sah besonders Bayreuth ein üppiges Leben sich entfalten. Er war nicht nur ein starker Trinker sondern seine Baulust und Vergnügungssucht grenzte fast an Verschwendung. Schlösser in übermütiger Pracht wuchsen aus der Erde. Um sich der „Schiffahrt“ hinzugeben, wurde bei Bayreuth der Weiher schiffbar gemacht und mit reichen Gondeln ausgestattet. Märchenfeste, galante Schäferspiele zwischen geschorenen Hecken, Standbildern und plätschernden Wasserkünsten lösten sich mit Jagden und kostbarsten Schmausereien ab, bei denen, zeitgemäß, Zwerge den Riesenpasteten entstiegen, über die in Gold und Silber schimmernde Tafel trippelten, um der Schönsten galant einen Blumenstrauß unter Deklamieren zart empfundener Reime zu überreichen. Für die Plassenburg hatte dieser Markgraf nichts mehr übrig. Die stolze, ernste Veste, über deren ehrwürdige Mauern deutsche Kaisergeschichte wehte, vermochte dem verzärteltesten, üppig genießendem Sohne seiner Zeit nichts zu sagen. Grausam hat dann das Schicksal eingegriffen. Nicht ohne Ironie. Auf all das Lachen, Prunken und Schlemmen des markgräflichen Hofes legten sich tiefe Schatten. Was man gesäet, das ging am Ende auf. Wegen ihrer galanten Abenteuer ward erst die Markgräfin auf die Plassenburg in Verwahrung gebracht. Dann folgte ihr

die einzige Tochter Wilhelmine, die den Verführungskünsten eines polnischen Edelmannes unterlegen war. So senkte sich Düsternis auf den Lebensabend des genußfrohen Fürsten.

Als der Markgraf 1726 grollend und verbittert das Zeitliche segnete, ging die Regierung an einen Enkel des früheren Verwesers der Markgrafschaft (Georg Albrecht) über: an Georg Friedrich Karl. Er trug den Ehrentitel eines kaiserlichen Generalfeldmarschalls. Er ist übrigens der Stifter des Roten Adlerordens gewesen, der späterhin von Preußen übernommen wurde. Fast jedes Jahr suchte der Markgraf seine Plassenburg auf, für ein paar Tage droben zu hausen, und empfing er erlauchte Gäste in Bayreuth, so führte er sie herüber, mit Stolz ihnen die alte Meranierburg zu zeigen. Auch manches Fest hat er droben ausgerichtet. Lange Regierungsdauer war ihm nicht beschieden. Er schloß im Schlosse zu Bayreuth am 17. Mai 1735 die Augen zum letzten Schlafe.

Sein Sohn Friedrich folgte ihm in der Regierung nach. Er war mit der Lieblingschwester Friedrich des Großen, der geistvollen, wißsprühenden Prinzessin Wilhelmine seit 1731 vermählt. Die Prachtentfaltung des Hofes zu Bayreuth aber vermochte doch die preußische Prinzessin nicht über die geistige Ode hinwegzutauschen, die sie an der Seite dieses Fürsten hinnehmen mußte. Scharf und nicht immer gerecht hat sie sich dann in ihren französisch geschriebenen Memoiren boshaft gerächt. Spöttelnd über die kleinstädtischen Verhältnisse Bayreuths, spornte sie damit ihren Gemahl zu immer neuer Verschwendungssucht an. Die herrlichsten und kostspieligsten Bauten erstanden in und um Bayreuth. Feste jagten sich nacheinander. Markgraf Friedrich gelüstete es, dem französischen Sonnenkönige Ludwig XIV. es gleich zu tun. Doch all diese lärmenden Unterhaltungen konnten den mangelnden Geist nicht ersetzen. In dem brieflichen Verkehr mit ihrem königlichen Bruder und Männern der Wissenschaft und Kunst hat dann Wilhelmine Ersatz für ein halb verfehltes Leben gesucht. Innig hing die Markgräfin an ihrem Bruder, und es war ein tragisches Geschick, daß sie, erst 49 Jahre alt, an demselben Tage starb, 14. Oktober 1758, da Friedrich der Große bei Hochkirch von den Österreichern geschlagen wurde. Wiederholt hat der große König seine Schwester in Bayreuth besucht, doch die Plassenburg hat er

wahrscheinlich nie berührt. Kulmbach und seine stolze Veste standen nicht in Gunst des Markgrafen Friedrich, der alle Sonne allein über sein Bayreuth ausstrahlen ließ.

Ein Jahr nach dem Heimgange Wilhelmines vermählte sich der Markgraf noch einmal. Doch seine und des Landes Hoffnung auf einen Thronerben ging nicht in Erfüllung. Als ein still gewordener Mann, der des bunten Lebens überdrüssig geworden war, starb Markgraf Friedrich am 26. Februar 1763, nur eine Tochter hinterlassend, Friederike, die nach manch bitteren Lebenserfahrungen einsam auf dem von ihr geschaffenen Schlosse Fantasie bei Bayreuth 1791 starb. —

Nach dem Heimgange des Markgrafen Friedrich hatte dessen Onkel Friedrich Christian die Regierung übernommen. Viel Rühmliches ist nicht über ihn zu berichten. Da er ohne männliche Erben 1769 starb, fiel das Land an den Markgrafen Alexander von Ansbach, der am 2. Dezember 1791 ein Manifest erließ, worin er die völlige Abtretung seines Landes Bayreuth-Kulmbach an den König von Preußen bekannt gab.

Die Huldigung der ihm zugefallenen Länder entgegenzunehmen, hatte der König Friedrich Wilhelm II. seinen Minister Hardenberg abgesandt, der auch in Kulmbach erschien. Zwei Jahre später sah die Plassenburg mehr denn 1300 Franzosen, die als Gefangene gebracht worden waren, während die Offiziere in Kulmbach Wohnsitz nehmen mußten. Damals war die Plassenburg bereits zum Teil ihrer kostbaren Möbel beraubt worden, die man nach anderen Schlössern überführt hatte. Im Fürstensaale, der auch Franzosen barg, hingen nur noch die Bildnisse der Fürsten aus dem Hohenzollernstamme. Am 9. Juni 1805 besuchte König Friedrich Wilhelm III. mit seiner Gemahlin Luise Kulmbach. Ob aber beide zur Plassenburg kamen, darüber schweigen die Chroniken.

Das Jahr darauf sollte die Belagerung der Veste erfolgen. Obwohl das Frankenland sich immer mehr mit beute lustigen Franzosen füllte, gelang es trotzdem dem Kommandanten der Plassenburg, Generalmajor von Uttenhoven, nicht, seine Pläne durchzusetzen, die nötigsten Vorsichtsmaßregeln zur Verteidigung zu treffen. Preußen zeigte sich schwankend und flau. Die Gesamtbefazung, aus zum Teil minderwertigen, flüchtig da und dort zusammengetriebenen Mannschaften,

zählte nur 629 Köpfe. Nur 24 Mann davon waren der Bedienung der Geschütze kundig. Lebensmittel besaß man nur auf drei Monate. Der Kommandant selbst war ein altersmüder Greis, der einst seine Lorbeeren unter Friedrich dem Großen sich erworben hatte. Zudem stand er mit seinem Hauptmann in einem sehr gespannten Verhältnis. So rückte das Verhängnis immer näher.

Preußen hatte, weil ihm das Fürstentum Bayreuth zu weit entlegen war, dieses nicht mit in die Verteidigungslinie des Königsreiches eingezogen. In der Nacht des 9. Oktobers rückten plötzlich 10000 Bayern unter Führung der Generale Minucci und Mezanelli in Kulmbach ein. Man lagerte sich in der Stadt hart am Festungsberge ein, ohne dem Kommandanten eine Kriegserklärung übermittelt zu haben. Seine Anfragen wurden nur halb und unbestimmt beantwortet. So rüstete er sich, nach Maßstab seiner Kräfte, einem Sturm zu begegnen.

Die Bayern hatten währenddessen die Nachbardörfer geplündert. Sie gruben das vom Buchwalde der Festung zufließende Wasser ab und schufen eiligst auf dem Rehberge und anderen Höhen gesicherte Stellungen zum Angriff. Uttenhoven antwortete mit Geschützfeuer und ließ auch die nach Koburg und Hof führenden Straßen bestreichen. Das Ansuchen, die Plassenburg zu übergeben, für den Fall sonst Burg und Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt würde, lehnte der greise Kommandant ab. Alle Anstrengungen des Feindes, Herr der Lage zu werden, scheiterten an der Entschlossenheit der Besatzung. Am 11. Oktober erschien Hieronymus Bonaparte auf dem Schlosse Steinenhausen, ließ sich darauf von Kulmbach bewirten, um dann, nach abermaliger fruchtloser Aufforderung zur Übergabe der Plassenburg, mit einem Teile der Bayern nach Kronach weiterzuziehen.

Zurückgeblieben war nur ein bayrisches Linienregiment, das sich in Kulmbach bei den Bürgern gar wohl sein ließ. Mehr und mehr aber brach bei den Belagerern die Erkenntnis durch, daß eine Einnahme der Plassenburg unmöglich sei. Man hatte mit geheimen Gängen gerechnet, die zur Burg führen würden, fand sie aber alle verschüttet. Nun wurden schwere Belagerungsgeschütze herangebracht, welche vom Reh-

berge und Buchwalde sollten die stolze Hohenzollernfeste unter ihr Feuer nehmen. Immer dichter scharten sich die Wolken über den eingeschlossenen Verteidigern. Als aber kein Zweifel mehr bestand, daß Preußen völlig geschlagen am Boden liege, das Königspaar geflüchtet sei, da wandelte sich die Gesinnung des Kommandanten. Die Nutzlosigkeit weiterer Verteidigung immer deutlicher erkennend, ließ er sich zu Unterhandlungen endlich ein. Dazu gesellte sich die Unzufriedenheit seiner Mannschaft, die Unzulänglichkeit seines Ingenieurs. Endlich bestürmten ihn die Bitten der Stadt und des offenen Landes, durch seinen Widerstand nicht mehr länger die Bewohner in Elend und Sorge zu jagen.

Kaiser Napoleon hatte am 4. November 1805 Kulmbach-Bayreuth der Krone Frankreich einverleibt. Jetzt schloß Uttenhoven einen Waffenstillstand ab. Doch ehe dieser noch abgelaufen war, übergab er am 25. November die Plassenburg dem Gegner. Unbezungen, wie sie stets durchgehalten hatte, öffnete die Plassenburg freiwillig ihre Tore. Bewaffnet mit 33 Kanonen und Haubizen, reichem Schießmaterial, noch für zwei Monate mit Lebensmitteln versehen, kam die Plassenburg an Frankreich. Und als die Belagerer einzogen, war nur eine einzige Stimme der Bewunderung über die gewaltigen Anlagen und die Festigkeit der herrlichen Werke. Ende Dezember zogen die Belagerer ab. Nur ein kleiner Teil blieb zurück, die Hohe Bastei im Osten zu zerstören. Unter dem Krachen der Minen stürzte der achtunggebietende Christiansbau, die Hohe Bastei, zusammen. Nur die Felsen hielten stand. Unversehrt ließ man nur den Schönen Hof, Zeughaus, Kaserne und Kommandantenwohnung. Die Kosten der grausamen Zerstörung mußte das Land mit 13500 Gulden bezahlen, dem nun sein größter Stolz für immer vernichtet ward. Durch den Pariser Vertrag trat am 28. Februar 1810 Napoleon das Kulmbacher Land an Bayern ab. Bayern ist dann bestrebt geblieben, die schweren Wunden wieder zu heilen, welche die unheilvollen Kriegsjahre geschlagen hatten. Was die Plassenburg noch an Waffen und Geschützen besaß, wurde fortgeführt. Das wertvolle Archiv kam nach Bamberg. Im Jahre 1813 diente die Plassenburg als Militärlazarett. Dann aber wurde ihr die tiefste Demütigung seitens Bayern zuteil: der herrliche Bau der

Hochburg sank zu einem Aufenthalte für lebenslänglich zu Zuchthaus verurteilte Verbrecher hinab. Da ging ein heimlich Trauern durch die altersgrauen Mauern, die einst Kaiser und Könige empfangen hatten, in deren Schönem Hof prachtfrohende Feste und waffentirrende Turniere das Auge ergötzten.

Doch noch einmal ging es wie ein flüchtiger Sonnenglanz über die Plassenburg, da am 14. September 1873 des Deutschen Reiches Kronprinz, die leuchtende, hohe Gestalt Friedrich Wilhelms von Preußen droben erschien, die so erinnerungsreiche Hohenzollernburg, das einstige „Kleinod des Hauses Brandenburg“, mit eigenen Augen zu schauen. Von der St. Petrikirche aus war er zu Fuß hinangeschritten. Gegen Abend empfing er dann im „Goldenen Hirschen“ die Abordnung von Kulmbach und besichtigte mit hohem Interesse eine Reihe ihm vorgelegter Bildnisse brandenburgischer Markgrafen.

Erst im Jahre 1909 ist dann die Plassenburg ihrer Unwürdigkeit wieder entkleidet worden. —

Wenn die Morgensonne ihre lohenden Girlanden um die erinnerungsreichen Mauern der Plassenburg schlingt, der sinkende Tag sie mit Feuerströmen überschüttet, dann scheint es wie ein inneres Leben das stolze Hohenzollernschloß zu durchbeben. Höher scheinen ihre Sinnen zu wachsen, als wollten sie Ausschau halten, nach Tagen, die das Kleinod Frankens wieder zu Ehren bringen, seinen Räumen Inhalt und Wert zurückgeben. Darauf zu hoffen, besitzt es ein Recht. Nicht nur das Frankenland und Bayern, das ganze Deutschland sollte sich, wenn erst die Friedensglocken über deutschen Landen schwingen, der Plassenburg erinnern. Eine wahrhaftige Königin unter den Burgen Deutschlands verdient sie, aus der Vergessenheit für immer gerissen zu werden. Und wird auch nie mehr in den verödeten Räumen Hofglanz einziehen, eine Stätte des Dankes könnte sie werden gegenüber denen, die mit Einsetzen von Gut und Blut für die Ehre und Sicherheit Deutschlands ihren Namen in die Ruhmes tafeln geschrieben haben.

Ein schöner und beherzigenswerter Gedanke ist heraufgeblüht: in kommenden Jahren die Pforten der Plassenburg



Das Rathaus zu Kulmbach.

4



deutschen Kriegsinvaliden als Heim zu öffnen und zugleich in der einstigen Meranierburg ein fränkisches Heimatmuseum oder Kriegsmuseum zu begründen. Dann wandelte sich die Plassenburg zu einem Wallfahrtsorte von Tausenden jährlich, und keiner zöge unten das Maintal entlang, der nicht einmal zur Höhe strebte, dem Hohenzollernschlosse seine stille Achtung zu erweisen. — — —

Was der Plassenburg im Rahmen des lieblichen Landschaftsbildes eine so passende Wirkung verleiht, das sind ihre massigen Verhältnisse, die riesigen, dunklen Mauerflächen, sowie die straff geschlossene Silhouette, die eine verhaltene dramatische Kraft scheint auszuströmen. Von Gebietergröße geadelt durch die Geschichte von Jahrhunderten, reden diese Steine. Und wenn der Sturmwind in wilden Herbstnächten mit ihnen Zwiesprach hält, so hallt es über den Schloßhof wie kirrender Waffelärm und von den Bastionen donnert der eherne Gruß der Kartaunen weit hinaus in das aufhorchende Frankenland. — — —

Aus dem Gewirr hochgieblicher Häuser, die sich in mauerischen Gassen, raunenden Winkeln und überspannenen Gartenmauern um den Fuß des Schloßberges durcheinanderdrängen, tauchen wir heraus, den zur Höhe leitenden Burgweg erreichend. Eine schattige Lindenallee, um 1740 angelegt, begleitet die breite Straße. Während hinter uns in der Tiefe mehr und mehr der Tageslärm der Stadt verebbet, hebt die lachende Schönheit der Ferne an, sonnübergossen unser Auge zu umfluten. Das mit Siedelungen, Feldern, Waldinseln, Mühlen, Burgen und Einzelgehöften übersäete Maintal schimmert bis zur lockenden Ferne. Hügelketten, wie erstarrte Felswellen anzuschauen, steigen herauf, blaue Gebirge türmen sich übereinander. Und über sie hin rollt die Sonne in schier königlicher Pracht. Fichtelgebirge, Frankenstein und weiterhin, im Duft verschwimmend, Thüringer Bergland rahmen das farbenbunte Bild ein.

Links bei einer Mauerrundung zeigt sich uns die mauerische Nordfront der Plassenburg. Dunkel gähnt uns das Stadttor entgegen. Die Zugbrücke aber ist verschwunden, der ehemalige Bärengraben ward zugeschüttet. Dann umfängt uns der untere Burghof. Hier werden wir zum ersten Male inne, welchen gewaltigen Umfang das Hohenzollernschloß

hat. — — —  
Antonius, Im Banne der Plassenburg.



besitzt. Das Christianportal fesselt zuerst unser Auge. Es deckt die Wendeltreppe mit 82 Stufen, welche einst zur Hohen Bastei führte. An die Kommandantenwohnung schließt sich die aus zwei Flügeln bestehende ehemalige Kaserne. Der mit einem sinnfälligen Steinmehlschmud gekennzeichnete Backstücker erzählt uns, wo sich früher die Festungsbrauerei befand. Nach Süden reiht sich das Arsenal an, das spätere Zeughaus. Ernst und düster, in nachgedunkelten Buckelsteinen aus dem 13. Jahrhundert zeigt sich die Nordostseite der Hauptburg, ihr ältester Teil. Man erblickt an ihrer Front viele zugemauerte Fenster und Pechnasen.

Nun hinan zur Hauptburg! Zur Linken hat uralter Efeu mit dicken Stämmen das Mauerwerk mit einem glänzend-grünen Mantel überzogen. Dahinter birgt sich das ehemalige Wurzgärtlein der Burg, später Pfauengarten genannt. Nordwestlich folgt das scharfe Eck. Gegenüber deutet eine Mauerrundung an, wo sich der Muffelturm erhob, so geheißen zu Ehren des unerschrockenen Kommandanten Muffel, der damals dem großen Friedländer Wallenstein eine so feste Soldatenantwort gab. Dann gelangen wir zu dem nach Westen weit hinauspringenden Rondell. Es eröffnet ein weites, glänzendes Zauberbild. Während nach links die sogenannte Streichwehr, die südlichen Festungswerke, sichtbar wird, entrollt sich vor uns in Tiefe und Ferne ein berückend schöner Anblick. Über die rührige Stadt Kulmbach fliegt der Blick weit in das gewundene Maintal, blickt zum Patersberg hinüber, grüßt Burg Zwernitz und die Ausläufer des Fränkischen Jura. Einst war dieses Rondell in zwei Stockwerken besetzt mit Kanonen. Sie dröhnten den einziehenden Gästen Willkommen entgegen und bestrichen in wilden Kriegsläufen das Tal mit ihren Geschossen. Sie verkündeten den Anbruch der Weihnacht, den klingenden Ostermorgen und riefen um nachbarliche Hilfe, wenn irgendwo Feuersbrunst ausgebrochen war.

Durch das schön verzierte Außentor betreten wir vom Rondell aus die Perle der Plassenburg, den Schönen Hof. Und gebannt von der Herrlichkeit dieses Bauwerkes, dem edelste Kunst den Hauch heiterer Harmonie und Festesfreude aufprägte, halten wir still. Von Arkade zu Arkade wandert das Auge und grüßt die Bildnisse der Hohenzollern. Und

im Fluge zieht noch einmal die reiche Geschichte dieser Felsenburg an unseren Sinnen vorüber.

Ein Siegeszug ohnegleichen! An dem Sommertag 1915, da ich droben stand, doppelt eindringlich zu Herzen sprechend. Im Ost und West von Sieg zu Sieg schreitend, ringen deutsche Helden für die Ehre des Vaterlandes. Ich sehe im Geiste die Feuersäulen brennender Dörfer, die Luft schüttert unter dem Geheul und Krachen der Geschütze, und zwischendurch klingt neben dem Hurra! der Stürmenden das Weihelied „Deutschland, Deutschland über alles“ von den jungen Lippen begeisterter Krieger. Um mich herum aber, den Schönen Hof und das Rondell belebend, wimmelt es von Hunderten gefangener russischer und französischer Offiziere. Sie plaudern und spielen, sie lesen und verrichten allerlei Handtätigkeit. Vereinzelt stehen welche hart am Mauerrande und tauchen sehnsuchtsvoll die Augen in die Ferne. Sie suchen die Heimat.

Und ich gedenke des herrlichen Hohenzollern, der heute die Kaiserkrone trägt. Der betrogen von seinen Freunden, getäuscht in seinen edelsten Absichten, aber treu und fest, getragen und gehoben von der tiefen Liebe seines Volkes draußen im Felde dem gewaltigsten Waffengange aller Zeiten ernstern Antlitzes folgt. Er weiß, sein ganzes Volk steht heute hinter ihm. Die Opfer daheim und draußen haben Herrscher und Volk noch fester aneinandergeschmiedet. Deutschland kann und wird nicht untergehen. Ich beuge im Geiste mein Haupt in Verehrung, und von dem „Kleinod Brandenburgs“ der majestätischen Plassenburg, fliegt weit über das Maintal hinaus ein stilles Gebet, Kaiser Wilhelm II. zu grüßen. —

## Kulmbach.

Wenn an goldenen Sommertagen das Festspielhaus Richard Wagners auf dem ragenden Hügel bei Bayreuth seine Pforten geöffnet hat, dann führen täglich Wagenschlangen von Lichtenfels her Hunderte von Deutschen, sowie fremder Gäste aller Herren Länder nach der ehemaligen markgräflichen Residenz, die sonst so verträumt die Tage kommen und gehen sieht. Bayreuth, einst die Stadt Jean Paul's, steht dann im Zeichen des Meisters der Töne, der dem Musikdrama überraschend neue Wege wies.

Wer aber von all den Tausenden, die zu der Gralsburg Parsifals wallfahrten, denkt daran, einmal in Kulmbach Halt zu machen, der interessanten Stadt am Fuße der Plassenburg, die ihr gebührende Achtung zu schenken, ihr, die weit vor Bayreuth der Sitz tapferer und berühmter Fürstengeschlechter war? Selbst der Frankenfahrer, der durch die Tannennacht des Frankenwaldes streift, in das Felsengewirr des Fichtelgebirges taucht oder über die Kalksteinschroffen des Fränkischen Jura wandert, läßt Kulmbach gedankenlos am Wege liegen. Alles, was durch das Tal des Weißen Main fährt oder pilgert, hebt staunend die Augen zu der majestätischen Felsenburg, deren düstere Mauern eine Geschichte voll Wucht und Größe verkünden, dann gleitet der Blick über die roten Steinwürfel der Brauereien und Mälzereien, über den Wald himmeltrebender Feuereissen . . . und vorüber zieht das eigenartige Bild. Ein fesselndes Bild, weiter nichts! Was könnte die trefflichen Gerstensaft bereitende Frankenstadt wohl sonst noch dem Gemüte und Kunstsinne bieten? Dieser Irrtum hat sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt. Ohne jede Nachprüfung ward Kulmbach bitter Unrecht zugesügt. Die zumeist längs des Bahnkörpers sich erhebenden massigen Industriebauten wuchsen nach und nach zu einer abwehrenden Mauer, und so wurde das sich dahinter Bergende mit Achselzucken und Gleichgültigkeit bewertet. Kulmbacher Bier: Hut ab! Seine Plassenburg eine Distanceschönheit! Sonst aber? Es lohnte sich wirklich nicht.

Ich hoffe aber, daß dereinst Tage kommen werden, in denen auch Kulmbach zu einer Programmnummer im Reiseplan jedes Frankenfahrers werden soll. Nicht Bayreuth, sondern Kulmbach ist der natürliche Mittelpunkt des ehemaligen Markgrafentums. Bis hart an die entzückende Altstadt treten dichtbewaldete Höhen, an die sich im weiten Bogen immer neue Bergzüge schließen. Tatkräftiges Leben pulst hier. Mittelalter und Neuzeit reichen sich die Hände. Wenn der hastende Betrieb von Bahnhofstreiben und Neustadt hinter uns verebbet ist, umfängt uns die Poesie einer geruhig ihrem Tagewerke nachgehenden Kleinstadt. Und steigt man zwischen altertümlichen Häuschen und Gärten die Gassen empor, dann umfängt uns tiefes Waldesrauschen, und das Auge wandert entzückt hinaus in das lachende Ge-

lände, das Weiße und Rote Main durchheilen. Und so eignet sich diese Hochburg köstlichsten Gerstensaftes nicht nur für flüchtigen Wanderbesuch, sondern sie lockt und weiß dann auch festzuhalten, für länger hier Sommerrast zu halten. Und wer hier mutig erst einmal Anker warf, wer sich hineinlebte in das traulich anmutende Getriebe, in die Herzen der Bewohner, der nimmt mit einem Schatze voll Erinnerungen auch die Sehnsucht mit heim. —

Wohl weist das im flachen, sonnigen Lande gelegene Banreuth fast auf Schritt und Tritt das glanzvoll-verschwenderische Wirken einer Reihe einstiger Markgrafen auf. Doch über all der Pracht der früheren Residenz liegt heute ein Schatten leiser Wehmut und Vergessenheit. Wenn das Festspielhaus feiert, dann liegen Plätze und Straßen verödet. Über die sonndurchgluteten Straßen rollt kein Leben hin. Weite Stille herrscht. Im Hofgarten raunen die Wipfel der hohen Laubbäume, und wenn der Abend sich senkt, beginnen die schönen Stadtbrunnen lauter zu reden. Dann steigen die Erinnerungen wieder herauf an glanzvolle Feste, da Stöckelschuh und Galanteriedegen, Reifrock und Puderperücke noch die schöne Welt regierten.

Anders in Kulmbach. Bürgerliche Tatkraft und tiefe Liebe zur Scholle haben sich nach und nach über den verlorenen Glanz einer markgräflichen Residenz stolz hinweggesetzt. Im tapferen Schaffen ist man vorwärtsgekommen. Statt Feste zu begehen ward gearbeitet. Und so erblüht mit jedem Jahre reicher ein rühriges Leben am Fuße der Plassenburg empor. Wie Besitz und Wohlstand sich hoben, davon zeugen rings um die Altstadt die schmucken Neubauten und Landsitze. Was aber Kulmbach stets vor der Schwester Banreuth voraus gehabt hat, das ist seine reizvolle Umgebung, deren Anmut und Heiterkeit in wechselnder Gestaltung bis dicht an die letzten Häusergruppen reicht. Und so findet der Geschichtsforscher, Kunstkenner sowie Naturfreund eine Fülle der Anregungen, die Kulmbach seinem Herzen näherbringen.

Kulmbach's Geschichte haben wir bereits bei der Behandlung der Plassenburg gestreift. Stadt und Bergschloß sind ja aufs innigste im Laufe der Jahrhunderte verknüpft worden. Schatten und Sonnenlichter trafen sie beide. Erst

als die Hohenzollernfeste von den Landesfürsten verlassen wurde, begann Kulmbach seine eigenen Wege zu gehen, Verlorenes durch ein Anderes zu ersetzen. In Ansammlung und Wertung aller seiner Kräfte wehrte es Schlaf und Vergessen ab und hob sich zu einem Gemeinwesen empor, das in der Krone des bairischen Löwen heute einen guten Glanz besitzt.

Die Gegend, in welcher sich heute das hierbrauende Kulmbach ausbreitet, war einst, infolge seiner Grenzlage zwischen Süd und Nord ein sehr lebendiger Durchgangsort für Völkerstämme vieler Art. Was von diesen unruhig hin und her wogenden Massen im Tale des Weißen Main seßhaft wurde, das hat noch lange diese Mischung verraten. Hermunduren und Slaven hatte die endliche Sehnsucht nach einer festen Scholle zusammengeführt. Am kleinen Kulmbache, der sein bescheidenes Wasser dem Main zufließen läßt, begann eine Siedelung langsam sich zu bilden. Erst im 12. Jahrhundert hören wir von dieser. 1174 wird zum ersten Male eines Kulminaha urkundlich gedacht. Das war unter der Herrschaft des mächtigen Grafen von Meran. Die Plassenburg, früher Blassenberg geheißen, stand bereits als stolz in das Mainland Ausschau haltende Bergwarte. Unter den Grafen von Orlamünde tritt dann Kulmenach, wie es später genannt wurde, bereits schärfer hervor. Der Ort hatte zugleich mit den Stadtrechten eine Umwehrung erhalten. Vereinzelte adlige Rittergeschlechter des Landes schufen sich steinerne Burghäuser in der Stadt, Absteigequartiere, wenn sie einritten, den Festlichkeiten droben auf der Plassenburg beizuwohnen. Dazu gesellten sich die verschiedenen Bauten, welche der fromme Sinn der Kirche ausführen ließ.

1248 hebt bereits die Pfarrkirche ihren Turm über die Dächer der Stadt; 1318 ersteht in dem heutigen Garten des Rentamtes die St. Katharinenkapelle. Drei Jahre später stellte Graf Otto V. von Orlamünde diese Kapelle, die bisher selbständig gewesen war, unter das Patronat des Klosters Langheim. Von dem Augenblicke an, da Abt und Mönche von Langheim festen Fuß in Kulmbach gefaßt hatten, begann das immer mächtiger sich entfaltende Kloster auch hier seinen herrschenden Einfluß geltend zu machen. So entstand der Mönchshof, dem später noch weitere Gründungen

folgen sollten. Als nach dem Aussterben der Orlamünder Linie das Land „ob dem Gebirge“ an das Haus Hohenzollern fiel, da war es eine der ersten frommen Handlungen des Burggrafen Johann II. von Nürnberg, daß er im Verein mit seiner Gemahlin Elisabeth, eine geborene Gräfin von Henneberg ein reich ausgestattetes Kloster gründete und mit Mönchen aus dem Orden der Augustiner besetzte. Es entstand in der Mainvorstadt links vom jetzigen Holzmarkt. Neben umfangreichen Gebäuden für die Brüder stieg auch bald die Klosterkirche mit einem sich anschließenden Kreuzgange herauf. Der alte Klostergarten, an der Stelle des früheren Glentfchen jetzt dem Vorschußverein gehörigen Hauses neben dem Gewerbehaus gehörte zur einstigen Kloster- jetzt Bedtschen Kunstmühle. Im traulich gewölbten Trinkraume der Brauerei zum Mönchshofe in der Blaid aber erzählen heute farbenprächtige Wandgemälde in frischer Darstellung die Geschichte des Klosters. Doch auch der Humor des Malers kam zu seinem Recht.

Die Gunst der Fürsten neigte sich Kulmbach warmen Sinnes zu. Die Stadt durfte Münzen schlagen und die Bürger, da ihre Zahl zugenommen hatte, erhielten als Geschenk um das Jahr 1381 das sogenannte Guldene Feld, ein etwa dreißig Tagwerk umfassendes Gelände, dessen Ertragsfähigkeit die alten Geschichtsschreiber freudig betonen.

Ende des 14. Jahrhunderts setzte sich die heranblühende Stadt aus drei Teilen zusammen: der eigentlichen mit Graben und Ringmauer umzogenen Innenstadt, der Wolfskehle mit dem damals bereits genannten Näpfleinsbrunnen und der Mainvorstadt, in der sich das Augustinerkloster erhob. Weingärten, Küchen- und Obstbaumgärten waren ringsumher angelegt und verliehen der Stadt einen freundlichen Eindruck. Die Fleischbänke befanden sich auf dem Graben. Rathaus, Kornhaus, Kirchen und Kapellen, die Burggasse der Adligen hoben sich schmückend über die zumeist wohl noch hölzernen Bürgerwohnungen. Den Juden war wie überall ein besonderer Stadtteil zugewiesen. Eine steinerne Brücke führte über den Main in die Vorstadt. Mühlen drehten sich überall. Der Einrichtung der öffentlichen Bäder war besondere Pflege zugewandt worden. Bildeten diese damals

doch einen sehr eigenartigen Einschlag im Leben mittelalterlichen Bürgertums. Wer zur Kirche ging, nahm gewöhnlich erst ein Bad vorher, „zu Bad und Kirche gehen“ war ein unzertrennlicher Begriff. Die dabei bedienten, waren zugleich Bader und Chirurgen. Und da jene Zeit noch keine Presse und Tagesblätter kannte, so bildeten diese öffentlichen Bäder die Stätten, wo man das Neueste von der Welt Händel erfuhr, von seltsamen Ereignissen in fremden Landen. Daß dabei die „Chronique scandaleuse“ der eigenen Stadt nicht zu kurz kam, braucht wohl kaum betont zu werden.

Im Jahre 1418 hatte es der Burggraf Johann III. beim Papste durchgesetzt, daß das Patronat über die Pfarrkirche dem Kloster Langheim entzogen wurde. Dafür wurde ein Kollegiatstift eingerichtet mit einem Propste, Dekan, Scholastikus, Kantor und zwölf Chorherren. Zahlreiche burggräfliche Pfarreien wurden dem Stifte angegliedert. Der Papst hatte eingewilligt. Widrige Verhältnisse haben aber bald wieder diese für Kulmbach so segensreiche Tat in ihren Anfängen zu nichte gemacht.

Schmerzliche Wunden schlug der Einfall der Hussiten der Stadt. Prallten auch die böhmischen Dickhädel an den Mauern der Plassenburg machtlos ab, um so bitterer mußte dafür die Stadt selbst büßen. Von Sachsen herüber, sich in breiten Horden wälzend, drangen die Hussiten am 31. Januar 1430 in Kulmbach ein. Den Weg, welchen die vertierten Böhmen genommen hatten, kennzeichneten rauchende Dörfer und Schutthäufen. Ihr erstes Werk war die Zerstörung der Mainvorstadt. Erbarmungslos spielten sie dem Augustinerkloster mit. Ihre Wut gegen die Mönche war so heiß angefaßt, daß sie einige in die Flammen warfen, andere in dem Eiswasser des Main zu Tode marterten. Dann drang man in die Stadt ein, diese nach vollzogener Plünderung und ausgeführten Grausamkeiten an allen vier Ecken einäschend. Erst nach drei Jahren konnte das Augustinerkloster, reich durch Schenkungen begabt, wieder feierlich eingeweiht werden. Kulmbach erholte sich nur langsam von dem schweren Schicksalschlage. Die Landesfürsten taten alles, die Stadt zu dem früheren Wohlstande zurückzuführen. Ihr Aufenthalt auf der Veste droben, ihre Feste, das zeitweilige Wohnen der adligen Rittergeschlechter in den Burghäusern hoben

Handel und Wandel und füllten die Sädel der Gewerbetreibenden.

Obwohl die Hohenzollern die Regierung der Mark Brandenburg übernommen hatten, blieben sie ihrem Frankenlande treu im Herzen zugetan. Immer wieder, sofern es die Staatspflichten erlaubten, kehrten sie zur Plassenburg zurück, wie sie umgekehrt eine Reihe fränkischer Edler in märkischen Dienst beriefen. Auch das Kanzleramt legten sie fast ein Jahrhundert hindurch in fränkische Hände. Kulmbach hatte die Ehre, daß aus seiner Bürgerschaft zweimal ein Kanzler erwählt wurde. Es waren dies Sebastian Stublinger und Friedrich Sesselmann. Die Verdienste des Letztgenannten sind für die Mark Brandenburg so bedeutend gewesen, daß bei der Ausschmückung der Siegesallee zu Berlin durch die Marmorgestalten der Hohenzollern Kaiser Wilhelm II. bestimmte, daß dem Standbilde Friedrich des Eisernen die Büste Sesselmann's beigegeben werden solle.

Die Reformation fand in Kulmbach rasch Eingang. Als Kaplan wirkte an der Hauptkirche St. Peter Johannes Eck, der Sohn eines Bäckermeisters zu Kulmbach. Freudig und überzeugt trat er der neuen Lehre bei, der eifrigste Förderer weit über den Kreis der Stadt werdend. Die Macht des Klosters Langheim war gebrochen, und so hinderte niemand mehr, daß auch die Pforten des Augustinerklosters sich den nach Freiheit sehrenden Mönchen öffneten. War doch Magister Dr. Martin Luther einst selbst aus diesem Orden hervorgegangen und soll sogar auf seiner Reise nach Augsburg im Jahre 1518 das Kloster am Main aufgesucht und hier übernachtet haben. Da mag bereits mancher Funke seiner befreienden Lehre in die aufstrebenden Herzen gesprungen sein. So trat man zum neuen Glauben über, blieb im Kloster sitzen und stellte als evangelischen Prediger Ludwig Agricola an. Lange währte freilich dieser beschauliche Zustand nicht. Die Klostergebäude wurden weltlichen Verwaltungen überwiesen. Als dann 1553 in dem wehevollen Kriege der Bundesständischen mit Kulmbach auch das Kloster in den Flammen aufging, ward es nicht wieder aufgebaut. —

Im Jahre 1536 ward auf Anordnung des Markgrafen Georg ein Landbuch für das Amt Plassenburg und die Stadt Kulmbach angefertigt. Dieses ist noch heute vorhanden und

eröffnet uns einen trefflichen und sicheren Einblick in die Gestaltung der Stadt. Diese war in vier Viertel eingetheilt und von einem Graben wie einer mit zahlreichen Thürmen besetzten Ringmauer umzirt. Den Burgberg deckten viele Weinterrassen. Das offene Land war übersät mit Dörfern, Weilern und Edelhöfen. Die Gassen weisen zumeist die Namen auf, welche sie heute noch führen. So gab es bereits eine Langedasse, eine Spital-, Fischer-, Webergasse, einen Kressenstein. Die Lage der Gassen näher zu bezeichnen, schrieb man auf: Auf dem Sande, hinter der Burg, beim Spital, hinter der Kanzlei, beim Türmlein, zum Heilingschwert, beim Eberhaken (einem Brauhause), auf der kalten Marter. Letzteres war ein aus der katholischen Zeit stammender Bürgerpfad, der mit Martersteinen besetzt war. Als Zierden der Stadt werden angeführt die schöne Pfarrkirche St. Peter, das alte Rathaus (Getreidespeicher), das neue Rathaus, die Kanzlei, der Mönchshof, sowie das Augustinerkloster mit seinen umfangreichen Bauten.

Trotz des nicht unerheblichen Weinbaus hatte die Bierbrauerei bereits auffallende Bedeutung gewonnen. Unter den Erwerbszweigen befand sich als neu eingeführt die Herstellung von Stauchen. Das waren ungefähr drei Meter lange Schleier oder Kopftücher, mit denen bis nach Nürnberg ein sehr schwungvoller Handel betrieben wurde. Unter den Jahrmärkten besaß der sogenannte Gallimarkt besonderen Reiz. Acht Tage vorher wurde er bereits eingeläutet und dann ebenso wieder ausgeläutet. Verbrecher, sofern ihre Schuld nicht Hals noch Hand betraf, fanden da in Kulmbach eine Freistatt. Am wichtigsten aber kam sich wohl die Gilde der Gewandschneider vor, die während dieser Tage ihre Waren im alten Rathause eine Stiege hoch verkaufen durften.

In den geruhigen Gang der Tage, in denen Fleiß und Tüchtigkeit der Bürgerschaft an sich steigendem Gemeinwohl unablässig arbeiteten, brach wie ein elementares Ereignis der Marktgräflerkrieg herein, der Ansturm der vereinigten Heere der Bistümer Bamberg und Würzburg, sowie der freien Reichsstadt Nürnberg. Es war ein Rachezug gegen den Marktgrafen Albrecht Alcibiades, der durch seine Haltlosigkeit und seinen Rauffinn das Land in tiefstes Elend gestürzt hatte. Dem Angriff der Bundesständischen war die

Stadt Kulmbach nicht gewachsen. In den Sommertagen des Jahres 1553 wälzten sich die Heereshaufen heran, um Kulmbach bis in den Grund zu zerstören. Die Plassenburg öffnete ihre dunklen Tore nach siebenmonatlicher vergeblicher Belagerung und ward dann ebenfalls der Vernichtung preisgegeben. Die Häuser gingen in den Flammen auf, was einst darinnen glückliche Tage gesehen, ward niedergemehelt oder entfloß in den Schutz der Wälder. Als man sich endlich wieder ängstlich zusammenfand, waren von 500 Ehepaaren nur noch 75 übrig. Viele waren im Elend draußen umgekommen.

Es hat dann sehr, sehr lange gedauert, ehe aus Schutt und Trümmern die Stadt wieder heraufwuchs. Ende des 17. Jahrhunderts hatte die Stadt noch lange nicht die Einwohnerzahl erreicht, die sie vor der Einäscherung besessen hatte. Und als dann auch noch der Sitz des Hofes und der Regierung dauernd nach Bayreuth verlegt wurde, ward eine starke Lebensader grausam durchschnitten.

Der 30 jährige Krieg, Pest und ausbrechende Hungersnot haben später auch Kulmbach nicht verschont. Die Sterblichkeit steigerte sich in diesen wehevollen Jahren so ungeheuerlich, daß die städtischen Friedhöfe sich als zu eng erwiesen und man haufenweise die Leichen in die Nachbardörfer überführte. 1624 brach auch noch eine Feuersbrunst in der Langen Gasse bei einem Bäckermeister aus, die 27 Häuser vernichtete. Eine Inschrift erzählt uns heute noch von diesem Unglückstag. Auch von zwei tollen Wolkenbrüchen weiß die Stadtchronik aus dem Jahre 1673 zu berichten. Bei dem einen trat der Kohlenbach über seine Ufer und überschwemmte den Marktplatz so hoch, daß das Wasser bis zur Schulterhöhe eines Mannes reichte. Der Siebenjährige Krieg brachte der Stadt auch manch unbehagliche Stunde durch die sich immer wiederholenden Durchmärsche.

Dann trat ein tief einschneidendes Ereignis ein. Der letzte Markgraf, Karl Alexander, entsagte jetzt der Regierung, indem er sein Land an Preußen gegen eine jährliche Rente von 400 000 Taler abtrat. Das war im Jahre 1791 geschehen. Staatsminister von Hardenberg nahm in Kulmbach die Vereidigung für den König entgegen. 1805 erschien Friedrich Wilhelm III. selbst mit seiner gefeierten Gemahlin,

der Königin Luise. Lange sollte aber der schwarze Adler Preußens nicht seine Schwingen über Kulmbach breiten.

Der korsische Welteroberer, Napoleon, der mit Königreichen und Fürstentümern wie mit Zahlpennigen spielte und launisch und gebieterisch die politischen Grenzen Europas durcheinanderwirrte, erklärte nach der Niederwerfung Preußens das einstmalige Markgrafenland „ob dem Gebirg“ als französisches Eigentum. So ward auch Kulmbach gezwungen, am 15. August 1808 den Geburtstag des Kaisers der Franzosen festlich zu begehen. Aber die Fremdherrschaft sollte nicht allzu lange währen. Ein Vertrag zwischen Bayern und Frankreich kam zustande, wonach Bayern ein Stück ihm zuerteiltes Welschtirol abtrat und nun dafür am 30. Juli 1810 das Markgrafentum erhielt. Bayrisch war Kulmbach geworden und gut bayrisch ist es seitdem all die Tage geblieben.

Nach dem Abschluß der Befreiungskriege, welche die Herrschaft Napoleons für immer abschüttelten, begann der wirtschaftliche Aufschwung der Stadt. Der Anschluß an das große Schienennetz durch die Eröffnung der Bahn Lichtenfels—Kulmbach—Neuenmarkt trug noch mehr dazu bei, den Handel und die Wohlfahrt der Stadt zu fördern. Seitdem ist Kulmbach im steten Fortschreiten geblieben. Der bayrische Löwe und der deutsche Aar halten gute Wacht. —

Manchen Festtag sah die Stadt seitdem, der die Herzen ihrer Bürger freudiger bewegte. So hielten am 17. Juni 1851 König Maximilian II. und seine Gemahlin Marie in Kulmbach ihren feierlichen Einzug. Geschmückt war jedes Haus. Fahnen rauschten über dem Dächermeer, und brausender Jubel empfing die Majestäten. Im Festsaal der Plassenburg fand ein glänzendes Mahl statt. Nach aufgehobener Tafel begab sich das Königspaar nach dem nahen Buchberge, wo es zur dauernden Erinnerung an diesen Tag zwei junge Eichen pflanzte. Über diese Königseichen trug auch an jenem denkwürdigen Tage der Westwind die frohe Kunde dahin, da am 18. Januar 1871 im Spiegelsaale zu Versailles der jugendliche Herrscher Bayerns, Ludwig II., dem greisen Könige von Preußen die deutsche Kaiserkrone anbot. —

Das Maintal auf- und abwärts, wie auch die gegenüberliegende Berglehne besiedelnd, hat das Neu-Kulmbach in den letzten Jahrzehnten sich immer mehr Raum erobert.

Neben den charakteristischen Ziegelbauten der Brauereien und Mälzereien erheben sich, von Gärten eingeschlossen, schmutze Landhäuser. Rührig-geschäftiges Treiben pulst hier herum. Liegt aber die Neustadt hinter uns, dann entfaltet die ehrwürdige Innenstadt ihren Zauber. Von der Renaissance bis zur koketten Empirezeit findet man hier Schritt auf Schritt anziehende Bauten. Weiter oben in der Altstadt zwischen der St. Petrikirche und dem Neubau der katholischen Kirche: wie drängen sich hier in den auf- und niedersteigenden Berggäßchen die malerischen Motive eng zusammen! Immer wieder bin ich hier herumgestiegen und habe Augen und Herz geweidet an diesen malerischen Bildern. Zwischen Gärten und Grabenresten lugt efeuumwuchertes Mauerwerk mit Turmresten hervor. Man meint zuweilen, es raune aus Winkeln und Ecken uns die Geschichte vergangener Jahrhunderte heimlich-leise entgegen.

Einer den anderen stützend, steigen die Spitzgiebel der eingeklemmten Häuschen hervor, schneiden spitz in den blauen Himmel hinein, von Schwalben umflattert, von flügelnden Tauben anmutig belebt. Manche neigen sich wohl auch vornüber, als wollten sie mit den alten, umrunzelten Augen erforschen, was unter ihnen vorüberschreitet, wenn das holprige Pflaster den Widerhall die Gasse entlang trägt. Hängt aber in stiller Sommernacht der Mond seine Silberampel am Sternenhimmel freundlich heraus, dann entfaltet Alt-Kulmbach seinen höchsten Reiz. Da und dort winkt eine bunte Laterne dem zum Nachtrunk schreitenden Bürger. Ab und zu tönt irgendwo eine Hausklingel, Flüstern kommt aus einer verschwiegenen Ecke, halblautes Mädchenlachen legt sich weich auf das Herz. Die Fensteraugen der alten Häuschen aber sind wieder lebendig und frisch geworden. Sie blinzeln zum Monde hinan, als wollten sie sagen: alles, was sich jetzt hier unten vollzieht, das haben wir seit Jahrhunderten geschaut und vernommen. Du aber wandelst seit Jahrmillionen über diesen Erdball und kennst noch besser der Menschen Lust und Leid. Du Vertrauter ihrer Liebesschmerzen, du Tröster all derer, die in deinem milden Scheine ihre kranke Seele baden! — —

Leider sind in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein gut Teil der alten schönen Laufbrunnen ge-

danke los geopfert worden. So trug der alte Rathausbrunnen die Gestalt eines Landsknechts in römischer Imperatorentracht, den Helm mit Federn geschmückt, den einen Arm um den zerbrochenen Schaft seiner Fahne geschlungen, während er den Linken auf einen mit dem Wappen der Stadt gezierten Schild stützt. Dieser Brunnen soll dem Angedenken des getreuen Landsknechts Zinnsfelder gewidmet worden sein. Er hatte tapfer seinen Mann gegen die heranrückenden Bamberger gestellt, und da ihm der Fahnenstange zertrümmert wurde, hielt er den Stumpf noch im Tode fest von seinem Arm umschlungen.

Des reich verzierten Renaissancebaues des ehemaligen Mönchshofes am Schloßberge haben wir bereits wiederholt gedacht. 1691—95 erstand diese Perle kunstfroher Architektur. Auch das ehemalige markgräfliche Kanzleigebäude, sowie das Prinzessinnenhaus fesseln die Blicke. Fast heiter mutet der im Rokostyle im Jahre 1752 erstandene Neubau des Rathauses an. Eine Perle, auch um ihrer Lage willen, aber bleibt die Petrikirche. Ein überaus malerischer Winkel in der oberen Stadt, in der sich über breiten Freitreppen das ehrwürdige Gotteshaus mit seinem hohen Satteldache erhebt. Unendlich viel Leid hat diese Kirche erfahren. Jeder Krieg brachte ihr fast immer Verwüstungen. Während des Markgrafenkrieges 1553—54 wurde sogar der obere Teil des Turmes abgenommen, um Geschütze gegen die Belagerer aufstellen zu können. Auch von seinem reichen Innenschmuck raubte die Zeit manch Wertvolles. Das Innere des Gotteshauses zeigt in Formen und Raumverhältnissen edle Hoheit und weihevollte Stimmung. Als ich das letzte Mal den dämmerigen Raum verließ, läuteten hoch über mir die Glocken, und still naheten durch die Straßen und Gassen im goldenen Abendlichte Frauen und Männer, an heiliger Stätte ihre Gebete zu vereinen für die Tapferen draußen im Felde in Ost und West. —

Kulmbach besitzt manche anheimelnde, stille Stätte, an der es sich abseits des Tageslärms behaglich weilen und sinnieren läßt. Dazu zähle ich auch den stimmungsvollen Trinkraum in der heutigen Brauerei genannt „Mönchshof“ in der Blaid. Dorthin wandelt man durch die schmale Fischegasse, in der uns rechts und links wacklige, altersgraue

Häuschen zunicken. Jahrhunderte rauschten über ihre Dächer fort. Ihre Jugend reicht noch in die Tage zurück, da an heiteren Sonntagen der Bürger Kulmbachs in feierlicher Schauben, mit pelzverbrämter Kappe und blickendem Wehrgehänge bedächtig an ihnen entlang schritt, am Mainstrome zu lustwandeln oder in der Kirche die Messe anzuhören.

Ein wahres Schmuckstück hat sich Kulmbach auch in dem neu angelegten Bürgerpark geschaffen. Auf verhältnismäßig kleinem Raume drängen sich hier eine Fülle intimer, hinsichtlich der Gruppierung und Farbenwirkungen fein abgewogener Stimmungsbilder aneinander. Während unweit davon das Leben pulst, sitzt man hier nieder, lauscht dem heimlichen Plätschern der Wasser und der Zwiesprach, die Vogelstimmen und leise atmende Baumwipfel miteinander halten.

Noch stiller aber und die Seele zur Einkehr zwingend bleibt es auf dem gegenüber terrassenförmig sich aufbauenden alten Gottesacker. Eine Poesie waltet hier, welche das Herz in Bann schlägt. Ich glaube, es gibt so manchen Kulmbacher, der nicht ahnt, welche ein wahres Schatzkästlein seine Vaterstadt in diesem geruhigten Winkel der Toten birgt. Wenn die Pforten dieses alten Gottesackers sacht hinter uns sich schließen, umfängt uns ein Eiland des Friedens. Die Geschlechter von Jahrhunderten trugen einst all ihre Lieben hier hinaus, sie zu betten in der Erde, daß ihre heißen Herzen möchten nun ausruhen von Kampf und Streit, von Arbeit, Freud' und Sorgen. Und eine gütige Natur nahm sie zum letzten Schlummer auf. Dichter und höher denn die graue Außenmauer wob sie um die Ruheshügel und steinernen Behausungen ein Gerank und Wipfelgewirr, das wie mit weichen Händen scheint die der Ewigkeit entgegen Schlummernden von jeder aufstörenden Berührung mit der draußen hastenden Welt sorglich zu schützen und zu wahren. Goldene Träume spielen um den in zuckende Gluten eingetauchten Abendhimmel, da ich mich zum Abschiede aus der personenen Gräberwelt wende. —

Geruhigter geht bereits draußen das Leben hin und her, als ich mich zum Heimwege endlich entschlief. Schattende Bäume rahmen die Landstraße ein, die mich zu dem gastlichen

Landhause leitet, das mir in diesen Tagen herzwarme Heimat bot. Der Duft des reifenden Kornes mischt sich mit dem Hauche frisch gemähter Wiesen. Schwalben segeln wiegend durch die weiche Abendluft. Flügelnde weiße Tauben durchschneiden sie. Über ferne Höhenzüge läuft ein letztes Sonnenfunkeln.

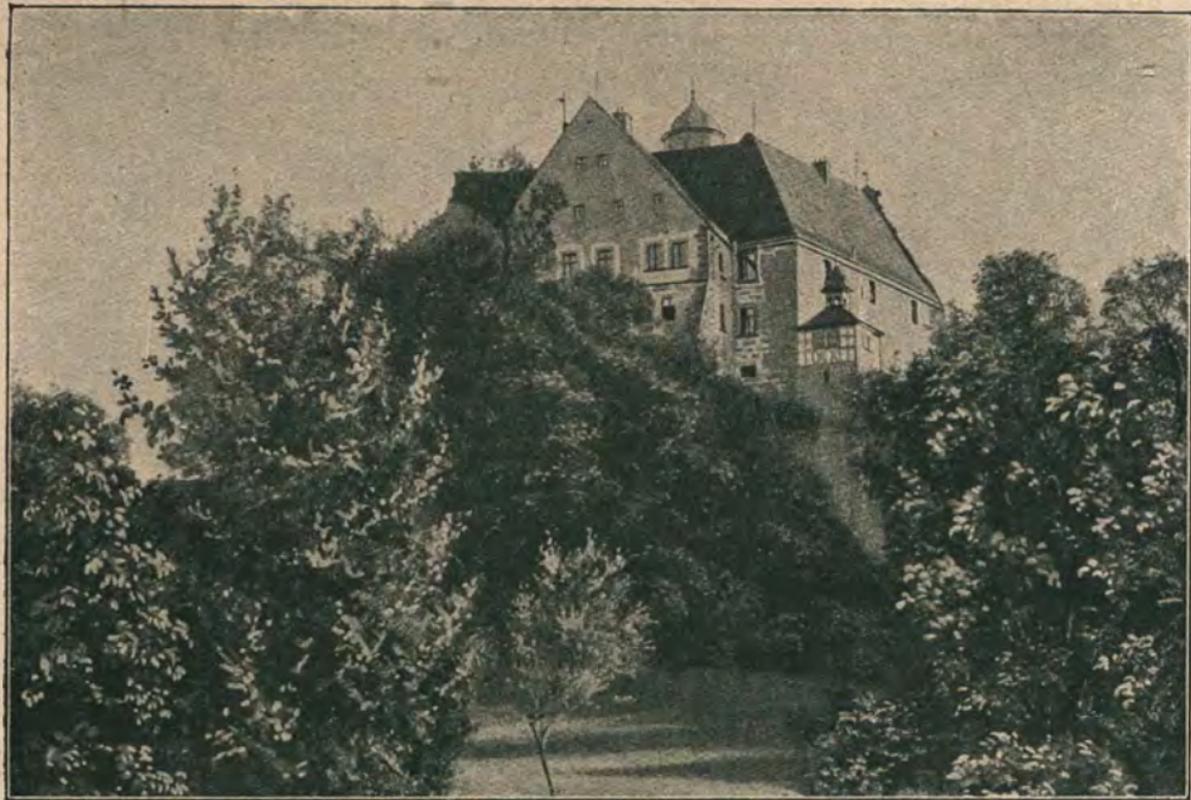
Da grüßt mich das stattliche Haus inmitten eines wohlgepflegten Parks. Blumen düften, leise plätschert ein Brunnen, als lausche er halb in Sinnen verloren der eigenen Melodie. Drüben rudert auf einem kleinen Weiher ein weißer Schwan. Wundersam hebt sich sein blendendes Gefieder von dem Dunkel der Büsche und dem hängenden Ufergezweig der Bäume ab. Droben auf dem Balkon eint sich zum Abendessen alles, was das Haus an guten Menschen umfängt. So verrinnen die Stunden. Längst ist die Dämmerung mit wehenden Schleiern drunten über die atmenden Lande geschritten. Drüben an einem Hange steht die Nacht mit großen stillen Augen. Heimchen zirpen, Frösche lassen vereinzelt ihre Stimmen hören. Alle Farben blassen. Die Fernen gehen in ein undurchdringliches Grau zusammen. Feierlich hält die Nacht ihren Umzug. Eine sanfte Stille ist eingetreten. Da klingt hell die Stimme der einen Tochter auf. Sie lacht mich an und weist empor zum Himmel.

„Da! Ihr Stern! Sehen Sie ihn?“

Strahlend in einsamer Schönheit und sieghaftem Glanze erglänzt der Abendstern. Er will auch heute wieder den Reigen des Sternenhäeres anführen. Und meine Seele nimmt Flügel und schwingt sich in tiefem Sehnen der Einen zu, die all mein Sein in ihren kleinen, weißen Händen trägt. — —

## Ein Höhengang um Kulmbach.

Bietet der altertümliche Kern der Stadt Kulmbach mit seinen auf und niederkletternden Gäßchen, den trauten Winkeln und gärtenumbuschten Verstecken schon jedem auf Schönheit und Stimmung eingestellten Auge ehrliche Freude, so empfängt die Altstadt in den sich ihr dicht anschließenden grünen Waldeshöhen noch ihren besonderen Rahmen. Jeder sich Kulmbach Nähernde freut sich des wallenden, grünen Waldmantels,



Schloß Wernstein.

5



den die getreue Frankenstadt um ihre Schultern legte. Durch die tief eingerissene Schlucht der Wolfskehle getrennt, steigt nach Süden die Wand des Rehberges empor, während östlich, ein wenig niedriger, der Buchberg sein von Waldriesen überauschtes Massiv erhebt. Auf seinem westlichen Vorsprunge steigt trutzig die ehrwürdige Zollernburg in die blauen Lüfte, das von Kaisergeschichte umwitterte Bollwerk, das sich einst die stolzen Meranier erbauten. Um seine gedunkelten Quadern raunen heute die Ereignisse von bald acht Jahrhunderten. —

Buchberg und Rehberg halten gar gute Nachbarschaft mit den Bürgern Kulmbachs. Ihre Zuneigung beruht auf Gegenseitigkeit. An jedem schönen Tage lustwandelt Groß und Klein in die grüne Waldwildnis, und wenn dann deren schimmernde Tore sich hinter den Besuchern leise schließen, gibt der Wald an Dank und Liebe zurück, was er besitzt: Würzeluft und Wipfelrauschen, Vogellieder und Quellenmurmeln. Da blüht es überreich an Blumen. Der Waldmeister duftet, Falter gaukeln über sonnige Halden, der Kuckuck rechnet wißbegierigen Menschenkindern das Lebensalter aus und gibt gern auch noch ein paar Jahre zu. Sonnenschragstreifen spielen wie übermütiges Kindervolk zwischen den Stämmen, malen leis zitternde Gewebe über die stillen Pfade, und wenn es tief drinnen dann ganz still ist, dann vernimmt das Ohr der Sonntagkinder deutlich, wie lustige Waldgeister über das Moos huschen und Elfen mit weichem Flügelschlage durch die warme Luft ziehen. Sie sind gleichsam die „Gute Stube“ geworden, zu der er in Feierkleidern wandelt, Herz und Augen sich frisch zu baden, wohin er den Gast geleitet, ihm sein Bestes zu zeigen. —

Es ist ein helläugiger Sommernachmittag. Wie eine blaue Riesenglocke wölbt sich ein lachender Himmel über Tal und Höhen. Ein feiner, leiser Wind streicht über die Felder in der Tiefe und an den Hängen, als segne Gottes Hand die heranreisende Ernte, auf welche das deutsche Volk harret. Wie freudiges Hoffen liegt es in der Luft.

Aus dem unteren Hofe der Plassenburg bin ich durch das östliche Tor geschritten, zwischen den einst hier vorspringenden Wehren, welche die Zollernveste gegen den Buch-

berg hin beschützen sollten. Noch in den Überresten der Hohen Bastei erkennt man mit Staunen, welche bewundernswerte Arbeit die frühere Festungsbautechnik hier schuf. Der harte Wille des kaiserlichen Welteroberers legte das geniale Werk in Trümmer. Und heute nach einem Jahrhundert birgt die Plassenburg Hunderte von Vertretern jener „grande nation“, denen deutsche Helden zum zweiten Male den „Spaziergang nach Berlin“ verlegten. Auch die Weltgeschichte schreibt Komödien! —

Ein kurzes Stück die Felszunge entlang, welche den Buchberg mit der Plassenburg verbindet, dann öffnet der grüne Hochwald seine Tore. Am Eingange zu dem aufsteigenden Revier sitzt ein junges Menschenpaar auf einer Bank. Das Glück lacht beiden aus den Augen. Es ist ein schlanker Feldgrauer, das schwarz-weiße Band im Knopfloche, und ein in Weiß gekleidetes Mädchen, dessen volles blondes Haar leicht gekraust Schlafen und Nacken reizvoll rahmt. Ihre Hände ruhen ineinander. Manchmal gehen die Blicke hinaus in das sonnüberflutete Land, dann kehren sie zurück und tauchen weltverloren einer in den andern. Wie sie an seinen Lippen hängt, wenn er erzählt! Von Schützengrabenpoesie und graufigem Schlachtgetümmel wird er ihr erzählen, und mitten hinein wird seine Sehnsucht nach dem geliebten Mädchen klingen.

Schmetternder Finkenwirbel empfängt mich, da ich jetzt in die lichtgrüne Waldwirrnis tauche. Das bleibt ein guter Auftakt. Das Geräusch der Stadt in der Tiefe ist längst verhallt. Der Zauber deutschen Hochwaldes hält mich wieder in seinem Banne. Da und dort leiten Pfade zu Erinnerungsstätten, erst tiefer drinnen spricht nur noch der Wald zu uns. Freundliche Anlagen umkränzen den Platz, auf dem die beiden Eichen sich recken, welche 1851 König Maximilian und seine Gemahlin Marie auch an einem Junitage pflanzten. An dieser Stätte beging Kulmbach schon manches frohe Fest seitdem. Ein Lieblingspunkt der Bürger ist auch die „Bachmannsruhe“, lauschig versteckt an der südlichen Berglehne. Überraschend zeigt sich von hier plötzlich das Bild von Stadt und Burg.

Ein Seitenpfad hat mich nun auf den Kamm des Buchberges gebracht. Breit und vornehm zieht sich hier gen

Osten eine der sogenannten Markgrafenstraßen, welche frühere Herrscher durch ihren Jagdgrund anlegen ließen. Herrliche Bäume fassen sie ein, Moos deckt zum Theil den Boden. Ich höre den Specht in seiner grünen Werkstatt hämmern und lausche dem verliebten Rucksen der Wildtaube. Durch die Wipfel hoch über mir geht ein feines Harfen. Totenstille sonst die weite, verlassene Wildbahn entlang. Und im Geiste bevölkere ich den Wald wieder mit den Gestalten jener üppigen, freudedurstigen Rokotage. Sehe Kavalierere entlang reiten, ihnen zur Seite schöne Frauen, wallende Federn auf dem hochfrisirten Haar. Hornsignale rufen. Eine Koppel Hunde wird freigegeben, und nun stürmt unter Halli und Hallo der Wirt mit seinen Gästen die breite Wildbahn dahin, um endlich zwischen Stämmen und Gebüsch dem Auge zu entswinden. Einsam stehe ich wieder auf grüner Halde. Auf einem gefällten Baumstamme sitze ich nieder und lasse mir Sommermärchen in die Seele raunen. Ein Eichhorn turnt soeben drüben von einer Buche in das Geäst einer dunklen Fichte. Der rotbraune Waldakrobat fühlt sich als unumschränkter Herr in diesem weiten Wipfelgewoge. Fast überlegen blinzelt er mich mit seinen blanken Auglein an, um sich dann höher und höher zu schwingen. Wie wundersam redet doch tiefste Waldesstille zu dem, der ganz sein Herz ihr hingeeben! Stimmen kommen da heran, die von Ewigkeiten zu Ewigkeiten weisen. Die Welt draußen versinkt. Aus tiefstem Mutterschoße der Erde kommt uns in dieser weiten Stille ein Ahnen, woher wir kamen, wohin wir wieder gehen werden. — — —

Irgendwo ein Schuß reißt mich aus meinen Träumen auf. Ich sehe gerade noch, wie ein Sprung Rehe in einer Dickung Schuß sucht. Weiter ziehe ich die von huschenden Sonnenlichtern übertupfte Markgrafenstraße. Ich lasse meine Blicke links und rechts zwischen den riesigen Stämmen wandern und hebe sie dann wieder hinauf in den strahlenden Sommerhimmel, der wie eine reine Seele mich aus tiefblauen Augen so friedvoll grüßt. Und dann entläßt mich für eine Weile der Wald. Freies, leicht gewelltes Ackerland zeigt sich mir. Drüben setzt wieder der Wald ein. Die malerischen Gehöfte einer Einöde bauen sich vor mir weltverloren auf. Geranien blühen in den Fenstern, weiße Tauben flügelnd

über den grausilberigen Dächern, und zwischen den Gangsteigen tummeln sich ein paar barfüßige Kinder.

Die Trebgaster Höhe ist erreicht. Rechts hinauf windet sich durch eine tief eingerissene, vom Buchberge und Rehberge eingeschmürte Schlucht die Straße, zieht sich ein Stück über die Höhe, um dann drüben wieder sacht nach dem Pfarrdorfe Trebgast am Weißen Main niederzufallen. Dort hinab ist ein vergnügliches Wandern. Es geht zwischen Waldkulisfen und blumenüberschütteten Bergwiesen hin, bis endlich der malerisch an der Berglehne aufgebaute Ort in Sicht tritt. Stattlich zeigt sich die einst ummauerte Kirche, über deren Satteldach so manches Jahrhundert zog. Und wer in dem schloßähnlichen Pfarrhause Einspruch hält, der kann dort noch im Bilde eine Reihe von Markgrafen und Prinzen des Hauses Bayreuth in geziemender Ehrfurcht begrüßen. —

Hat man die höchste Erhebung des Bergscheitels zwischen Kulmbach und Trebgast erreicht, so stoßt der Fuß wie gebannt vor dem Bilde, das sich plötzlich nach Westen hin offenbart. Von den zwei Waldbergen eingerahmt, einsam und trugig, fast unnahbar in ihrer Hoheit anzuschauen, zeigt sich uns die Plassenburg. Kein Bürgerhaus, kein Feuerschlot stört das herrliche Bild. Nur Wald und Himmel und die leuchtende Ferne. Hier muß man stehen, wenn der Tag verglütet oder schwer dräuende Wetterwolken tief dahindrängen, um den vollen Zauber zu genießen. Alles Zeitliche erscheint dann abgestreift. Jahrhunderte versinken. Das Mittelalter ist erwacht und überlebensgroße Gestalten schreiten drüben in wallenden Gewändern mit stillen Augen vorüber. Von keinem Standpunkt rings um Kulmbach offenbart sich die Zollernveste in solch ernster Schönheit. —

Zwischen den Einzelgehöften schlendere ich langsam dahin. Der wunderfame Sommertag in seinem Blühen und Leuchten treibt ja nicht zur Eile an. Genieße mich! scheint jede leise Luftwelle zu sagen. Trinke den süßen Hauch meiner wogenden Blütenfülle! lacht mir die Bergmatte entgegen. Achte der Lieder, die wir niederstreuen! jubelt hoch über mir der Lärchen trillernder Chor.

Auf der Tennacher Höhe stehe ich und lasse die Blicke in die Runde schweifen. Kuckuck, kuckuck! kommt's aus des Waldes dunklem Grunde zu mir herübergeflogen. Aber ich

hüte mich der Kinderfrage. Wer will an solch einem Sonnen- und Sommertage noch an Rechnen denken? Heute ist heut! Sei mir gegrüßt, lachendes Frankenland, in Tiefe und Ferne! Gesundheit und Treue steht auf deinem Angesicht geschrieben. Dein Händedruck ist warm, in dem Klange deiner Stimme mischt sich die Heiterkeit deiner Täler mit dem Dunkel deiner ernstesten Wälder Pracht.

Eine Birke steht einsam wie auf vorgeschobenem Wachtposten. Ein leichter West spielt in ihrem wehenden Mädchenhaar. Da werfe ich mich in das Gras nieder. Kleine blaue Schmetterlinge gaukeln über Thymian und Ginster hin, fliehend und wieder sich nahend in zärtlichem Spiele der Liebe. Eine Hummel fährt wie im Zorne zischend vorüber. Aber die flatternden Blumen der Luft achten ihrer nicht. Im reizvollsten Sonnenspiele weben und schweben sie weiter. Ein naher Strauch blühender Heckenrosen sendet Wolken süßen Duftes aus. Und ein Erinnern an einen Junitag im Banne der Wartburg kommt plötzlich über mich, da ich mit noch einer auch zwischen Rosen und blühendem Gerank am Waldesrande träumte. Der ich im Erinnern dann nachsang:

Im Duft der Wiesen, wilder Rosen Glühen,  
Wir zogen hin, wunschlos und ohne Ende,  
Die ganze Welt ein selig leuchtend Glühen,  
Ein Wundertraum von goldner Sonnenwende.

Und als des Hochwalds grüner Mantel schloß  
Sich rauschend um uns im geheimen Wehen,  
Aus Busch und Hag es jubelte und sproß,  
Als wollt' die Welt in Seligkeit vergehen....

Da hat's auch unsre Seelen angerührt,  
Die trunkne Schönheit, als des Glanzes Wonne,  
Daß im Erinnern heut' das Herz noch spürt:  
Es war ein Tag, gesegnet und voll Sonne! — — —

Inzwischen ist die Sonne ein gut Stück tiefer nach Westen hinüber gewandert. Von fernen Höhenzügen schicken sich vereinzelt Wolkenbarken zur Reise an. Goldumrändert schwimmen sie einher, und unter ihnen breiten sich die stillen Wälder, blißen Flüsse auf, singt der Wind in den Ähren reisender Kornfelder. Nun nimmt auch mich der Wald

wieder in seine milden Schatten auf. Dichter und verworrener zeigt er sich hier am Rehberge denn drüben in dem Jagdgrunde Bayreuther Marktgrafen. Auf und ab kreuzen sich die Pfade, verschlingen sich, streben auseinander, um dann sich im Dickicht zu verlieren.

Einmal klingt weiblicher Singsang an mein Ohr. Ich hemme unwillkürlich den Schritt. Man meint zuweilen aus Stimmen Gesichter herauslesen zu können. Doch die Probe auf dies Exempel heute zu machen, bleibt mir versagt. Unter mir ziehen die Sängerinnen vorüber. Nur einmal sehe ich das Weiß eines Gewandes flüchtig herausschimmern. Dann verhallt der Sang mählig in der Ferne.

Wie köstlich atmet sich des deutschen Waldes Frische! Was weiß sein Raunen doch alles dem deutschen Gemüte zu erzählen! Es ist wie ein Austausch von Seele zu Seele. Wohl an eine Stunde bin ich so durch Buchenhallen und grüne Gassen dahingezogen. Tannen traten zuweilen ins Gewehr und Wurzelgeflecht kroch wie Schlangengewirr über den Weg. Jetzt geht's oberhalb der ummauerten Gräben hin, welche Belagerer der Plassenburg vor Jahrhunderten an der Berglehne mühsam anlegten. Und vermochten doch nicht, die Bergveste in ihrer Ruhe und Machtherrlichkeit aufzustören! Da grüßt ihr Bild selber mich. Rote Dächer künden mir Kulmbach in der Tiefe an. Der Tag geht zur Rüste, da ich in dem Berggarten der „Sommerfrische“ am Rehberge Einkehr halte. Die Stätte habe ich lieb gewonnen. Im weiten Halbrundbilde lacht uns hier droben die volle Anmut des Frankenlandes entgegen. Wie in einem Akkord der Freude klingt hier alles zusammen. — — —

## Auf dem Patersberge.

Wenn der Kulmbacher hinüber zu der scharf ins offene Maintal vorgeschobenen Felswarte des Patersberges blickt, so streichelt er gleichsam mit den Augen dankbar diesen Lieblingsberg. Dann steht er im Geiste wieder droben, freier Wind umkost ihn, weit im Bogen schwingt sich der blaue Himmel, Wald sendet aus der Tiefe herben Würzhauch, und über seine Wipfel fort lacht ihm in sonnenheller Weite

sein schönes, glückliches Frankenland entgegen. Frankenwald, Fichtelgebirge und Jura umspannen für ihn Hunderte von Stätten, mit denen liebe Erinnerungen sich ihm verknüpfen. Denn erst was man sich erwandert, wird einem ganz zu eigen.

528 Meter hoch, streicht der aus Basalt bestehende Patersberg sattelförmig von Nord nach Süd, hier nach drei Seiten jäh abdachend. Nördlich aber geht er langsam verflachend in den Kirchleuser Knock über, der bis Weißenbrunn sich dehnt, wo der dunkle Frankenwald mit den Kronacher Vorkbergen in Sicht tritt. Rentammann Weltrich aus Kulmbach war es, der die erste Anregung gab, daß in den Jahren 1837—1838 auf der höchsten Erhebung des Patersberges eine Steinwarte errichtet wurde, von deren Dach man seitdem sich des herrlichsten Rundblickes erfreut. Wie verzeihliche Heimatsliebe innerhalb der deutschen Gaue so manche „Schweiz“ sich schuf, so sind über Deutschlands Garten auch mehr „Rigis“ ausgestreut, als mancher Naturfreund ahnt. Auch die Kulmbacher wollten ihren Rigi haben. So mußte der Patersberg stillhalten. Solche Vergleiche aber behalten immer etwas Hintendes. Sie fordern zu Gegenüberstellungen heraus und reizen zur Kritik. Zudem besitzt Kulmbachs Umgebung in dem Kordigast und vor allem dem Görauer Anger Wettbewerber, die nicht die Augen niederzuschlagen brauchen. Unter den reichen Schätzen von Naturschönheiten im Banne der Plassenburg bleibt aber trotzdem der Patersberg eine schimmernde Perle.

Daß der Rücken des Patersberges einst im heiligen Hain die Opferstätte heidnischen Slavenvolkes trug, muß als freie Erfindung eines phantasievollen Geistlichen des 18. Jahrhunderts angesehen werden, welcher damit bestrebte, den Namen Veitlahm zu erklären. Wohl aber weist der Name Patersberg auf eine heidnisch germanische Zeit zurück, in der germanische Siedler sich eine Weihestatt errichtet hatten. Schon daß unweit Kirchleus sich einst eine Bilwizeiche erhob, läßt darauf schließen.

Jüngerer Ursprunges ist dagegen der Name Veitlahm. Noch im Jahre 1376 wird urkundlich einer Kapelle zu Lahn gedacht. Diese Kapelle wird in dem genannten Jahre von Heinrich von Kindsberg, damals zu Berned als Amtmann

gelesen, zu einer Pfarrkirche erhoben und mit den Dörfern Hoffstetten und Altenreuth ausgestattet. Zum Unterschiede von anderen Orten gleichen Namens ist dann nicht lange darauf der Ort „Kerlahm“ benannt worden. (Vom mundartlichen Kern — Kirche), so daß der Ort eigentlich Kirchenlahm geheißen hat. Erst im 15. Jahrhundert nahm man mit Rücksicht auf den Kirchenheiligen den heutigen Namen Veitlahm an.

Längst, ehe noch ein steinerner Altan auf dem Patersberge zur Besteigung lockte, sollten die Kulmbacher die hohe Freude haben, ein erlauchtes Königspaar zu ihrem Lieblingsberge geleiten zu dürfen. Das Kulmbacher Land war an Preußen gefallen und am 9. Juni 1805 hielten König Friedrich Wilhelm mit seiner gefeierten Gemahlin Luise ihren Einzug am Fuße der Plassenburg. Vorher aber waren Beide zu der Höhe des Patersberges gefahren, dort sich des Bildes zu erfreuen, das ihnen das heitere Frankenland in seiner Anmut bot. Damals haben die blauen Augen der unvergeßlichen Königin auf dem Tale sinnend geruht, die gleichen Augen, die später das Weinen lernen sollten. Kaum mehr denn ein Jahr später fielen erst bei Saalfeld, dann bei Jena die Würfel, welche für lange Zeit über das Geschick Preußens so hart entscheiden sollten. —

Sonntag Nachmittag. Markt und Gassen von Kulmbach liegen still und sauber da, menschenleer, als sei der 30jährige Krieg über sie hingezogen. Was nicht an Herd und Haus gebunden, das ist hinausgeflogen, des Sommertages sich zu freuen. Die Sonnenstrahlen lugen neugierig in die Fenster hinein, als wollten sie die letzten Säumigen mahnen: hinaus, hinaus! Weich geht die Luft! Die Wiesen stehen in voller Pracht, und wilde Rosen senden ihre Düfte einher! Mich hat's heute auch nicht daheim gelassen. Die Jugend aus dem Hause des Gastfreundes begleitet als Führer mich. Die beiden Buben sind vorausgeschwärmt. Zwei Jungfräuleins und ich bilden die Nachhut. Die Jungen haben unsagbar viel zu tun. Da gilt es über Gräben zu springen, Schmetterlingen nachzujagen. Geht's den Bach entlang, heißt es aufzupassen, wer die erste Forelle entdeckt, die sich in der Sonne badet. Und als der Wald nun gar mit Felsen, Hohlwegen und Buschwildnis erreicht ist, wird alle Räuberpoesie in den jungen Herzen wach.

Wir Drei aber pflücken die bunten Blumen am Wege. Mit bittenden Augen scheinen mich die wilden Rosen anzuschauen, die da und dort düftende Mauern gleichsam ausgerichtet haben. Blumen und Mädchen gehören ja zusammen. Und bedeutet es auch raschen Tod für die Kinder von Feld und Wald, es bleibt doch ein Sterben in Schönheit. Und ich pflücke sie für Gürtel und Busen und freue mich des Dankesblickes der wilden Blumenkinder.

Die Häuser und Hütten von Metzdorf liegen jetzt hinter uns. Ein Bächlein kommt uns entgegengesprungen, und seine feine Stimme lockt uns immer tiefer in das „Gründla“, das sich so traulich und verschwiegen vor uns öffnet. Weich ausgepolsterte Wiesen begleiten seinen Lauf. Buschwerk und Einzelbäume spazieren nebenher. Blauschimmernde Libellen stehen über dem Wasser und schießen dann plötzlich wie unsinnig weiter. Dahinter winkt Hochwald. Wir lauschen den Vögeln und freuen uns der weißen Wolkenschiffchen, die vereinzelt über das Himmelsmeer segeln. Als einmal ein Kuckuck seine Kunst erweisen will, hält ein Jungfräulein den Finger an die Lippen und blickt uns dabei höchst ernsthaft und gespannt an. Holder Glaube der Jugend! Und sei es auch nur ein Gedankenspiel!

Enger schluchtet sich der Grund empor. Die Wiesen sind zurückgeblieben. Waldzauber schmiegt sich um unsere Herzen. Der weiche Boden mildert den Klang der Tritte, und auch der Bach murmelt nur noch wie im Traume. Von irgendwo hallt das Lärmen der Buben. Wir aber wandern durch versonnene deutsche Waldeschönheit und nehmen das Glück der Stunde in die Herzen auf. Jetzt tauchen seitlich ein paar Einzelhütten von Hochstetten auf. Auch über ihnen ruht heute Sonntagsstille. Bald darauf wird es licht und frei vor uns. Über Matten und Ackerbreiten nähern wir uns dem sich dicht vor uns lagernden Patersberge.

Freudiger Zuruf grüßt das Hauptziel unserer heutigen Wanderung. Mit wildem Kriegsgeschrei ist unsere kleine Avantgarde vorangestürmt. Sie wollen natürlich die Ersten droben sein. Uns aber bietet der letzte Anstieg so viel des Fröhlichen und Bunten an Blumen und Blicken, daß wir gern auf den Ruhm verzichten, und auch jetzt die Nachhut weiter bilden. Durch Hohlwege geht es hinan. Alte Eichen

haben Schirmdächer darüber gebreitet, gemischter Hochwald schließt sich an. Goldig flammt der Ginster, und über Teppiche von Thymian, Stabiosen und anderem Blumenvolke summen Bienen hin. Und endlich stehen auch wir droben. Die dunkle Treppe der steinernen Warte hinan. Dann aus Nacht zum Lichte! Halb unterdrückte Laute der Bewunderung drängen sich von den Lippen. Dann wandern die Augen hinaus in das aufgeschlossene Rundgemälde, das sich weit, weit zu unseren Füßen in flirrender Sommerglut vor uns breitet.

Trockene Rechner haben festgestellt, wie viele Städte, Dörfer, Weiler, Burgen, Mühlen, Ruinen man von hier oben aus erblicken kann, daß es über hundert Höhen sind, welche dieses Zauberbild durchsetzen und rahmen. Ich zähle nicht zu diesen Wagnernaturen, wie solche einst dem Faust den Osterspaziergang vergällten. Aber ich trinke in tiefen Zügen die Schönheit dieser Stunde, grüße, was ich mit den Augen erfasse und lasse die alte Sehnsucht zu den blauumdämmernden fernsten Höhenzügen fliegen. Ich weiß, daß ich etwas mit heimnehmen werde, das nicht mit dem Tage verwehen wird. Ein Geschenk, ein Schatz des Frankenlandes, das mein Herz so rasch für sich gewann.

Immer wieder ein Hinausschweifen von Augen und Herz. Denn es ist schwer, von dieser Stätte Abschied zu nehmen. Dann geht es langsam den Bergrücken südlich hinan. Aus dem Walde über schwellende Matten. Kornfelder wogen zu beiden Seiten, näher rücken die stattlichen Gehöfte des Dorfes Veitlahm. Im Oberdorfe winkt eine echt fränkische Wirtschaft, blicksauber, einladend, gemütlich. Geranien säumen die steingefasteten Fenster, Hühner gadern umher, und aus den Ställen vernimmt man die Laute zufriedener Haustiere. Vor der Tür haben an einem grünen Langtisch Ortsbewohner Platz genommen. Ein jeder hält liebevoll den Biergefüllten Steinkrug vor sich, während der Dampf von Pfeife und Zigarre als sonntägliches Rauchopfer in die stille, blaue Luft steigt. Ein Feldgrauer sitzt mitten unter ihnen. Heute ist er König. Alle Augen und Lippen hängen gleichsam an ihm. Wenn er die Lauscher zuweilen gar zu hitzig mitten in das kugelspeiende Gefecht führt, wenn die Kanonen brüllen und der Feind mit Hieb und Stich zurückwogt, dann ergreift

eine gewisse Erregung die Veitlahmer. Sie rücken an den runden Filzhüten, der eine ballt die Faust, der andere erschäuft seine Siegeswut in einem frisch gefüllten Maßkrüge, den ihm der Wirt soeben wieder hinpflanzt.

Als eine kleine Pause mal entsteht und ein alter Bauer anhebt von mangelndem Regen zu reden, daß die Aussicht auf guttragende Gerste doch sehr trübe stünde... da heben sich ein Duzend Augen vorwurfsvoll gegen sein faltiges Gesicht. Gerste, Gerste! In dieser Stunde, die sie mitten hinein in den Heldenkampf der Getreuen draußen auf ein mit Blut getränktes Feld geführt hatte! — —

Der Wirt schüttelt uns die Hände, und der zweite Hausherr, ein farbenstolzer Gödel, unterläßt es nicht, uns seinen schmetternden Hornruf nachzusenden, da wir endlich Haus und Hof verlassen. Weiche Luft eines blühenden Junitages schlägt uns entgegen. Da und dort sucht uns aus einem Hüttenfenster des Dorfes ein neugieriger Blick, ein freundlicher Abendgruß. Kinder sehen uns mit großen Augen nach, während uns jeder Schritt hier neue malerische Bilder entrollt. Veitlahm ist in der That landschaftlich ein kleines Juwel. Eingeschmiegt in Wald und Gärten, Schluchten, Matten, Obstbäume und Felder, bietet es dem geschulten Auge einen Reichtum an Bildern. Und mitten drinnen steht zwischen Grabhügeln die reizvolle Kirche, die dritte Patronatskirche der Freiherren von Künzberg, der Besitzer des nahen Wernstein. Wie andere Adelsgeschlechter des Frankenlandes so haben auch sie sich einen eigenen bedeckten Holzgang zu dem dörflichen Gotteshaufe geschaffen.

Tritt man aus dem Gewirr der Hütten des Oberdorfes auf eine freie Stelle, so bleibt der Blick mit Entzücken an der Landschaft hängen, die sich besonders nach Süden hin in die Gebiete des Roten und Weißen Mains eröffnet. Ein Stück tiefer, zum Teil von uraltem Eichenhain umrauscht, steigt mit seinen Türmen und Wehren Burg Wernstein herauf. Dort wollen wir heute noch anklopfen.

Aus den Gärten dringt der starke Duft von Hollunder und Jasmin. Schwalben ziehen ihre Kreise durch die laue Luft. Irgendwo wird eine Sense gedengelt. Hinter uns hebt die Abendglocke mit Singen an. Feiertagsfriede! — —

## Burg Wernstein.

Weit über ein halbes Jahrtausend blickt Burg Wernstein mit hellen Augen hinaus in das reizvoll bewegte Frankenland. Und hat auch die Zeit, haben die Forderungen, der persönliche Geschmaç sowie das Wohlsichfühlen der jeweiligen Besitzer wiederholt die äußere Gestalt dieses Edelsizes verändert: fest, wie der Basalt, auf dem sich am Südhange des Patersberges die Burg aufbaut, blieb die Treue zur Scholle, die Liebe zur fränkischen Heimat. Noch rauscht am Westrande der Burg ein feierlicher Hain stämmiger Eichen, die sich einst wie ein schirmender Mantel um den ganzen Siz legten. Aber die Art schuf Licht und Raum. Weinanlagen erstanden, Obstbäume reckten ihre fruchtbeschwerten Wipfel, und freundliche Gartenblumen brachten farbige Freude in das einst düstere mittelalterliche Bild.

Wer durch das gewellte Gelände des Weißen und Roten Mains wandert, der grüßt immer wieder die Burg, deren zwei Haubentürme, die vier Ecktürme, welche die Umwehrung grenzen, malerisch und charakteristisch zugleich das Bild der ehrwürdigen Steinveste erscheinen lassen. Der Wernstein selbst aber will auch Umschau halten in dem Lande, mit dem ihn jahrhundertelange Geschichte verknüpft, für das seine Edelmänner so oft Gut und Blut einsetzten, dem sie dienten in ritterlicher Vasallentreue, mit dem sie aufs innigste verwachsen sind.

Die Freiherren von Künzberg bezeugen es selbst, daß sie ihre ersten Vorfahren in jenen Germanen sehen, welche in halb vorgeschichtlicher Zeit mit Art und Spaten daran gingen, die Umgebung des Wernstein urbar zu machen, sie der ersten Kultur entgegenzuführen. Und als sie den Boden zu freiem Eigentum gemacht hatten, erbauten sie im westlichen Wiesengrunde die kleine Wasserburg Schmeilsdorf, und inmitten düsterer Wälder den Siz Danndorf. Ein Lehnbrief aus dem Jahre 1398 erwähnt zum ersten Male die alte Meranierburg, den Wernstein als „Burgstall“ und der „Herrschaft eigen“.

1216 nennt eine Urkunde den Stammvater des heute noch blühenden Geschlechtes der Freiherren von Künzberg. Es

war dies Eberhard puer von Blassenberg. Wie so viele Adlige jener Tage hatte auch er seine Kräfte in den Dienst eines Fürsten gestellt. Das war Ehre und Gewinn zugleich. Sie hüteten mit Waffen und Leib die Besitzungen der hohen Herren als Burgmannen und nahmen damit zugleich auch den Namen dieser Burg an. So auch Eberhard, der droben auf der heutigen Blassenburg saß, die stolze Warte der Herzöge von Meranien zu schützen. Über ein Jahrhundert blieb das Geschlecht derer von „Kindsberg“ im treuen Dienste der Meranier. Im 14. Jahrhundert erst kehrt es zurück zu der Wasserburg Schmeilsdorf. Dann erwarb es sich den Burgstall zum „Berenstein“ und ging nun daran, auf den Grundmauern der halb verfallenen Meranierburg sich ein eigenes nunmehr festes Heim zu errichten. Stumme und doch beredete Zeugen aus jener Zeit haben sich bis heute erhalten. Das sind die bis zur Höhe der Fenster aufsteigenden massigen Budelquadern und der eingebaute Bergfrit der Burg sowie die runde Form des Grundgemäuers der alten Kapelle im Vorhof mit alten Säulenresten im Keller. In der Kirche zu „Lahme“ sowie in der Kapelle der Burg stiftete Heinrich von Kindsberg heilige Messen. Interessant bleibt auch die Eintragung im Landbuche aus dem Jahre 1398, worin zu lesen steht: „Berenstein die Veste ist der von Kindsberg, damit sie gewarten der Herschaft und ist ir offen hawß wenn (= weil) sie der Herschaft ist gewest.“ — — —

Als fest gefügt, umwehrt und betürmt der neu hergerichtete Herrnsitz stolz zu dem Gelände des Maintales niederblickte, grub man auch die Zeichen des Geschlechtes, das gotische Wappenschild links der Mauer an der Zugbrücke in den Stein „die silberne Spitze im blauen Felde, auf dem Helm die roten Büffelhörner“. Der geräumige Vorhof umfaßte die Wirtschaftsgelasse, eine Brauerei, Brunnen und das Burggärtlein. Seit 1587 steht hier „das untere Schloß“. Drei Tore öffneten sich vom Vorhofe aus, von denen nur noch das südliche heute erhalten ist. Ein Plan aus dem Jahre 1674 gibt ein gutes Bild der Gesamtanlage.

Die Neubauten der Burg Wernstein waren durch die Verheerungen nötig geworden, welche der sogenannte Markgräflerkrieg in den Jahren 1553—54 über das Kulmbacher Land gebracht hatte. Die Doppelzüngigkeit und die so schwan-

tende Politik des Markgrafen Albrecht Alcibiades hatte den gerechten Zorn seiner Gegner noch höher entflammt. So taten sich die Truppen der Bistümer von Bamberg und Würzburg mit denen der freien Reichsstadt Nürnberg zusammen und fielen sengend und mordend in das Kulmbacher Land ein. Da mußten viele Adlige die Treue zu dem Landesherrn bitterlich und schwer bezahlen. Nicht nur die Plassenburg wurde ein Raub der Flammen, auch eine Reihe stolzer Burgen fielen dem gleichen Geschick anheim. Zu diesen zählte auch Wernstein. Der gotisch-mittelalterliche Burghau wandelte sich nun in ein Renaissanceschloß. Bei dieser Wiederherstellung hat die künstlerische Tat des Meisters Kaspar Döschers, der auf der Plassenburg so Herrliches schuf, auch auf dem Wernstein eingewirkt. Erker, Türme, der Bildschmuck am Torbau, selbst die Haubentürme verraten den Einfluß des Meisters.

An dem Erker über der Torfahrt bemerkt man noch die Reste eines St. Georgbildnisses. Daneben prangen die Wappen der Familien von Künßberg-Förttsch. Die darunter befindliche Inschrift lautet:

„Dem Geschlecht von Kindsberg zu Ehr und Rum  
Ist dieser Bau auffm Eigenthumb  
Von Georg Kindsberg mit Namen  
Auch Ursula Förttsch in Geschlecht und Stammen  
Angefangen als Tausend fünf hundert Jahr  
Auch sieben und achtzig die Jarzal war  
Als dann im drei und neunzigsten vollendt  
Gott geb dazu ein glücklich End.“ —

Die prachtliebende und genußfrohe Zeit der Renaissance, die in Gewandung und Lebensführung so viel Farbenfreude, Kraft und Überschwang offenbarte, sie klang auch wider in den Festen, welche der weite, reich getäfelte Festsaal des unteren Schlosses gar oftmals sah.

Aus dem ummauerten Reiche des unteren Teiles von Wernstein führte ein gepflasterter steiler Weg zur Zugbrücke. Hier empfingen uns wieder die Wappenbilder der beiden Adelsgeschlechter Künßberg und Förttsch. Ihre Unterschrift lautet:

„Hans Friedrich von Kindsberg und Ursula geb. Förttschin  
dem Geschlecht Kindsberg zu Ehren erbauten mich 1579.“

Die Frömmigkeit der Reformationszeit befundet sich in den beiden Tragsteinen des Torgewölbes, die das Kreuz sowie das Lamm Gottes zeigen. Aber auch echte Edelmannslust ist nicht dabei zu kurz gekommen. Von waldfrischer Jagd erzählen die Klauen von Eber und Hirsch am eisenbeschlagenen Tore. Hat man die Zugbrücke überschritten, so gelangt man über den Zwinger zu dem 50 Meter tiefen Ziehbrunnen, einem der wichtigsten Bestandteile jeder Burganlage. Ein achteckiger Turm, halb in den Burgbau eingezogen, folgt. Ohne jede Treppe birgt er drei Gewölbe für die sich in Kriegsnöten zu wehrende Besatzung und war daher nur mittelst Leitern zu besteigen. Nicht weniger denn 2½ Meter dicke Mauern weist dieser ehrwürdige Bergfrit auf. Auf zwei mächtigen Kellern erhob sich dann der zum Wohnen errichtete Burgbau. An seinen Innenwänden wie auch im Schneckenurm stößt man wiederholt auf die kurze Inschrift: „Hans Friedrich B. M. (baute mich)“.

Dauernder Friede war aber auch dem Wernstein nicht beschieden. Die Reformation hatte den 30jährigen Krieg im Gefolge, und so blieben die Herren auf ihrer stillen Feste ob ihres Festhaltens zur neuen Lehre Luthers nicht vor dem Grimm und der Rache der kaiserlichen Völker verschont. Es war im Jahre 1634, da feindliche Heerscharen die Burg belagerten, um sie dann nach erzwungener Einnahme teilweise den Flammen zu übergeben. Erst ein halbes Jahrhundert später ging man daran, den Wernstein wieder aufzubauen. Geschmack und Technik waren inzwischen auf neue Bahnen gelangt. So weisen heute die Anordnungen der Schießscharten, des Wehrganges, Basteien und Zwinger frühen französischen Einfluß. Hafenbüchsen und Feldschlangen bildeten die Ausrüstung der Verteidigungswerke.

Mit dem Übergange der Lande Kulmbach-Bayreuth an Preußen im Jahre 1791 verlor die freie Ritterschaft der Frankenlande ihre bisher so sorglich gehütete Reichsunmittelbarkeit. Ein tiefer und schmerzvoller Einschnitt, dessen Wunde lange sich nicht schließen wollte. Auch sonst ward manch altangestammtes Recht genommen. Da verging den Freiherren von Künßberg die Freude, den Wernstein dauernd als Wohnsitz zu benutzen. Siekehrten nur noch flüchtig während

eines Jahrhunderts ein oder überließen die Burg trauernden Witwen.

Erst im Jahre 1884 wurde die Burg wieder innen wohnlich hergerichtet. Davon erzählt ein Wappenstein im Innenhöfchen. Der Wernstein war vor dem drohenden Verfall gerettet und sah nun neues, frisches Leben in seinen Mauern erblühen. Jetzt sitzt als kunstsinziger Bewahrer der Burg seiner Väter Karl, Freiherr von Künzberg, auf dem Wernstein. Dessen zum Gedenken fügte er für seine Nachkommen ebenfalls ein Bauzeichen in die Mauer. Denn noch einmal sollte der uralte Wernstein ein Stück Zerstörung erfahren. Diesmal aber nicht vor feindlichen um seinen Mauergürtel lagernden Bedrängern. Ein Erdbeben, das seine Wellen über das Frankenland warf, erschütterte die südliche Umfassungsmauer, die 1911 von Grund auf neu aufgebaut werden mußte. — —

Aus der friedlich ruhenden Dorfstraße sind wir in den weiten äußeren Burghof eingetreten. Freundlich von dem Burgherrn empfangen, geht es die Stufen hinan, über die Zugbrücke. Dann stehen wir vor der mittelalterlich anmutenden eigentlichen Burg. Und der Atem eines für sich abgeschlossenen Lebens umweht uns. Mag die Welt draußen im Wettbewerb aller Kräfte hasten und sich drängen, mit Liebgewonnenem brechen, Alttrautes vernichten: hier auf dem Wernstein herrscht echter Burgfrieden. Hier hütet man noch mit gerechtem Stolze, was an Überlieferungen vorangegangene Geschlechter in die Chronik des Hauses einstens schrieben. An diesen festgefüigten Mauern bricht sich machtlos der Ansturm einer so gern alles gleichmachenden Neuzeit.

Ehe wir in die düstere Halle der Burg eintreten, geleitet uns der Schloßherr erst noch über den Wehrgang, der im Viereck den Rittersitz umgibt. Der schmale Gang läuft bald längs der Schießscharten hin, dann taucht er wieder in dunkel gähnende Tunnel ein, die man nur halb gebückt durchmessen kann. Und als dieser Rundgang beendet ist, der alle Romantik vergangenen Burglebens bereits in uns wachruft, da treten wir in die Innenburg ein. Von Raum zu Raum schreiten wir, treppauf und nieder. Geheimnisvolles Dämmerlicht umschwebt zumeist diese Säle, winkligen Stuben und Gelasse. Gewaff und Geweiß erzählen von Kampf und



Der Marktplatz zu Kulmbach mit Blick auf die Plassenburg.

6



Weidmannslust. Urväter Hausrat erhöht noch den Stimmungsgehalt. Man lauscht zuweilen auf, ob nicht klirrender Schritt eines Gewappneten einher kommt und wundert sich, daß in den Fensternischen kein Edelfräulein sitzt, wie solche alte Bilder malend, stückend oder ein kostbares Pergament mit goldenem und buntem Gerank andächtig verzierend. Wo liegt in dieser Stunde die brausende Mitwelt? Das Mittelalter hält uns in seinem Banne.

Die Wendeltreppe hinab, über das düstere Höfchen, über die Zugbrücke, und der weite Burghof nimmt uns wieder auf. Unser letzter Gang gilt dem dicht anschließenden Park, der den Bergfegal bedeckt und sich dann weiter noch in grüne Tiefen verliert. Ehrwürdige Eichen umrauschen uns. Ab und zu ein Blick in einen sanften Talgrund, aus dem der Duft frisch gemähten Heus in süßen Wellen heraufdringt. Die Augen klettern die Steinmauern empor, die von Jahrhunderten erzählen, die in Sturm und Sonnenschein, voll Leid und Lust über sie hingingen. An einem grün übersponnenen Weiher führt der Weg vorüber. Der Wind spielt im Uferschilf, und aus der Runde tönt der Sang der Vögel. Ernst schweigend greifen Türme, Giebel, Dächer und das düstere Gemäuer in den blau strahlenden Sommerhimmel. So nehmen wir das Bild von dem Wernstein mit, da wir im Burghofe den Burgherrn zum Abschied die Hand reichen. Aber wiederholt wendet sich beim Niedersteigen der Blick noch einmal rückwärts der Feste zu. Etwas wie Sehnsucht nach ihrer ruhvollen Abgeschlossenheit hat sie uns mitgegeben. —

Zur Sohle des Maintales geht der Weg hinab. Allüberall leuchten die malerisch ausgestreuten Siedelungen im Abendglanze. Über die Firsten ferner Gebirge läuft es wie überirdisches Feuer, als hätten Himmelshände lohende Girlanden um die Felswarten gebunden.

Vor uns zeigt sich jetzt in weitverzweigten Anlagen das Werk eines Mannes, vor dem das Frankenland dankbar im Gedenden den Hut ziehen darf. Kaufmännische Unternehmungsfreude verband sich hier mit Wohlwollen und Herzengüte. Nicht nur harrenden Menschen gesicherte Arbeit schaffen ward seine Aufgabe, sondern auch deren Dasein lebensfroher zu gestalten, sie theilhaftig machen dessen, was sonst nur den Bemittelten beschieden war; behaglich eigener Besitz, ein

Mitgenießen am künstlerisch Schönen. Neben den umfangreichen Bauten seiner Spinnerei schuf Geh. Kommerzienrat Hornschuch eine reizvolle Siedelung von gartenumzogenen Arbeiterhäusern, legte einen Schmuckpark mit steinerner Umfassung an, erbaute ein Erfrischungshaus als Sammelpunkt für seine Angestellten wie auch für fremde Gäste, das er sinnig „Spinnstube“ benannte, dessen Einrichtungen den fein geläuterten Geschmack einer neuen Stilform zeigen. Daneben aber errichtete er für die Spinnerinnen seiner Fabrik, die aus der Ferne kamen, hier ihren Unterhalt zu gewinnen, ein ganz reizvolles Mädchenheim.

Blißsauber, praktisch eingerichtet bis in jede Einzelheit, künstlerisch in Formen und Farbenabstimmung, so empfängt uns dieses Heim. Da blühen Blumen in den Fenstern, im Bauer zwitschern Singvögel, ein Klavier lockt zur Begleitung des Gesanges, frische Luft weht durch jeden Raum, Sonne sucht sich ihren Weg durch die heiter ummalten Fenster. Und hebt man das Auge hinaus, so lacht uns die volle Anmut des Maintales wie ein Freudenbecher entgegen, und hoch über dem Tale steigt in gewaltigen Umrissen die Pfaffenburg in den Himmel.

Der Umgang war beendet. In der Spinnstube unter dem Bilde des edlen Menschenfreundes und Schöpfers dieser Stätten erklangen noch einmal die Gläser aneinander. Dann ging's zum Heimwege. Draußen begann bereits der Abend seine heimlichen Wunder zu weben. Lauter hoben die Grillen ihre Stimmchen, da und dort noch eine wirbelnde Lerche hoch in den Lüften. Von den Feldern kam der Duft reisenden Korns, von nahendem Erntesegen kündend. Lustig griffen die Pferde aus, als wir unter Obstbäumen die Talstraße heimrollten. Näher und näher rückte das Häusergewirr von Kulmbach, und hoch darüber, jetzt im elektrischen Lichterglanze erstrahlend, schwebte die herrliche Burg der Meranier, die Hohenzollernveste Pfaffenburg. — — —

## Über Stadt Steinach nach Wildenstein.

Mit leisen Fingern hatte schon früh der Morgen an mein Fenster geklopft, und als ich öffnete, da tanzten auf goldenen Füßen die Sonnenlichter in das Zimmer, die Bläue reinen Himmels drängte nach und alle Höhen, so weit mein Auge sie fassen konnte, hatten Freudenfeuer angezündet, den sommerlich anmutenden Frühlingstag würdig zu empfangen. Aus dem angrenzenden Parke drang der Morgensang der Vögel und ein Düften ging durch die Welt, wie es nur die sinnlose Blütenfülle des Juni geben kann. Und mein Herz verstand das Locken. Wenige Stunden später lag das schimmernde Maintal hinter mir.

Die rechte Uferlehne empor. Die Sonne meint es gut, seit Wochen bereits. Das Auge des Landmanns blickt jeden Tag sorgenvoller nach aufsteigendem Gewölk, daß die durstige Erde den lang ersehnten Trunk genieße. Hart wird der Boden und klapft in weiten Rissen und Sprüngen. Doch der Himmel lächelt weiter. Die Sonne rauscht feierlich jeden neuen Tag empor und versinkt zu Abend wieder in einem lohenden Bette von Rosen und Purpur. Landmanns Leid ist Wanderers Freud. Es taucht sich so schön hinein in dieses flutende Himmelslicht, wenn es aus allen Hohlwegen von Blumen ohne Zahl lacht, die Waldrairie Ketten wilder Rosen schlingen, Rosenbüsche allüberall die Felder und Wiesen über-tupfen, der geringste Steinhäufen am Wege überschüttet sich zeigt von farbenfreudigen Wundern. Quersfeldein habe ich mich geschlagen. Ich brauche mit der Stunde nicht zu geizen. Mein ist der Tag, mein die sinnaufbrührende Schönheit dieses wunderreichen Tages. Hügelwelle an Hügelwelle, und in allen Fernen leis umduftete Höhen und Bergzüge. Ich freue mich der summenden Hummeln im Klee, der über den steinigen Pfad huschenden Lazerte. Schmetterlinge taumeln vor mir und tauchen dann wieder wie berauscht in das Blumengewebe am Boden. Manchmal streicht ein feiner Wind durch das reisende Korn. Dann meint man das Trippeln von Erdmännchen zu vernehmen, die durch diesen Hochwald von schwankenden Ahrenhalmen sich eine Gasse bahnen. Eine Kette Rebhühner geht knatternd ab, um ein Stück davon

wieder einzufallen. Weiterhin springt ein Hase auf, angst-erfüllt das Weite suchend. Ich habe mir Hut und Rock mit wilden Rosen geschmückt. Immer wieder bleibe ich stehen, die Schönheit dieser weiten, weiten Stille trinken in mich aufzunehmen. Und dann stoßt mein Schritt wie gebannt.

An einer von Wettern und Alter runzlig gewordenen Betsäule hockt eine braunhaarige Schöne. Ärmlich gekleidet. Wilde Rosen hat sie sich in das Haar gesteckt, andere ruhen noch im Schoße. Die braunen Finger spielen unbewußt mit diesen, während die feurigen Augen sehrend in die Ferne tauchen. Ein voller Busen drängt sich fast wie zornig gegen das Gewand, als suche er die Hülle zu sprengen, die ihn von der Sonne scheidet, daß diese heiß ihn küsse. Halb hat die wilde Schöne die Augen geschlossen, aber die Lippen bewegen sich wie im Selbstgespräche. Und nun springt sie empor. Sie schüttelt sich wie befreit, sie wirft die Arme in die Luft, dann wendet sie sich. Und da sie mich jetzt erblickt, gleitet ein tiefer Blick über mich hin. Dann schreitet sie berglein. Ich sehe ihr nach, wie sie sich in den weichen Hüften wiegt, bis eine Wegbiegung mir ihr seltsames Bild entreißt. Ein Kind der Landstraße, in dessen Augen ein Ereignis leuchtet. Mir fällt die Eintragung in einer alten thüringer Stadtchronik ein. Kurz und doch so ergreifend vermeldet diese, wie einst im 30jährigen Kriege ein fremder Soldat draußen an der grauen Mauer ein Mädchen beim Heuernten erwischt. Er faßte sie bei den blonden Zöpfen und bot ihr einen goldenen Gulden an, wenn es mit ihm hinaus ziehen wolle in den frischen, fröhlichen Krieg. Da verließ es Mutter und Vater und ging mit dem fremden Manne hinaus in die blaue Welt. —

Und nun sitze ich selbst unter wilden Rosen an der verwetterten Betsäule und sinne der dunkeläugigen Dirne nach, die da unten auch wohl in schimmernde Ferne wandert. Und meine Gedanken formen sich zu Versen:

Und trägt mein bunter Rock auch Fliden,  
Ist fadenscheinig mein Gewand:  
Ich geh durch euch mit stolzem Nicken  
Und lache über euren Tand.

Denn einen Himmel trag ich drinnen,  
Den kühnsten Reiter nennt ich mein,  
Waldmoos deckt' uns das Hochzeitslinnen,  
Waldrauschen segnete uns ein.

Ich fühl noch heut von seinen Küssen  
Wie heiß mich schmerzt mein roter Mund,  
Da ich ihn habe lassen müssen  
Aus meiner Arme weichem Rund.

Es war ein selig Nehmen-Geben,  
Von seiner starken Lieb' durchglüht,  
Reich nun fortan mein armes Leben  
Aus dieser Gnadenfülle blüht.

Zur Schlacht zog er. Und nimmer blieden  
Werd' ich sein klirrendes Gewand,  
Doch trägt mein bunter Rock auch Flieden:  
Ich lache über euren Tand. — — —

Aus weltfernen Träumen reiße ich mich endlich auf. Drunten aus Stadt Steinach ruft die Mittagsglocke. Seltsamer Zauber ruht über den Feldern. Jetzt schreitet die Mittagsgöttin über die reisenden Breiten und segnet die kommende Ernte. Auch der feine Wind ist schlafen gegangen. Regungslos liegt die weite, sonnige Welt. An blühenden Heiden hin, durch wasserzerrissene Hohlwege steige ich abwärts. Wie altertümlig traut mutet doch dieses echte Frankenstädtchen an! Die katholische und evangelische Kirche heben ihre Türme über die in Laubwipfeln zum Teil gebetteten Dächer. Da und dort lugt noch ein Rest der alten Befestigung hervor. Denn Stadt Steinach blickt auf ein sehr hohes Alter zurück. Germanische heidnische Vorfahren gründeten die erste Siedelung an der Steinaha, wie die heute noch sichtbaren Überreste eines germanischen Ringwallles auf der unmittelbar nördlich Stadt Steinach gelegenen Grünburg erweisen. Jahrhunderte später herrschte das Geschlecht der Henneberger hier, dann gelangte 1151 durch Kauf der Ort in den Besitz des Stiftes Bamberg. Der Galgen an der bambergischen Lent zu Steinaha wird schon 1260 erwähnt. Die Stadt, früher auch Ober-Steinach genannt, ward später der Sitz eines Bamberges Amtes und zählte mit zu den sechs Halsgerichten. Die nahen Waldberge leihen dem Orte einen herrlichen Rahmen.

Es war ganz heimlich still, da ich durch die Hauptstraße zu dem erhöht liegenden Marktplatze langsam schritt. Hier und da kletterten Rosen oder Wein an den sauberen Häuschen empor, und aus den Fenstern lachte kräftig buntes Blumen-volk. Der Hall meiner Schritte hatte doch etwas Unruhe in die behagliche Mittagsrast der Bürgerschaft gebracht. Zuweilen flog ein Fenster auf, und ein paar forschende Augen ließen mich Spießruten laufen. Da das einst so beliebte Gasthaus „Kette“ leider seine Pforten für immer geschlossen hatte, so kehrte ich am Marktplatze ein, mich zu laben und zugleich mich des vorüberflutenden Lebens zu erfreuen. Doch es sollte sich nichts Sonderliches um diese Traumstunde in Stadt-Steinach ereignen. Ein kleiner Trupp Gänse marschierte unbotmäßig schnatternd über das holprige Pflaster, mutmaßlich zu einem Stellbichein drunten am Bache. Ein paarmal schrillte irgendwo eine Hausklingel, zwei Hunde gerieten in eine scharfe Auseinandersetzung, und als plötzlich Hufschlag und Wagenrollen aus einer Seitengasse dem Forum von Stadt Steinach sich näherte, warf auch ich mich mit halber Leibeslänge aus dem Fenster, den brausenden Verkehr fester ins Auge zu fassen. O du wohliger Zauber deutscher Kleinstadtluft! — —

Eine Stunde später schritt ich dem waldeingeschlossenen Tale der Steinach entgegen. Und dann umwob mich wieder Waldespracht. Der Bach neben mir sang Wanderlieder ohne Zahl, an den Hängen leuchtete der gelbe Fingerhut, gute Nachbarschaft mit dem Weideröschen haltend. Auf den im satten Grün schimmernden Wiesen, welche den Talgrund polstern, regte sich das malerische Leben der Heumahd. Höher und höher drängen sich die Bergkulissen aneinander, die den gewundenen Lauf des immer herrlicher sich entfaltenden Tales begleiten. Einen häßlichen Einschlag allein bietet die große Papierzellulosefabrik, die nicht allein die Umgebung bitter verschandelte, sondern auch durch ihre Abwässer den Fischbestand der Steinach arg gefährdete.

Dicht über diesen unfrohen Bauten versteckt sich an der waldigen Berglehne eine ehrwürdige Sehenswürdigkeit des Tales: Burg Norded. Auf dem 557 Meter hohen Grundberge, dem alten Gunthersberge thronend, schaute sie einst mit scharfen Augen wie eine Falke das Tal auf und nieder, da ihre

Mauern und Türme noch kein deckender Hochwald umrauschte. Es waren die Grafen von Henneberg ihre ersten Herren. Durch den Grafen Poppo von Henneberg kam sie dann im Verkauf gleich dem Markt Steinach an das Bistum Bamberg. Bischof Eberhard von Bamberg bezeichnet sie im Jahre 1157 als eine „Zufluchtsstätte bei feindlichen Angriffen“. Dann wurde Burg Nordede bischöflicher Amtssitz. Nach Fritz Marschall erhielt 1430 Ritter Konrad von Aufseß geleisteter Dienste wegen Schloß Nordede amtmannsweise. 1438 soll die starke Waldburg von den Rittern von Waldenfels erobert worden sein. Unter dem Amtmann Jorg von Wildenstein finden wir 1522 hier als schmachvollen Gefangenen den Nürnberger Kaufmann und Patrizier Baumgartner nebst anderen Leidensgefährten. Drei Jahre später schon wurde die Burg ein Raub der Flammen. Der Amtmann war seinem Bischofe zu Hilfe geeilt, mit ihm die Altenburg ob Bamberg gegen die aufrührerischen Bauern zu verteidigen, welche unterdessen an der bischöflichen Burg Nordede Vergeltung übten.

Bei der Vernehmung des Patriziers Baumgartner daheim in seiner Vaterstadt hat er auch Angaben über den Umfang von Nordede gemacht. In dem sehr engen Zingelhofe erhob sich frei der gewaltige Rundturm, dessen Reste heute uns noch grüßen. Gleich links am Eingange zur Burg stand der achteckige Gefängnisturm, in dem der Nürnberger Kaufmann mit den anderen Geißeln elend schmachtete. Diese Turmstümpfe wie noch sonst erhaltene Mauerreste geben ein ungefähres Bild von der Anlage der Burg. Mancherlei Sagen umschweben das von dunklen Waldbäumen beschützte Gemäuer. Der Blick gleitet von hier droben in grünen Waldesfrieden. Und ist die Luft still, so vernimmt man aus der Tiefe das Rauschen der Steinach. Es klang schon vor Jahrhunderten hinauf, da Stein auf Stein sich zu der Feste fügte, es wird weiter die Waldesstille beleben, wenn einst der letzte Stein unter Moos und Erdreich verschwand.

Ein Stück talauf winkt dicht am Wiesengrunde ein schlichtes Forsthaus. Liebenswürdiger Sinn hat Haus und Gärtlein mit bunten Blumen geschmückt. Wenn dann noch Wiese und Berglehnen in Blüten stehen, der Tannenwald sein frischgrünes Spitzenkleid hat übergeworfen, Frühlings-

sänger in den Zweigen lärmten, der Silberbach seine Urmelodie dazwischen klingen läßt, Wolkenschäfchen über den blau ausgespannten Himmel ziehen: dann bleibt ein liebes Bild im Herzen zurück, das uns noch lange begleitet. —

Höher und höher geht die Wanderung das grüne Tal hinan. Bald treten die Waldberge enger zusammen, dann wieder weichen sie zurück, als wollten sie dem munter plaudernden Bache ehrerbietig Platz machen. Doch die Steinach ist ein echtes Frankentind, voll Schelmereien und jungfrischer Laune. Lachend hüpfst sie über das Steingeröll, neckt die blauen Vergißnichtmein an ihren Ufern, wirft ein paar Schaumwellen einer hastig fliehenden Libelle nach, um dann singend weiter talab ihren Weg zu nehmen. So heimlich still ist's im Grunde. Man meint zuweilen, das Herz des Hochwaldes schlagen zu hören. Die Sonne rückt an den Wänden langsam empor und beginnt da und dort um einzelne Felsköpfe Feuerkronen zu schmieden. Im weichen Anhauch umschmeichelt mich der sinnbetörende Duft frisch gemähten Heus.

Jetzt tauchen hoch über mir die ersten sonnbeglänzten Hütten des Dorfes Wildenstein auf. Eine Wendung des Tales nach rechts, und inmitten eines lauschig abgeschlossenen Kessels grüßt der ehemalige Waffenhämmer. Doch nur noch der Name hat sich davon erhalten. Nach einem Brande vor einigen Jahren ging das ehrwürdige Gebäude in Flammen auf, um einem nüchternen Bau Platz zu machen. Leider hat man dann auch den uralten, geschichtlichen Eisenhammer dem Erdboden gleich gemacht. Bereits im Jahre 1348 wird des Hammers im Steinachtale gedacht. Viele der fränkischen Adelsgeschlechter, wie die von Wildenstein, Guttenberg, Reichenstein, Wallenfels und andere, ließen hier ihre Waffen hämmern und schmieden. Und als später dies edle Kunsthandwerk hier einschloß, so rasteten die vom Wasser beschwingten Riesenhämmer doch noch nicht. Man fertigte nun Äxte und landwirtschaftliche Geräte an. Nun ist eine schlichte Gastwirtschaft eingezogen. Es rastet sich gut unter den Bäumen am Hause. Geschwäßig eilt dicht daneben der Bach vorüber. Kein Laut unterbricht sonst die köstliche Stille des Talgrundes.

Blickt man den Grund hinauf, so meint man, unweit des

Hauses, wo hüben und drüben malerisch umbuschte Felswände jach und frei gegen 100 Meter in die Luft steigen, sei jedes Weiterkommen verwehrt. Eine prächtige Felsklamm schuf hier die Natur, eine landschaftliche Perle des gesamten Steinachtals. Möchte treuer Heimatsinn dem Plan tapfer entgegen-treten, durch Sprengungen hier unten einen bequemen Durchgang zu erzwingen!

Ein Stück wilder Naturpoesie grüßt hier den Wanderer. Zu beiden Seiten streben die starren Felswände hinan, zwischen denen die Steinach über kühn hingeschleuderte Steingeschiebe quirlend, schäumend ihren Weg sich sucht. Ein paar schwankende Gangsteige ermöglichen es, in diese reizvolle kleine Wildnis einzudringen. Und schaut man dann einmal rückwärts, so zeigt sich felsgerahmt ein entzückendes Bild auf den Waffenhämmer im grünen Grunde. —

Hoch über der steilen Talwand ruhen die Hütten von Wildenstein. Ein hier sich erhebender Felskegel trug einst die Burg der Wildensteiner. Ihr irdisch Teil nahm aber stets den Weg hinüber nach Pressack, dort in geweihter Stätte in der Kirche die letzte Ruhestatt zu finden. Der Bauernkrieg machte im Jahre 1525 auch dem Wildenstein ein unrühmliches Ende. — — —

Weit schweift das Auge von der Höhe bei Wildenstein hinein in das stille Frankenland. Es taucht in den sich windenden grünen Bachgrund zu Tiefen, es fliegt über geruhigte Felder und Hügelwellen und haftet an einzelnen Weibern, in deren Fenstern der Tag verglüht. Goldumrändert blicken die schwarzen Wälder der scheidenden Sonne nach. Und die Tore meines Herzens springen weit auf. Zur stillen Feier wird mir der Abendgang. Zum Liede, was ich fühle:

Alle Blumen schließen  
Sich nun leise zu,  
Berg und Wälder fließen  
In die Abendruh.

Hinter Purpurfernen  
Sinkt die Sonne sacht,  
Bald kommt mit den Sternen  
Friedevoll die Nacht.

Eine einzige Lerche  
Schwebt noch über mir,  
Mit den letzten Tönen  
Grüßend mich von dir.

Und die Sehnsucht breitet  
Weit die Flügel aus,  
Trägt durch Abendstille  
Mich zu deinem Haus. — —

## Von Guttenberg nach Berneck.

Wiederholt bin ich in den sonnenfrohen Frühsommertagen des kampfurchtobten Jahres 1915 durch Guttenberg gekommen, mich immer wieder der weltabgewandten Romantik dieses malerischen Bergnestes freuend. Doch die Erinnerung an eine besondere Stunde hat sich mir wie leise mondverschleiert fest ins Herz geprägt. Es war Abend, da uns ein Wäglein vom Südhange des Frankenwaldes sollte wieder heim zum Fuße der Plassenburg führen. Über unruhig bewegtes, launisch gewelltes Land ging die Fahrt. Durch Hohlwege und über Freiland, Waldinseln und Hecken duftender Wildrosen. Es war um die Stunde, da die Natur gleichsam die Hände zum Beten zusammenlegt, daß der Schöpfer ihre Arbeit segnen möchte. Unendlicher Frieden war über die Welt ausgegossen. Ferne Höhenzüge versanken sacht unter den Schleiern der harrenden Nacht. Über die weit ausgestreuten Dorfsiedelungen und verträumten Einöden huschte letzter verwehender Tagesglanz. Im Westen aber hatte der Himmel weit, weit seine Riesentore aufgemacht, dahinter es glutete in sinnverwirrender, feierlich-ergreifender Schönheit. Und dann erstarb auch dieses ferne, überirdische Leuchten. Im weichen Anhauch sank der Abend in den Schoß der heranziehenden Sommernacht.

Erste Sterne zogen herauf. Durch zerfließende Wolkensäcke schwamm der Vollmond daher, sein mildes Silberlicht über das schlafende Gelände breitend. Nur der Hufschlag unseres Pferdes unterbrach die uferlose Stille. Und dann senkte sich die Straße. Ein Hohlweg nahm uns auf. Hütten schimmerten im Mondesglanze, über ruhenden Baumwipfeln

eines Parkes stiegen die Umrisse eines stolzen Herrensitzes herauf: Schloß Guttenberg. Trauer spann um seine Mauern. Denn auch der Schloßherr war draußen im heiligen Kampfe gefallen. Fern der Heimat hatte er dem Vaterlande Leib und Leben zum Opfer gebracht. Das schienen die Mauern zu klagen, das flüsterte durch das Dunkel der Laubmassen und verhallte wie im Echo drüben an den schwarz starrenden Waldbergen.

Mondübergossen zur Linken Dorf, Schloß und Park auf der Höhe. Gegenüber des Hohlweges aber türmte sich die freie Höhe auf. Und hier im flutenden Silberlichte, magisch übergossen, hielt aufrecht und unbewegt eine schlanke Frauengestalt, scharf hineingebeizt in den schimmernden Nachthimmel. Ihre Augen waren nach Westen gerichtet. Vielleicht, daß ihre Seele auch dort hinübergesflogen war, ein Liebes zu grüßen. In das enge Waldtal rollte unser Wagen. Aber noch lange sah ich das Frauenbild droben lichtverklärt stehen, mit stillen Augen die Ferne im Geiste suchend. — — —

Das Pfarrdorf Guttenberg verdient es reichlich, daß die Zahl seiner sommerlichen Gäste mit jedem Jahre anwächst. Neben dem schattigen Parke, den Aussichten, welche die nachbarlichen Höhen nach allen Seiten gewähren, ist es vor allem der liebliche Wechsel von Hochwald und gewellten Feldfluren, von Matten, auf denen es sich so gut träumen läßt, und engen, wasserdurchplätscherten Talgründen. Kein Schornstein reißt hier naseweis sich in die stille Luft. Menschen und Tiere sind in die Natur eingestellt, und so geht nach stillen Gesezen das Tagwerk harmonisch vorüber. —

Der Name Guttenberg, der als Bergname in deutschen Landen oft wiederkehrt, leitet ab von Gunto, Guto gen. Guten-Hunto, Führer einer germanischen Hundertschaft. Im Gotischen hat sich Gudjo = Weispriester noch erhalten. Die Herren von Blassenberg vom Rosenstamme vererbten von Geschlecht auf Geschlecht ihre Besitzungen im Frankenlande und um den Guttenberg herum. Im Jahre 1306 wird Eberlein der Jüngere von Blassenberg aufgeführt, der sich im frei eigenen Besitz des Hofes Pfaffenreuth bei Guttenberg befindet. 1310 erbaute dann Heinrich von Blassenberg die erste burgliche Anlage auf dem Guttenberge. Zu den ältesten Theilen dieses Heinrichbaues, freistehenden Thürmen,

Kemnate, Zisterne, alles wohl umwehrt, auf der heute Schellenberg benannten höchsten Kuppe des Gutenberges, zählte auch der tiefer gelegene Vorhof mit den Wirtschaftsgebäuden, Stallungen und der Kapelle mit dem St. Jorgenaltar... da, wo sich heute Schloß Guttenberg erhebt. 1478 bis 1487 schloß dann der damals bambergische Amtmann Philipp von Guttenberg den Vorhof der alten Veste mit einer starken Mauer ab und errichtete dann das gleichfalls stark bewehrte Neu-Guttenberg. Als das Heer des schwäbischen Bundes im Jahre 1523 den Sitz in Trümmer gelegt hatte, erhoben sich bald darauf beide Burgen in neuer Gestaltung. Zwischen beiden wuchs die neue Kemnate empor, das Steinhäuser Schloßchen. Der 30jährige Krieg brachte dem Herrnsitze abermals Not und Verfall. Neu-Guttenberg war in Flammen aufgegangen. Im Anfange des 19. Jahrhunderts sind dann die letzten Reste der alten Veste abgetragen worden. Aus dem Geschlechte der Guttenberg sind zahlreiche hohe geistliche Würdenträger hervorgegangen. Hier seien nur angeführt: Johann, Abt von Langheim, Otto Philipp, Domprobst zu Bamberg, Wolfgang Johann, Ordenskomtur zu Malta, Johann Gottfried, Fürstbischof von Würzburg.

Kaiserliche Gnade fügte den Besitzern von Guttenberg noch die äußere Ehrung hinzu, daß im Jahre 1700 Kaiser Leopold I. das Geschlecht in den Freiherrenstand erhob. Unglück aber brachte der Charfreitag 1908. An diesem Tage äscherte eine mächtige Feuersbrunst das herrliche Schloß ein. Genau nach dem alten Plane ist es dann wieder aufgeführt worden. Ein stimmungsvoller Aufgang führt uns zum Eingange des Schlosses. Geschütze zieren den zum Teil mit Efeu umsponnenen Vorhof. Drinnen aber in den Räumen geht die Trauer auf weichen Sohlen einher. — —

Wolfsberg und Spitzberg bieten in der Nähe von Guttenberg schöne Ausblicke. Doch König unter den nachbarlichen Höhen bleibt doch der im Norden von Guttenberg sich 629 Meter hoch erhebende Tordel. Die Schönheit des Frankwaldes umschmeichelt hier wieder mit stillem Zauber Herz und Augen. —

Wenn frühsummerlicher Wind dich leise umfächelt, die Rosen rot und weiß dir am Wege allüberall glühen und süße Düfte senden, wenn ein Jungfräulein, schlank und hell-

äugig, tapfer neben dir her im gleichen Schritt und Tritt wandelt: dann „geneigter Leser“, gib die Karte nicht aus der Hand, behalte die Richtung fest im Auge. Denn Wunder wirken solche Dinge. Ich kann ein Lied von dieses Tages Anfang singen... doch kein trauriges. Augen und Hände hatten ja vollauf zu tun, diesem frischen Sommermorgen in seiner bestrickenden Schönheit gerecht zu werden. Und dann... nun dann gerät man eben auf Seitenwege und braucht dreifach die Zeit, das nächste Ziel zu erreichen. Dafür aber klingt es durch die Seelen, und unsichtbare Glocken läuten in den blauen Lüften. Heckenrosen galt es zu pflücken, der Wanderkameradin Busen und Gürtel zu schmücken. Und dann flog ins Knopfloch mir selbst ein so rotverschämtes, wildes Kind der Landstraße. Wir freuten uns der Heumahd, wenn unter den flatternden Kopftüchern der Mädchen uns das „Grüß Gott!“ den Weg segnete. Wir mußten aufpassen, wenn die Lerchen über uns ihre Noten herunter streuten, damit uns nichts von den Jubelliedern verloren ging.

„Ich denke, hier an dem Teich vorbei und dann die Wiese hinauf?“

Ich nickte. Warum auch nicht? Die Welt lag so offen vor uns aufgeschlossen wie das heilige Buch selbst.

„Gewiß! Dort hinauf. Da stehen ja auch ein paar Hütten. Dort gibt man uns Auskunft.“

Doch die Hütten blieben verschlossen. Alles war im Felde. Nur ein verärgerter Hund machte seinem Unmut Luft. Da traten wir in den Hochwald ein. Über uns schwankten die dunklen Kronen, und ab und zu griff der laue Sommerwind hinein. Da gab es einen Klang wie feiner Harfenton. Und als uns dann der Wald entließ, den wir auf Schneisen und Seitenpfaden kühn durchmessen, da breitete sich gebuckeltes Ackerland vor uns aus. Keine Kirchturmspitze, keine menschliche Wohnstätte war zu entdecken. Ein paar Tauben flügelten nur in der Luft, um dann aufblickend im leuchtenden Äther zu entschwinden. Einer las des anderen Enttäuschung im Gesicht ab. Dann aber lachten wir uns an.

„Die Gerste steht nicht schlecht,“ warf ich als Trost ein.

„Wenig Stroh gibt's heuer. Es fehlt der Regen. Aber Vater sagt, das schadet nichts. Auf die Frucht kommt's an. Die brauchen wir in diesem Kriegsjahr dringender denn je.“

„Gott segne den bayrischen Gerstensaft!“ erwiderte ich begeistert.

Weiter, weiter ging es auf die Suche. Der Ruhm von Sritjos Nansen und Swen Hedin schien uns unserer Entdeckungsfahrt gegenüber zu verblassen. Freies Hochland ringsumher. Wo lag die Welt? Hatte ein Erdbeben Kupferberg in die Tiefe verschlungen? Dann aber ein leiser freudiger Aufschrei. Die Hand meiner blonden Kameradin wies plötzlich in eine soeben sich erschließende Talsenkung. Bei allen Heiligen! Da lag das gesuchte Städtlein und grüßte uns so unbekümmert, als hätte es nicht zwei Stunden mit uns ein böses Spiel getrieben. Ehe wir die ersten Häuser erreicht hatten, warfen wir uns am Hohlwege in den blühenden Rain nieder. Die Rucksäcke gaben ihren Inhalt heraus. Ein Frühstück im „Hamburger Hof“ am Jungfernstieg hätte nicht besser munden können. Der blaue Himmelsaal schien uns von tausend Kerzen festlich erleuchtet. Dazu konzertierten wieder die Lerchen mit feuriger Inbrunst, als führe Meister Nikisch selbst den Taktstock. — — —

Hoch und doch eingebettet zeigt sich das katholische Städtlein Kupferberg, dessen Name heute noch daran erinnert, daß man hier einst fleißig auf Kupfer mutete. Das aber liegt nun zurück. Nur die mächtigen Schladenhalden in der Umgebung erzählen noch von jener Tätigkeit. Dafür wird noch tüchtig Serpentinstein gebrochen, den man ehemals zur Herstellung von Glasperlen verwandte. Heute aber formt man aus dem grüngederten Gestein allerlei nützliche Gegenstände, wie Vasen, Wärmflaschen, Tintenfässer, Schalen, Briefbeschwerer, Aschbecher und andere „Reiseerinnerungen“, den Verkaufsständen der Kurorte neben Postkarten und unnützem Tand etwas Gediegeneres beizufügen. Doch Kupferberg begnügt sich nicht allein damit. Unter Anleitung tüchtiger Meister blüht heute auch die Holzschmiederei im 900 Seelen umfassenden Orte. Der katholische Kultus stellt ja dazu die schönsten Aufgaben. Mancher poetischen Winkel findet man in Kupferberg, das von dem bescheidenen Arnikbache durchflossen wird. Interessant ist auch der ehrwürdige Bau des Hospitals. Von einem Kirchenfeste erzählten bei unserem Durchgange noch die verwelkten Kränze und Girlanden, welche die Häuser schmückten. Einmal kamen wir an einem Bilde

der Heiligen Frau vorüber. Da bat ich heimlich um guten Reisesegen. Sie nickte leise und hob dann wieder ihre stillen, frommen Augen hinaus in den blauen Sommertag. — — —

Hat man aus dem Bereiche der Hütten die Hochfläche wieder gewonnen, so steht es dem Auge frei, auf die Wanderung zu gehen. Denn die blaue, schöne Welt öffnet wieder weit ihre lichten Tore. Heraus steigt vor unseren Blicken das Fichtelgebirge, beherrscht von den breitgelagerten Höhen des Schneeberges und Ochsenkopfes. Der dunkle Frankenwald schiebt seine Felskullissen in das Maingebiet, und gegenüber hebt die alte Plassenburg ihre Mauern und Türme in die zitternde Lichtflut. Dort hinüber flog unser stilles Grüßen.

Vergraste Kupferhalden am Wege erinnern noch an die einstige Tätigkeit des hinter uns versunkenen Städtleins. Über grünlich schillernde Terrassen und Serpentinegestein schreiten wir. Der Ginster funkelt wie Gold in der Sonne, und bunte Schmetterlinge flattern wie lustige Sendboten vor uns her. Vorüber am stillen Weiler Birkenhof. Die Sonne meint es heute gut. Vom wolkenlosen Himmel herab sendet sie ihre Glutwellen auf das regendurstige Land. Wir aber wandern, als stünde vor uns das Glück und winke, ihm stille nachzugehen. Und wenn die Rosen am Busen und Gürtel beginnen, die Köpfschen zu hängen, so entbieten uns die Hecken am Raine immer neue Gaben, die tapfere Weggenossin zu schmücken. Jetzt taucht das Dörflein Neufang vor uns auf. Unweit davon zeichnet sich gegen den blanken Himmel, fast gespenstisch anzuschauen, die frei und hoch ragende Ruine der ehemaligen Heilingskirche ab.

Hier oben auf der 495 Meter hohen Kuppe stand einst der Heilingshof, dem nachbarlich die viel besuchte Wallfahrtskirche zu den „Drei Marien“ beigefellt war. Heilingskirche nannten sie die frommen Waller, welche sich aus dem Franklande hier regelmäßig zusammensanden. Dann aber brachen die Hussiten unter ihrem Anführer Protop in die Gebiete des Main. Auch die Heilingskirche fiel ihnen zum Opfer. Das war im Jahre 1430. Das lieb gewonnene Gotteshaus ist dann zwar noch einmal notdürftig hergerichtet worden, aber es hielt doch den Wettern auf der zugigen Höhe nicht mehr Stand. 1558 ward der Besuch fortan verboten, und sechs Jahre später erhielt die Gemeinde Wirsberg die Er-

Laubnis, sich Steine auszubrechen, so viel sie brauche. Das hat sie sich nicht zweimal sagen lassen. Aus den Kirchsteinen erstand der erste Schulbau in Wirsberg. Nur die Stirnmauer ließ man stehen. Seitdem blickt diese wie in stummer Anlage über das gewellte Hochland. Es liegt etwas Bannendes, Ehrwürdiges über diesem Steinbilde, an dem so viele Jahrhunderte vorüberklagen. — —

Aus dem Freiland sind wir in Waldesschatten niedergetaucht. Erfrischender Odem, von Tannenduft durchseht, weht uns entgegen. Geschniegelter wandeln sich die Pfade, Bänke mehren sich. Ein Kurort gibt seine Visitenkarte ab. Da heben sich auch bereits die ersten Dächer aus üppig quellenden Laubwipfeln. Wirsberg, die kleine entzückende Perle am Rande des Frankenwaldes ist erreicht. Am Zusammenflusse des Kofferbaches und der Schorgast bettet sich das malerische Städtlein tief geborgen zwischen fünf Waldbergen. Das hat sich die Volkspoesie zu Nutzen gemacht und erzählt nun von Geschlecht zu Geschlecht, daß der Name der Stadt einfach entstanden wäre aus: wir 5 Berge = Wirsberg. Denn aus der 5 sei als Schreibfehler ein s geworden. Volkspoesie in Ehren.

Obwohl bis 1901 noch ein Torhaus sich im Südwesten des 900 Seelen fassenden Städtleins befand, in dem sogar ein Torwächter hauste, ist niemals der Bestand einer Ringmauer erwähnt worden, noch stößt man irgendwo auf letzte Spuren. Die steilen Berge sollten die Bewehrung wahrscheinlich ersetzen. Doch auch sie hielten feindliche Horden in bitteren Kriegsläufen nicht ab. Denn auch Wirsberg hat von solchen Nöten ein gerüttelt Maß erfahren. —

Auch Wirsberg zählte einst mit zu den Besitzungen der Herzöge von Meranien, Grafen von Andechs. Es kam dann an die Orlamünder und später an die Hohenzollern. Im Jahre 1207 und 1208 werden zum ersten Male Herren von Wirsberg, der Brüder Albrecht wirt und Eberhard hospes urkundlich gedacht. Dann mehren sich die Nachrichten. Sie führten als Wappen im roten Schilde eine weiße Mauer mit Zinnen und auf dem Helme einen roten, spitz zugehenden Hut mit Federbusch „weil sie dem Vaterland öfters zu einer rechten Schutzmauer wider die feindlichen Anstöße gedienet“. Von ihrem starken Sitze auf dem Schloßberge hat sich nur



Der Schokkefelsen bei Sanspareil

7



noch ein Stückchen gartenumfriedetes Mauerwerk erhalten. Tüchtig haben sich die Wirsberger im Leben geregelt. Sie halfen Burgen brechen und fehlten nicht in den Schlachten, sie holten sich so manchen Preis auf Turnieren und folgten als getreue Vasallen ihrem Herrn in den Kreuzzügen gegen die Sarazenen. Als Amtsleute walteten sie der Güter ihrer Fürsten, wie sie sich auch in den Dienst der Kirche stellten. So zeigt der Dom zu Würzburg heute noch das Denkmal eines Friedrich von Wirsberg, der in den Jahren 1558 bis 1573 den dortigen Stuhl des Fürstbischofs inne hatte. Auch von den Frauen trat manche in den Dienst der Kirche. Im Kloster Himmeltron waltete eine Magdalena 23 Jahre lang als Äbtissin. Am Eingange zur dortigen Fürstengruft grüßt uns ihr Grabstein.

Am 10. April 1687 verschied der Letzte der Herren von Wirsberg, Philipp Christoph, erst 27 Jahre alt, auf dem Gute Lanzendorf. Es war ein wehmütiges Ausklingen eines Geschlechtes in Armut und Verlassenheit. Als Lehen fiel der Besitz an den Burggrafen Friedrich V. von Nürnberg zurück.

Auch noch ein anderes Rittergeschlecht hatte festen Fuß in Wirsberg gefaßt. Hinter der Kirche und dem Schulhause steht noch heute ein Bau, den die Bewohner das „Schlößlein“ heißen. Ein Wappen daran erzählt uns, daß hier einstens die Herren von Rabenstein angesiedelt waren. Sie besaßen unweit davon drei Burggüter. Auf einem dieser Besitzungen erhebt sich das 1676 erbaute Pfarrhaus. Im Schorgasttale nennt man jetzt noch einen Felsen den Rabenstein. In der Kirche zeigt man ebenfalls noch den Grabstein, der die Tugenden Martin Sigmunds von Rabenstein (gest. 1598) und seiner Ehefrau Margaretha feiert. Der letzte Rabensteiner Georg Christoph beschloß zu Wirsberg am 1. Dezember 1670 sein irdisches Dasein. Eine in Wirsberg bisher aufbewahrte Ahnentafel der Rabensteiner beendete die lange Aufzählung mit folgendem wehmütigen Reime:

„Das Geschlecht von Rabenstein samt Namen, Helm und Schild,  
So weiland war' berühmt, liegt hier mit Erd verhüllt.“ — —

Wiederholt hat die Kriegsfurie an das stille Bergneß angeklopft. Erst fielen die Hussiten auf ihrem Raubzuge

Trinius, Im Banne der Plassenburg.

durch das Frankenland ein. Dann brachte der bundesständische Krieg Wirsberg viel Unheil. Das Schlimmste aber fügten die Wirren des 30jährigen Krieges dem Städtlein zu. Am 1. Februar 1633 brach der kaiserliche Oberst Markus Corpiß mit 1500 Kroaten wie ein Gottesgericht ein. Da der Vogt Johann Steger nicht die geforderte Brandschatzung sofort entrichten wollte, ließ er ihn nebst drei Bürgern erschießen. Der Markt wurde ausgeplündert, 46 Bürgerhäuser und 25 Scheuern wurden in Brand gesetzt. Um 2 Uhr nachmittags hatte die Zerstörung begonnen. Dessen zum ernstern Erinnern erklingt noch heute allmorgendlich um die gleiche Stunde das Geläut der Kirchenglocke über den Dächern von Wirsberg.

Auf seinem Rückzuge ist dann der wätere kaiserliche Oberst, der ehemals soll ein Schneiderlein gewesen sein, wieder in Wirsberg eingefallen, und was inzwischen wieder aufgebaut worden war, das fand am 12. März 1634 seinen Untergang. Auch andere Kriegsvölker, Schweden, Piccolominische Reiter, haben später noch grausam hier gewüthet. Und doch blieb man der Scholle treu. Heimatsliebe half über die schweren Wunden fort. So hat sich nicht viel aus früheren Jahrhunderten in unsere Tage gerettet. Das hübsche Rathaus stammt aus dem Jahre 1701. Markgraf Christian Ernst ließ es seinen getreuen Wirsbergern erbauen. Es zeigt das Wappen der Stadt, zwei weiße Schilder mit je einer roten Rose. Darunter prangt der Wahlspruch: „Bei Gott ist Rat und Tat!“

Reizvoll und anheimelnd wirkt sofort beim ersten Betreten der Ort. Die hohen, nahen Berge halten allen Unfrieden der Welt draußen ab. Munter kommt die Schorgast gesprungen und plaudert an den im Grün und Blumen sich bergenden Wohnstätten vorüber. Eine Fülle lauschiger Stätten sind über das angrenzende Berg- und Waldrevier ausgestreut. Die Perle aber bleibt doch das Schorgasttal, das sich mehr denn eine Stunde entlang empor nach Markt-Schorgarst schluchtet. Für den Geognosten bildet es den Übergang zwischen Frankenwald und Fichtelgebirge. Dem sorglos dahinziehenden Wanderer aber wird es zu einem Tale frischester Hochwaldspoesie. An der Berglehne leitet ein Pfad, der allen Windungen des tief eingerissenen Tales treulich

folgt. In das satte Grün der Wiesen, welche den Grund auspolstern, blüht als Silberstreifen der Bach herauf. Wir hören sein uraltes Wanderlied. Vogelstimmen mischen sich drein und die schweren Baumkronen rauschen heimlich Dank dazu. Wer wollte je die Schönheit deutschen Waldes austofsen? Sinne seinen Rätseln nach, horche auf die heimliche Sprache seiner Seele, und du kehrtst heim, gehoben und reicher, gefestigt gegen alle Wetter, die Leben und Schicksal dir senden. —

Als es frei über uns wurde, schlich fast ein Bedauern über unsere Herzen. Dann schritten wir durch Markt-Schorgast durch, das an der Schiefen Ebene sich aufbaut. Und weiter, immer weiter ging es im gleichen Schritt und Tritt. Die Sonne lachte und unsere Herzen blieben den Dank nicht schuldig. Wieder hatte schattender Wald seine grünen Tore hinter uns zugeschlagen. Dann tauchten im Grunde, an den Berglehnen Giebel und Dächer auf. Eine Ruine hob ihr turmgekröntes Gemäuer zu Seiten empor. Nun betraten wir die Straße. Dann weitete sich der saubere Marktplatz vor uns. Einige Feldgraue schlenderten langsam vorüber, andere saßen auf Bänken vor den Türen. Ihre Augen gingen nach den Waldbergen und tauchten in das stille Blau des Himmels, der sich so selig über dem freundlichen Stadtbilde spann. Wie aus weiter Ferne mochte noch manchem das Brüllen der Geschütze in den Ohren klingen. Nun hielt die Heimat sie wieder geborgen. Und auch auf uns legte sich der freundliche Zauber, der Berned zu allen Zeiten so wohlthuend umweht. —

## Über das Fichtelgebirge.

### 1. Von Berned bis Fichtelberg.

Wer auch immer zwischen Bergen und Tälern des lachenden Frankenlandes dahinzieht, er wird nicht loskommen von dem Wunsche, auch über das nachbarliche Fichtelgebirge eine Streife zu unternehmen. Diese Sehnsucht wird mit jedem Tage heißer in seiner Seele brennen. Denn immer wieder, sobald er eine der ausschauenden Höhen erklimmen hat, grüßen ihn von weitem die Gipfel und Kämme dieses

eigenartigen Gebirges. Und hält der Dunst des Tages sie ihm verborgen, so treten sie gen Abend deutlich im letzten Verglühn hervor. Breit hingelagert winken die beiden höchsten Erhebungen: Ochsenkopf und Schneeberg. Wer sie in ihrer feierlichen Ruhe hingelagert sieht, den bannt und packt es, für ein paar Tage durch diese granitne Felsenwelt und ihre ernsten Fichtenhallen dahinzuwandern.

Heilig nannte man einst das Fichtelgebirge. Heilig um seiner uralt-germanischen Erinnerungen willen, um seiner Sagen und seiner Bodenschätze. Gemieden in seiner Waldwirnis durch Jahrhunderte von den umwohnenden Landbewohnern, bietet es auch heute noch streckenweise Stellen und versteckte Stätten, die geheimnisvoll wirken und seltsame Schauer im empfindenden Gemüt auslösen, trotzdem ein gesteigerter Verkehr und gute Wegbereitung viel Licht in die frühere Wildnis trugen.

„Sinnbild des Fichtelgebirges“, so schreibt ein Forscher, „ist ein Berg, umschlossen von einer goldenen Kette, welche durch ein starkes Schloß gesperrt ist. Es deutet auf die Schätze, sei es an edlen Metallen oder an Gold der Sage, welche hier zu haben wären, wenn man den Schlüssel dazu besäße. In der goldenen Kette des Sinnbildes erhält die uralte Heiligkeit des Gebirges ihren Ausdruck. Unschwer läßt sich auch durch mehrfache Gründe die Aufstellung rechtfertigen, daß das germanische Heidentum vor seinem Erlöschen hier eine letzte Verschanzung aufgeworfen habe, welche sich von Berned bis Eger, vom Rauhen Kulm bis zum Kornberge erstreckte und selbst von da an zum Erzgebirge hinübergrieff und mit dem dortigen kleinen Fichtelgebirge, zwischen Platten und Wiesenthal, in Verbindung stand.“

„Ergreift den Wanderer heiliger Schauer beim Anblick der wilden Natur, welche hier zu Tage tritt, so überkommt ihn wehmütiges Gefühl ob der dunklen, geheimnisvollen Sage, welche ihm fast jeder Berg verkündet. Bezeichnungen der einzelnen Berge wie Wünschelberg, Oschleiten, Herethsberg, der Döring, der Heilige Berg, Isfra, Nonnenberg und der Nußhardt mit seinen neun schüsselförmigen Vertiefungen und seiner goldenen Höhle führen ein kleines Pantheon germanischer Gottheiten vor Augen. Die Seherin oder Vala ist vertreten durch die Sage von der Snbille, welche auf dem

Schneeberg in einer Höhle wohnte, da wo es jetzt noch die Sternseherin heißt, dann von jener anderen, die auf der hohen Heide von Goldkronach begraben liegt.

„Der Weißen-Manns-Brunnen unweit der Weißmannsfelsen, der zum Weißen Main wird, läßt annehmen, daß hier ein Priester gehaust habe. Die berühmte Seelohr mit dem unergründlichen Sictelsee, aus welchem vier Flüsse zur Donau, Rhein und Elbe abfließen, in totenstillen Umgebung, der alles Leben abgestorben ist, war der heilige See, der Oster- und Wallbrunnen bei Weidenberg, dann der Konradsbrunnen auf dem Pfeifersberge, ein heiliger Bronn. Am letzteren Brunnen stand ein heiliger Birnbaum, über der Quelle der Saale eine heilige Buche. Auf den Ochsenkopf, berühmt durch die Geisterkirche und das Schneeloch, jene reiche Werkstatt der Walen und Venetianer, wallfahrtete vordem am Sonnwendtage die Menge, wohl in Erinnerung früherer Heidenzeit. Daß in alten Tagen reges Leben hier gewaltet, davon geben Zeugnis die Reste ansehnlicher Wasserdämme und die Sage untergegangener Städte. Endlich, ein Kranz von Burgen zieht sich um das Gebirge, meist alte Raubnester, zum größten Teil zerstört, deren Geschichte durch manche romantische Episode belebt wird.“ — —

Wild und ursprünglich zeigt sich noch manche Strecke des Sictelgebirges, von seltsamen Felsgebilden durchsetzt, von Steinwürfeln übersät, durch dichtes Beerengebüsch und Unterholz völlig undurchdringlich für den Wandersmann. Kein Pürschpfad leitet da hindurch. Keine Forstkultur kann hier eingreifen. Man überläßt es den Elementen und dem Alter. Die brechen und stürzen, gesunde Bäume streuen dann die Saat zu Neuwald aus. Tannen und Fichten haben dem Gebirge in ihrem geschlossenen Bestande jenen düsteren, etwas unheimlichen Reiz verliehen. Dies alles leistete dem Aberglauben und der Furcht natürlichen Vorschub. Man bevölkerte das Gebirge mit Unholden und Spukgestalten und mied es. Erst unsere Tage, die das Wandern lernten, in denen der Sinn für Landschaft erschlossen ward, legte Bresche in die Unnahbarkeit des Sictelgebirges. 1769 ward der letzte Bär geschossen, im Jahre 1882 der letzte Wolf. Aber dafür bildet für den rüstigen Weidmann das Sictelgebirge einen geradezu königlichen Jagdgrund auf Auerhähne; Hirsche und Rehe

sind dünn gesäet. Das felsentreiche Granitgebirge bietet diesen Tieren zu wenig Futterstellen. Was von den Anwohnern nicht im Walde tätig ist, das sucht seine Arbeit in den berühmten Granitsteinbrüchen, in den Glashütten, während den Frauen das Sammeln von Waldbeeren und isländischem Moos zufällt, das über die Höhen des Gebirges gebreitet ist.

Ehemals wusch man auch aus dem Gestein und dem Sand der Bäche Gold und Perlen. Diese Erinnerungen und der Glaube an seltsame Gestalten, welche die zahlreichen Moore, die Höhlen und Waldverstecke belebten, dies alles kam zusammen, den Sagenreichtum des Sichelgebirges zu mehren. In so vielen Sagen spielt immer wieder die Sehnsucht des Volkes nach Gold und Besitz hinein. Nur die eine Sage vom Ochsenkopf möge hier noch Platz finden.

In diesem zweithöchsten Berge des Sichelgebirges schläft nach des Volkes Meinung der weise König Salomo. Dieser Herrscher hatte einst verordnet, daß man nach seinem Tode solle sein irdisch Teil in einen silbernen Sarg legen. Dem Wagen sollten sechs weiße Ochsen vorgespannt werden, worauf man die Tiere ohne jede Wegführung solle gehen lassen. Wo sie dann stille ständen, wolle er begraben sein. So geschah es denn auch. Die weißen Zugtiere gingen hinauf bis ins Sichelgebirge. Auf dem Ochsenkopfe, wo sich damals eine prächtige Kapelle mit goldenen Altären erhob, blieben die Tiere stehen, und Sarg, Wagen, Zugtiere sowie die Kapelle versanken langsam in der Tiefe des Berges. Hinter dem Altar liegt nun der König, und von oben her träufelt unaufhörlich Gold auf ihn hernieder. Einst hat manches Sonntagskind den Eingang zum Ochsenberg gesehen und ist hineingetreten. Da hat es ganz deutlich den König hinter dem Altar schnarchen hören. Dort muß er nun ruhen, bis die große Zeit gekommen ist, in der er mitkämpfen darf. Am Johannistage, wenn die Pfarrer rings in den Dörfern das Evangelium verkünden, dann steht der Eingang zum Berginnern offen. Aber man muß Augen eines Sonntagskinds haben, um ihn zu sehen. — — —

Granit bildet in der Hauptsache das Massiv des Sichelgebirges. Das ist sein natürlicher Reichtum, aber es hat auch seiner Landschaft den charakteristischen Reiz verliehen, der das Gebirge in seiner Art einzig erscheinen läßt. Seine

ungefähre Länge beträgt 38 Kilometer, seine Grundfläche 18 Quadratmeilen. Es stellt auch kein geschlossenes Ganze dar. Keinen Hauptgebirgszug, von dessen Kamme aus wie Rippen die Seitenhöhen zur Tiefe streichen. Vielmehr setzt es sich aus drei Gruppen zusammen.

Der nördliche Bergzug besteht in seinen Haupthöhen aus dem Waldstein, Eprechtstein und Kornberg.

Der Zentralstoß setzt sich zusammen aus dem Rudolffstein, Schneeberg, Nussart, Platte, Hohenmeze, Kösseine, Burgstein, Luisenburg. Westlich dem Schneeberge liegt dann noch der Ochsenkopf vorgelagert.

Der südliche Bergzug ist dann der Steinwald, als dessen höchste Erhebung der Kazentrogfels (942 Meter) dem Wanderer zu herrlichster Aussicht winkt. — Das Fichtelgebirge darf man in gewissem Sinne als einen Knotenpunkt vom Erzgebirge, Böhmerwald und Thüringerwald ansprechen, sofern man den Frankenwald nach der Ansicht mancher Geographen zum Thüringer Wald rechnet. In der Hauptsache streicht das Fichtelgebirge von Norden nach Osten. Der markige Bau seiner herrlichen Granitberge hat zur Bildung langgestreckter Täler nicht zu viel Gelegenheit gegeben. Dafür eröffnen sich dem Wanderer eine Fülle reizvoller kleiner Quertälchen, übergossen von Poesie und Stimmungshauch. Und so möge der Frankenlandfahrer mir für zwei Tage in das „heilige“ Gebirge folgen. — — —

Wo der unterhalb des Ochsenkopfes entspringende Weiße Main die perlenführende Ölschnitz aufnimmt, deren Schätze ein staatlich angestellter Fischer alle sieben Jahre heben darf, baut sich zwischen hohen Waldbergen der Kurort Berneck auf. Ein Juwel des Fichtelgebirges! Die Höhen sind bedeckt mit Landhäusern und Aussichtstempeln, während vom Schloßberge, der die Ruinen der einstigen Burg Berneck trägt, ein Turm grüßt, dem man leider eine mächtige Uhr einfügte, deren Rundscheibe wenig mit der Romantik der Stätte zusammenklingt. Dahinter verbirgt sich die Waldbühne des 2000 Seelen umfassenden Bergstädtleins.

Es gibt Menschen wie Städte, die man gleich beim ersten Anblick lieb gewinnen muß. Für mich zählt Berneck dazu. Waldfrisch blickt uns das blißsaubere Städtlein an, mit lachenden Augen und Gesundheit auf den Wangen, gleich einer

Waldschönen, die uns zuruft: „Kehre hier ein! Unsere Berge wehren jede rauhen Lüfte ab. Raste hier und wandere. Denn hier weht der Odem Gottes. Hier am Berge saß einst ein Eichendorff und blickte über die träumenden Wälder in die sonnige Ferne. Und dann sang seine Seele dankbar hinaus: „Wer hat dich, du schöner Wald...“

Wie oft ich nun auch in Berned Halt machte, vom Gebirge niedersteigend oder an freien Tagen die Zauberklänge Bayreuths noch durch die Seele schwingen lassend: immer ist mir hier wohl zumute gewesen, und ich nahm ein freundliches Gedendblatt mit heim. Über den heiteren Marktplatz zu schlendern, an den Kaufläden der gewundenen Hauptstraße hinzutrotten, vor der Türe eines Kaffeehauses zu sitzen oder zur Ruine emporzusteigen, um von hier aus hinauszu-träumen... der Tag brachte mir stets etwas Gutes. Ich liebe diese kleinen Städte. Was draußen in der Welt verloren ging, hier wird es noch geübt und steht im Ansehen. Kleinstadtlust! Und doch ist's, als striche eine weiche Hand über die unruhige Seele, als stiege Jugendland noch einmal herauf. Schaffen und sich auswirken mag man in der großen Welt. Aber nicht alle Wurzeln lösen aus der Scholle, die uns das Beste mit in den Kampf des Lebens gab!

Zwei Burganlagen weist der Schloßberg auf, Berned und darüber gelegen Hohenberned. Beide befanden sich einst im Besitze der Herren von Wallenrode. Zwischen beiden Ruinen liegt die Kapelle. Die obere Burg war stärker ausgebaut, und ihre verfeinerte Architektur weist auf eine spätere Erbauung hin. Das Städtlein zu Füßen führt einen Bären im redenden Wappen, nachbarlich liegt das Dorf Bärenreuth. Die ersten Burgbesitzer nannten sich Walpoten von Berned. 1168 finden wir urkundlich den ersten Walpoten aufgeführt. Späterhin kam der Besitz an die Herzöge von Meran auf der Plassenburg, dann an die Orlamünder. Bald darauf wurde die Burg burggräflicher Amtssitz, als Amtsleute erscheinen Ende des 14. Jahrhunderts Heinrich von Kindsberg und Konrad von Bibra. 1406 tauchen dann die Wallenroder auf. Nachdem Hussiten und später die Bundestruppen Bamberg, Würzburg und Nürnberg die Burg in Schutt und Trümmer gelegt hatten, war es Veit von Wallenrod, „Amtmann zu Bernekh“, der im Jahre 1478 die Trümmerstätte durch Kauf

von dem Kurfürsten Albrecht an sich brachte, „uff dem rüd ob Berned gegen den ‚Stein‘ wärts gelegen, um daselbe Burgstall mit einem burgklichen paw auffzurichten und zu pawen“.

1485 ging der wädere Herr daran, das Schloß aufführen zu lassen, das uns noch heute in seinen Überresten dringlich von der Schönheit und Kraft seiner Anlage erzählt. Die ganze vollsaftige Lebensfreude der Renaissance ersteht vor unseren geistigen Augen wieder angesichts der so stummen und doch so beredten Steine. Dazu gesellt sich die entzückende Lage dieses Herrensitzes. Weite Reisen mochten dem Schloßherrn Vorbilder für die neue Burg gegeben haben. Aber er war auch ein frommer Mann. Das geht schon daraus hervor, daß er die geheiligten Stätten in Palästina aufgesucht hatte. Gleichsam als Dank errichtete er die schöne Kapelle droben. Von ihr bis zur Mainbrücke drunten erhoben sich in gewissen Abständen drei Marterssäulen, deren Entfernungen der Burgherr genau bei seinem zweiten Aufenthalte im Morgenlande nach den Ruhestätten des Heilandes abgemessen hatte, und zwar zwischen dem Richtstuhle in Jerusalem und der Schädelstätte auf Golgatha.

Als es später mit ihm zum Sterben kam, stiftete er für die Kapelle für jährlich zwei Seelenmessen 1000 Gulden. Die lachenden Erben waren jedoch anderen Sinnes. Sie verkauften nicht nur das Schloß, sondern behielten auch das Geld der frommen Stiftung für sich. Mit dem Einbruch der Reformation ist dann die Kapelle rasch verfallen. —

Das Städtlein Berned, weltverborgen in seinen Bergen, seit 1365 Pfarrsitz, sah die Tage im ruhigen Gleichmaß kommen und gehen. Erst das vorige Jahrhundert brachte einen Wandel. Berned ward als Kurort entdeckt. Am 15. Mai 1857 durfte es die erste „Saison“ eröffnen. Es ist ihm dann nicht schwer geworden, sich in die Herzen seiner Besucher einzuschmeicheln. Nun treibt das Schifflein seines Glückes fröhlich dahin. —

Als wir, die blonde Wanderkameradin und ich, abschiednehmend durch die Hauptstraße talab schritten, schienen uns die hübschen, sauberen Häuschen zuzunähen. Blumen riefen uns aus den Gärten ein Lebewohl zu, und der Bader des Ortes, der unter den Messingbeden seiner Ladentür behaglich

in die Sonne blinzelte, gab uns ein Wanderheil mit auf den Weg. — — —

Das über zwei Stunden lange Tal des Weißen Main bis Bischofsgrün zu pilgern, bleibt eine Lust. Ich hatte sie in früheren Tagen des öfteren durchkostet. Der scharfe Anprall der Sonne und das Wegziel, das für heute wir uns noch gesteckt hatten, machte es uns nicht gar zu schwer, uns und unsere Rucksäcke mit dem Bähnelein hinauftragen zu lassen. Letzteres entfaltet ohnehin keine Aufsehen erregende Eile. So bleibt es am Fenster des Wagens dem wißbegierigen Wanderer unbenommen, sich auch so der innigen Schönheit dieses Tales zu erfreuen. Immer wieder glaubt man auf dieser Fahrt durch einen thüringer Grund zu rollen, und man horcht unwillkürlich auf, ob nicht von den Berglehnen das melodische Geläut weidender Kinderherden niedertönt. Bald rechts, bald links zieht der Schienenstrang sich hin. So gewinnt man köstliche Einblicke in kleine Seitentälchen. Da kommen Bähnelein herangesprungen. Auch sie suchen die Freiheit, die Weite. Noch ein letztes Aufblitzen, dann versinken ihre spielenden Wellchen im Main. Talab geht's dahin, dem Rhein zu, dem wogenden Weltmeere. Ein Stück heißt dieser Talgrund auch das Goldmühlstal, nach dem Dorfe Goldmühl, wo noch heute Gold geschlagen wird.

Es war aber auch sonst eine angeregte Fahrt. Zwischen Frauen und Männern aus den umliegenden Waldnestern saßen einige Feldgraue. Vor dem Feinde Helden gewesen, durften sie hier die gleiche Rolle weiterspielen. Denn alles hing an ihren Lippen. Während draußen Frau Sonne hurtig ihre Goldlichter über die Waldberge spielen ließ, Schaumwellen über Granitblöcke im Main tanzten, piffen die Kugeln über unsere Köpfe. Der Gruf der Geschütze grollte in den Lüften, Granaten wühlten den Boden auf, und in das Hurra! der sieghaft vorstürmenden Deutschen mischten sich Aufschrei und Todesröcheln. Und dann wieder halb unterdrückte Lachsalven, wenn der Humor der Schützengräben vor den Augen der gierig Laufenden aufstieg.

Sast tat es uns leid, als der Zug unterhalb Bischofsgrün die Kopfhaltestelle erreicht hatte. Ein Teil der Wageninsassen war unterwegs bereits ausgestiegen. Der Rest formte sich jetzt zu kleinen Gruppen und trat den Anstieg zu dem

hochgelegenen (677 Meter) Dorfe an, das heute gegen 1900 Einwohner zählt und in seiner weiten Anlage auf den zum Ochsenkopf sich dehnenden Matten einen stattlichen Eindruck hervorruft. Nach dem verheerenden Brande im Jahre 1887 ist der Ort fast ganz wieder neu aufgebaut worden. Seine herrliche Höhenlage hat auch ihn in die Reihe der Sommerfrischen geführt.

Ein leerer Postwagen hielt am Ausgange des Bahnhofes. Als der hochthronende Rosselenker die Schar der Aussteigenden kenntnisreich gemustert hatte, blieb am Ende sein Blick auf uns einladend geheftet. Er rückte an der Mütze, knipfte einmal kurz mit der Peitsche und machte darauf mit der einen Hand eine Bewegung, welche andeuten sollte, daß bei diesem Sonnenbrande eine Fahrt immerhin weniger beschwerlich sein dürfte. Wir aber erwiderten nur seinen Gruß, warfen die Rucksäcke über und legten uns ins Zeug. Blitzschnell war der Ausdruck des getäuschten Mannes gewandelt. Er zuckte mit schlecht verhehlter Geringschätzung die Schultern und hieb dann auf die Tiere ein. Die Wandertameradin lachte mich an.

„Wetten daß?“

„Aber selbstverständlich! Den kriegen wir noch ein.“

Eine Biegung der steilen Straße hatte das Gefährt unseren Augen entzogen. Als wir aber droben um die Ecke bogen, hielt der Wagen. Die Pferde dampften, der Lenker schielte argwöhnisch auf uns nieder.

„Grüß Gott!“ erklang es von den roten Lippen meiner Weggenossin. Aber der Angeredete blieb stumm. Beleidigte Berufsehre behielt bei ihm die Oberhand. Wir saßen im Gasthose bereits am offenen Fenster beim dampfenden Kaffee, als Hufschlag uns ausbliden ließ. Da kamen die Rößlein erschöpft die Straße her, der Wagen polterte über das Pflaster, und der Mann auf dem Boß zeigte einen Ausdruck wie ein Barometer, das auf Dauerregen eingestellt ist. —

Bischofsgrün hat einen alten guten Klang nicht nur im Sichelgebirge, sondern bei Kennern auch weit darüber hinaus. Nicht darum, daß hier oben 1461 der berühmte Glasmaler Veit Hirschvogel geboren wurde. Aber was seine Geburtsstätte weit über das Mittelalter hinaus dem Kunsthandwerk geliefert hat, das hat Bischofsgrün einen noch immer nicht

verblähten Ruhm eingetragen. Durch Jahrhunderte hindurch durften auf den Anrichten und in den Sammlungen deutscher Fürsten und reicher Herren die „Sichtelberger“ oder „Bischofsgrüner“ Ziergläser nicht fehlen, die schon damals hoch bewertet wurden. Es ist anzunehmen, daß goldsuchende Venetianer, auch Walen genannt, diese Kunst aus ihrer fernen Heimat hier einstens einführten. Aber nicht nur Trinkgläser wurden hier hergestellt, sondern ebenso kunstvoll bemalte Fenster und andere Gegenstände. Der Ochsenkopf, gemeinhin der Sichtelberg geheiß, fehlte auf keinem Willkommensglase. Jedes Gefäß zeigte den sagenreichen und geheimnisvollen Berg von einer gülden Kette umspannt. Dieses Symbol war der Stempel für die Echtheit der Gläser. Sonst erblickte man noch auf den Gläsern Szenen aus dem Volks- und Tierleben des Gebirges: einen Wolf, der den Kampf mit einem Ochsen aufgenommen hat; eine Bärenmutter, welche ihr in den Main gefallenenes Junges retten möchte. Daß auch der derbe Humor nicht zu kurz kam, braucht kaum betont zu werden.

Auch die Inschriften der Gläser boten manch Interessantes. So zeigt eins den Reim:

„Mich hat schon mancher kluge Kopf bestiegen und besehen,  
Doch weil das Glück ihm nicht gewollt, ist es umsonst geschehen!“

Ein anderes:

„Von Gold und Silber ganz durchflochten  
Ist mein edles Eingeweid,  
Adams graues Alter reichet  
Nicht an meine Frühlingszeit.“

So spielt allüberall der sagenumwobene Ochsenkopf mit dem Reichtum seiner Edelmetalle hinein. Bischofsgrüner Gläser zählen heute mit zu den kostbarsten Nummern jeder Sammlung. Der 30jährige Krieg hat dann auch diese Kunstblüte für immer geknickt. Bis heute ist noch nicht wieder die Zeit uns geschenkt worden, in der, wie einst in früheren Jahrhunderten, auch der kleine Mann Kunstwerke zur Augenweide und Hauseszier sich erwarb. Die Duzendware und Fabrikarbeit blieben Sieger.

Eine Glashütte besitzt Bischofsgrün heute wohl noch.

Doch hier gehen nur die einfachen an Schnüre gereihten Glasperlen weit hinaus in die Welt. Fremde, wilde Völkerschaften schmücken ihre nackten Glieder mit dem bunten Tand, der am Fuße des Ochsenkopfes hergestellt wird. Die Einwohner nennen diese Perlen „Paterlen“, was nur eine Verstümmelung von „Pater nosterle“ bedeutet. Die schwarzen Perlen dienen ja bekanntlich auch zu Rosenkränzen im Dienste der katholischen Kirche.

Die Raststunde war vorüber, und durch das Oberdorf schritten wir nun den Waldungen entgegen, welche den breit hingezogenen Rücken des Ochsenkopfes bedecken. Herzerfreuend mußte der Anblick von Bischofsgrün an, das damals rasch einsetzende Wohltätigkeit und Liebe zur Scholle nach dem Brande wieder erstehen ließen. Noch einen letzten Rückblick, dann ging's aus flutender Helle hinein in das Dämmerlicht der von Felsgeröll und Steingebilden durchsetzten Waldwirrnis des Ochsenkopfes. Auch der nüchternsten Seele wird hier klar: dieser Bergwald hat seine Geheimnisse. Hier war der gegebene Boden, Sagen heraufblühen zu lassen, dem Volksaberglauben Tür und Tor zu öffnen. Ernst und schweigend blickt uns der Hochwald aus tausend Augen an. Mit Riesensäusten hat da und dort der Sturm hineingegriffen. Mächtige Stämme liegen am Boden, im Falle noch die jungen Nachbarn mit niederreißend. Ihre Wurzelballen, Moos, Erdreich und Granitstücke umkrallt haltend, heben sie sich wie anklagend zum ewigen Himmel, der auf sie in geruhigter Bläue niederlächelt, als wolle er stumm und doch so beredt den gefällten Hochwaldriesen predigen: Kreislauf ist alles nur in der Natur. Im Werden und Vergehen ruht ein ewiges Gesetz. Und alles Sterben wird am Ende wieder zum Auferstehen.

Ein schmaler steinbesäeter Pfad schlängelt sich durch die erhabene Wildnis. Fingerhut und Weideröschen unterhalten sich in kleinen Gruppen. Aus hohem Beerengestrüpp heben sich zuweilen Steinmale, als schritte man durch einen Hain von Heldengräbern aus altersgrauen Tagen. Man horcht unwillkürlich auf, ob nicht in der dunklen Waldestiefe Kampfgeschrei und das Anprallen von Schilden erklänge. Man würde sich nicht sonderlich wundern, wenn hier im Banne des heiligen Sichelberges glutäugige Venetianer unter den Bäu-

men dahinschlüpfen, die Wünschelrute in der braunen Hand. Wie verzaubert dünkt uns hier alles weit und breit. Und da hinein das tiefe Atemholen der Bäume, das zitternde Gold der Sonne, die da und dort Gitterwerk über den steinigen Moosboden wirft.

Ja, heilig war den Altvordern diese stumme Waldwildnis. Heilig und doch auch schaurig zugleich. Ein dämmerhaftes Erinnern an versunkene Göttertage lebte noch lange halb unbewußt in der aufhorchenden Volksseele weiter. Der natürliche Reichtum an Edelmetallen, die geräuschlose Tätigkeit der fremden italischen Männer, dies alles mußte sich verdichten zu jenem Sagenfranze, der noch heute den Ochsenkopf umflücht.

Jene geheimnisvolle Kunst, Edelgestein und Metall aus dieser Felswelt zu gewinnen, sie hat bestanden. Sogenannte „Walenbücher“, wie sie die Venetianer angelegt hatten, sind vorhanden gewesen und wurden auch in Abschriften einstens von Hand zu Hand gegeben. So vermeldet ein Chronist aus dem 17. Jahrhundert darüber: „Man hat auch im gemelten Gebürg hin und wieder Büchlein gefunden, Wahlsisch, Frantzösisch, vnd auffss Niederlendisch Teudsch geschrieben, darinnen viele Orte beschriben vnd angezeigt gewesen, vnd bey welchen Bächlein man Goldt, ja auch Perlen vnd Edelsteinen findet, vnd ein solches Büchlein hab ich selbst gehabt, das gab mir auff eine Zeit (als ich den ganzen Fichtelberg vnd all seine Ström auff meine Kosten durchzoge) ein Priester, ist heutigen Tages noch Caplan auff Waldeck, in diesem Büchlein stunde viel seltsames Dinges, von der Craza, von der Nab, von der Eger, vnd Mann, vnd von andern Flüssen. Es waren auch sonsten viel Zeichen darinnen, denen man solte nachsuchen, so würde man den rechten Ort finden, am welchen gut gediegen Goldt, Item, schöne Stein vnd Perlin verborgen ligen.“

Mit welcher ungeheurer Titanenraft müssen einst die Elemente gearbeitet haben, da sie an den Granitwällen und Felsdomen rüttelten, bis diese berstend niederstürzten und nun auf Stunden weit den Bergrüden des Ochsenkopfes mit umher geschleuderten Steinbrocken überschütteten! Was an Resten stehen blieb, das bildet nun heute für den modernen Wandersmann die mit einem \* in den Führern versehenen Wallfahrtsziele, welche im Laufe der Jahrhunderte das Volk

mit der Kraft seiner Phantasie mit Namen bezeichnete. Diese schrankenlose Überschüttung von Granitwürfeln, unterbrochen von einzelnen ragenden Gebilden bildet den charakteristischen Reiz des Fichtelgebirges.

Höher und höher windet sich der Pfad. Dann gähnt ein abgrundtiefer Schacht aus Waldnacht uns entgegen. Das ist das von dunklen Sagen umflüsterte Schneeloch. Noch im Maien findet man hier Schnee angesammelt. Ist aber der Sommer drunten im Lande eingelehrt, so funkelt es aus der Tiefe vom Leuchtmoos, das die Wände des Schachtes bedeckt. Ob Venetianer einst, ob hiesige Bergleute hier ehemals einschlugen, Schätze zu heben, das steht dahin. Das Volk weiß es ja immer besser, und so gehen hier Mären von Mund zu Mund. Wünschelrute und Zauberspruch spielen aber in all diesen Überlieferungen die Hauptrolle.

Eine Viertelsstunde noch, und wir haben den Gipfel des Ochsenkopfes (1024 Meter), den heiligen Fichtelberg, erklimmt. Weit, weit, fliegt das dankbare Auge. Gesättigt in Schönheit breitet sich das goldene Frankenland zu unseren Füßen aus. Wie eine plötzlich erstarrte Brandung von Wogenkämmen drängt sich bis in alle Tiefen Bergwelle an Bergwelle. Dazwischen betten sich Täler, Siedelungen haben sich allüberall festgelegt, Flüsse ziehen ihre Bahn weiter und immer weiter, bis alles der Duft der sehnsuchtsvollen Ferne sie aufnimmt. Erzgebirge, Franken- und Thüringerwald senden ihr Grüßen. Der Steinwald und das Gebiet der Steinach, der nördliche Bergzug des Fichtelgebirges mit dem Waldstein, Kornberg und Epprechtstein treten hervor. Fernher hebt Kloster Banz seine Türme, die Veste Koburg greift wie ein magisches Bild in die flirrende Sommerluft. Und jetzt erkennt das Auge auch die sonnenüberblitzte Dächerschar von Bayreuth, über der still und erinnerungsreich das Festspielhaus des unsterblichen Meisters Richard Wagner ragt. Doch die weihewollen Klänge Parsifals sind verstummt, untergetaucht in dem gewaltigem Getöse der Kriegstrompete, die eine Welt von Feinden in die Waffen gegen Deutschland rief. Und ich denke der Tage, da sich drüben am Festspielhügel Vertreter aller Nationen zusammenfanden, den Offenbarungen zu lauschen, die ein deutscher „Barbar“ der gesamten gebildeten Welt schenkte. —

Lange standen wir droben. Ein feiner Sommerwind umfang uns leise, und ein Hauch von dem Blühen und Reifen drunten in den ausgespannten Landen schien bis zu uns herauf seine Boten zu senden.

„Ist meine Heimat nicht schön?“ klang es von den Lippen der Wanderkameradin.

Ich drückte ihr die Hand. Das Leuchten meiner Augen sagte ihr mehr denn Worte. — — —

Dicht unter der Kuppe des Ochsenkopfes hat sich ein runzliges altes Weibsen an hellen Sommertagen festgenistet, Erfrischungen und Postkarten feil zu halten. Man hat unwillkürlich das Gefühl, als hielte sie hier schon seit Jahrhunderten Wacht. Ihr Gesicht und das Urgestein stimmen so seltsam miteinander. Die Sonne stand schon tief, als wir mit der Alten plauderten. Unter den Bäumen lag ein feiner Dämmerchein. Wie aus der Ferne klang ihre müde Stimme, da sie von den Schmerzen und Opfern sprach, die der Krieg auch ihrem Herzen geschlagen hatte. Als sie dann zurück trat in ihre felsige Behausung, wandte ich mich unwillkürlich noch einmal um, ob nicht die Felswände sich hinter ihr geschlossen hätten. Aus solchen Gestalten formte einst das poetische Bedürfnis des Volkes sich die Snybillen. Eine solche Seherin soll ja auch bei Bischofsgrün unfern den „Drei Tannen“ begraben liegen. —

Eine kleine Stunde unterhalb des Ochsenkopfes tritt die Quelle des Weißen Main (887 Meter) zutage. In der steinernen Umfassung bemerkt man noch das Wappen der Bayreuther Markgrafen. 929 Meter hoch greifen die Felsaltane über die dichten Wipfel hinaus und eröffnen einen stimmungsvollen Blick zum Schneeberg hinüber.

Und dann gab der Hochwald uns frei. Aus dem Bereiche seiner Schauer traten wir in den goldglänzenden Abend hinaus. Grillen sangen auf den Matten, von denen der Duft frischen Heus wonnesam drang. Hoch über den gewellten Feldern wirbelten Lerchen. Dazu rief die metallene Stimme des Kirchleins von Neubau, an dessen Hütten die Rab zwischen treuherzig dreinblickenden Vergißmeinnichtbüscheln im Selbstgespräch niederfloß. Der Abendgruß der heimkehrenden Landleute schlug an unser Ohr. Ich pflückte noch einmal am Wege ein paar Heckenrosen, die Kameradin zu schmücken.



Burg Kronach



Die Nab blinkte uns zu, als wollte sie sagen: Ich bin doch noch flinker denn ihr. Aber ich habe Eile. Drunten in Fichtelberg werde ich euer Kommen melden! Und dann hüpfte sie lachend das abendliche Tal hinab.

An einer Glasperlenhütte vorüber, deren Schlackenhaufen grünschimmernd Wege und Bergwände färbten, hielten wir endlich Einzug in Fichtelberg. 683 Meter hoch gelegen, baut es sich sehr malerisch an den Hängen der jungen Nab auf. Der katholische Kultus leiht der schlichten Sommerfrische noch einen besonderen Reiz. Von der Bergwand rief die Glocke der katholischen Kirche zur stillen Andacht, da wir dem Gasthause zustrebten. Ein echtes Frankendorf! Die sauberen Steinhäuser im Schmucke glühender Geranien besitzen alle etwas Festes und zugleich Anheimelndes. Weit liegende Erinnerungen an ferne liebe Tage, die ich hier einst mit einem gefahrten Sturmgesellen verlebt hatte, stiegen wieder im Geiste herauf.

Im Gastzimmer ging es diesen Abend recht still zu. Nach wohlgemundeter Mahlzeit ließ die blonde Wanderkameradin Karten nach allen Richtungen der Windrose flattern. Ich aber ergökte mich mit Behagen an dem Streite der beiden einzigen Sommerfrischler dieses Hauses, die, mit den Zeigefingern wie Kampfshähne über eine ausgebreitete Karte jagten, um am Ende doch mit den verschiedensten Meinungen zuletzt sich „Gute Nacht!“ zu wünschen.

Auch wir hatten jetzt an der Hand unserer Karte den Schlachtplan für den kommenden Tag entworfen. Aber es war im Einklang und unter scherzhaften Einflechtungen geschehen, wie es Kameraden geziemt, die sich auf Sturm und Sonnenschein, auf möglichst kurze Rechnungen und lange Betten eingeschworen hatten. Über uns baumelte eine Lampe und verbreitete ein mildes Licht über die sauber gescheuerte Tischplatte und unsere Köpfe. Sie warf auch ihren Schein in die nahe Wanddecke, in der holzgeschnitzt das Bild des Gekreuzigten hing.

Da auf einmal lehnte sich die Kameradin etwas im Stuhl zurück. Ihr liebes Gesicht malte Unwillen und ein aufsteigendes Lächeln zugleich.

„Unglaublich! Nein, wie geschmacklos!“

„Was ist denn? Was erregt Ihren Zorn?“

„Aber so schauen Sie doch!“ Sie wies auf das Bild des Erlösers. „Ich wollt' eben meine paar Röslein an das Bild stecken, aber so . . .“

Jetzt erst entdeckte ich dicht unter dem Gekreuzigten die buntfarbige Anzeige eines Schnapsfabrikanten, die der Wirt, halb fromm, halb geschäftlich, behende, darunter angebracht hatte, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß die heilige Nähe den Absatz des heimatlichen Feuerwassers heben dürfte.

„Sechs-Ämter-Tropfen“ las ich ergrimmt auf dem Blechschilde. Mir war's, als ginge ein wehmütig verzeihender Zug über das blasse Angesicht des Erlösers.

„Hörchen Sie auf, ob jemand kommt!“ bat ich. „Die Sache will's, sagte schon Othello.“

„Totenstill alles!“ versicherte meine Tischnachbarin.

Da erhob ich mich leise, hatte vorsichtig das Ruhmeschild der „Sechs-Ämter-Tropfens“ von der Wand und trug es hinter den Ofen.

„Bravo! Und nun wollen wir auch an die Ruhe denken. Morgen wird es ein heißer Wandertag, soll das Ziel inne gehalten werden.“

Wir schüttelten uns die Hände und schieden Tür neben Tür.

In dieser Nacht träumte ich, der Sichtelsee sei ausgetreten und habe das ganze Tal mit „Sechs-Ämter Tropfen“ überschwemmt. Unter Glockenläuten sah ich eine Wallfahrt nach der Zimmerede drängen, dort Erlösung von aller Übeltat zu erflehen. — — —

## 2. Über den Schneeberg nach Alexandersbad.

Der katholisch Gläubige ist, wenigstens auf dem Lande, ein Frühaufsteher. Ob er will oder nicht. Er wird dazu erzogen. Seine Kirche übt einen zwar sanft-wohlthuenden, aber doch fest-energischen Druck auf ihn aus. Schlicht-naiver Sinn beugt sich und leistet ihr Gefolgschaft. Aus frommem Herzen angebracht, muß es zum Segen werden.

Der Mond hatte noch nicht allzu lange die Herrschaft über den lüchthungrigen Erdplaneten abgegeben, da in dichter Nachbarschaft über mir an der Berglehne das Glöcklein anhub, die Sichtelberger zur Frühmesse zu rufen. So frisch

und hell erklangen die metallenen Töne in den jungen Morgen hinein. Im Hollunder unter meinem Fenster sang eine Grasmücke, dazu gesellte sich das Schmetterlein eines Finken. Auch das weniger melodische Gegader von Hühnern blieb nicht aus. Ein jeder gab, was er hatte, den goldenen Morgen dankbar zu feiern. Ich schob den Vorhang beiseite. Wie das draußen in Busch und Wiesenhang blühte. Millionen Taupropfen, jedes eine Welt widerspiegelnd, funkelten der immer höher emporsteigenden Sonne entgegen. Und dazwischen freundlich mahnend und lockend das Schwingen und Klingen der Glocke!

Glocken klingen nach, doch sie gehen auch nach. Ich bin diesen Morgen lange nicht den Gruß aus ehernem Munde los geworden. Er hatte mich eingestellt auf eine Stimmung, die so ganz zu der hohen Wald- und Felsenpracht sich fügte, welche uns ein paar Stunden später umging. — Jetzt aber ließ ich mich von den warmen Tönen noch einmal in den Schlummer wiegen. Der wallende Strom des „Sechs-Ämter Tropfens“ durchflutete nicht mehr meinen Traum. Sicherlich hatte der Mann mit den traurigen Augen in der Zimmerdecke dem Wunsiedler Elemente Halt geboten.

So betrat ich später innerlich befreit das Gastzimmer. Es war noch niemand zugegen. Da fiel unwillkürlich mein Blick in die Ecke. Die Wallfahrt dieser Nacht war vergeblich gewesen. Der edle Hausherr hatte vermutlich, ehe er zum Bergkirchlein demütigen Sinnes stieg, das Schnapschild hinter dem Ofen wieder hervorgeholt und unter dem Bilde des Gekreuzigten aufs neue angebracht. Ordnung muß sein. Im Haushalte wie im Bereiche der Frömmigkeit. Mir aber war ein Schatten auf den Kaffeetisch gefallen. Als die Wanderfreundin und ich sich erfrischt hatten, warfen wir die Rucksäcke über und verließen den „heiligen“ Raum.

Eine Anhöhe kurz hinan, dann haben wir gewelltes Ackerland ein Stück vor uns ausgebreitet. Die Lerchen im Morgenblau sind bereits wieder tüchtig bei der Arbeit, denen, die drunten eggen und pflügen, Freude in die Herzen zu singen. Dann traten hohe Tannen wieder ins Gewehr. Der herrliche Wald spann seinen alten Zauber um uns. Die prächtige Maintalstraße einmal überschneidend, die sich von Wunsiedel her bis nach Bischofsgrün und weiter windet,

ging es durch den feierlich rauschenden Hochwald aufwärts. Köstlichste Wirrnis ringsum. Allüberall verstreutes Felsgestein, dazwischen Beerendickicht, halb verfaulte Baumleichen und neben altem Bestand tapfer zum Lichte strebendes Jungvolk. Da grüßte auch schon vor uns das 885 Meter hochgelegene Felsgebilde der Platte. Über einem steil niederwogenden Meere von Granitscherben bauen sich gigantische Mauern auf. Zum Kaiserwald und dem Erzgebirge fliegt der Blick und weilt nach Südosten auf dem Doppelgipfel der Kösseine, die sich wie ein sanft geschwungener Mädchenbusen in das streichelnde Blau eines zärtlichen Himmels so ruhig hebt. Das war für uns ein köstlicher Auftakt für unsere Wanderung, da wir hier droben lange weilten, das Bild von Nahe und Ferne in die Seelen schreibend.

Dann sprang von der Granitstufe die Kameradin auf. Lachend rief sie:

„Ideale muß der Mensch besitzen! Aber das Materielle sollen wir drüber nicht ganz vergessen! Mein erwachter Wirklichkeitsfinn sehnt sich nun hinüber zum stillen Seehaus auf grüner Matte. Dort, auf der höchsten menschlichen Raststätte unseres Sichtegebirges, wollen wir tapfer beißen und kichern. Einverstanden?“

„Wie immer, Rosenkönigin von gestern!“

„Freilich: Tannenzapfen kann ich mir nicht hier in dieser Waldwildnis statt wilder Rosen um den Gürtel winden.“

„Man soll den Tag nicht vor dem Abend schelten. Der Abend wird gut machen, was der Tag uns vorenthält.“ Und ich sollte recht behalten. —

Dem langgestreckten Schneebergzuge ging es nun dahin. Bald engt sich der Pfad zu einer schmalen grünen Gasse, dann tritt für einige Zeit der Hochwald wieder in sein Recht, zwischen den bemoosten Stämmen von Granitbrocken malerisch überschüttet. Zuweilen, wenn eine gerodete Stelle sich einschiebt, wandert das Auge südöstlich in die duftzitternde Ferne. Nun lichtete es sich vor uns. Auf einer Bergmatte steht ein bretterbesäglener Bau: das Seehaus. 952 Meter hoch gelegen, stellt es die überhaupt höchste Wohnung des Gebirges dar. Ein kleiner Forellenteich spiegelt das ziehende Gewölk des Himmels wider. Vor der Tür gluckert ein Brunnlein. Ach, es sollte das einzige Geräusch sein, das uns hier

empfang! Fenster und Tür fest verschlossen. Im Felde! Draußen irgendwo in Ost oder West.

Ein wenig enttäuscht blickten wir uns doch an ob der grausamen Entdeckung.

„Wanderkameradin! Das Ideale soll siegen! Der Traum von Küche und Keller brach in Scherben!“

„Nicht unterkriegen lassen!“ lachte sie mir entgegen. „Wir werden teilen, was die Rucksäcke noch bergen.“

In einer niedrigen Holzlaube nahmen wir beide Platz. Dann ging's an Auspacken und Teilen. Das Brünnelein plauderte nachbarlich, die Wiese duftete, und aus dem nahen Walde sang eine Drossel uns ein Adagio ganz eigener Art. Dazu die weite, weite Stille ringsumher.

„Kann man denn stimmungsvoller uns irgendwo decken? Wirt und Gäste sind wir zugleich, und der Bergwald segnet uns die Mahlzeit!“

Da nickte die Genossin und hob den goldenen Becher mit frisch gefülltem Bergquellnaß mir zum Wohle entgegen. —

Eine halbe Stunde standen wir auf dem Nußhardt, einem wahren Labyrinth tollkühn durcheinander getürmter Granitfelsen. 972 Meter hoch steigt der Gipfel empor. Die Südseite des höchsten Felsens birgt die sogenannte Nußhardtstube, eine versteckte Höhle von ziemlichem Umfange. Was mag hier im Laufe der Jahrhunderte nicht alles Unterschlupf gesucht haben. Geisterspuk, Wildererpoesie und altgermanischer Götterkultus klingen hier zusammen. Die oberste Granitplatte zeigt einen Kranz ausgehöhlter Schüsseln. Erhob sich hier in dämmergrauer Vorzeit mitten im unwirklichen Hochwalde ein heidnischer Altar, auf dem man opferte, zu dem das Volk aus den Tiefen gläubig hinanwallte? Der Nußhardt gibt Rätsel auf.

Doch noch ein anderes macht diesen Felsen so anziehend. Nirgends denn von hier eröffnet sich ein so umfassender Niederblick auf den geheimnisvollen Sichtelsee und seine moorige Umgebung. Dieses ganze Sumpfsgebiet heißt die Seelohé. Mitten aus diesem unheimlichen Revier blickt düster der See, um den alles Finstere und Wundersame der heimischen Sagenwelt sich gleichsam kristallisierte. Wie am Nußhardt so auch drunten am trüb blinkenden See ist es nie ganz geheuer. Spukgestalten gehen um, und so manch armes Weib,

das mit Beeren, Holz oder glänzendem Gras heimkehren wollte, schrak auf, wenn es plötzlich zwischen den umstrüppten Bäumen geisterte.

Auch am Fichtelsee haben einst die dunkelhaarigen Venetianer ihr scheues Wesen getrieben. In dem Walenbuche des Giovanni Cornaro kann man lesen: „Dieser See sei in des Herrn Markgrafen Land anzutreffen, zu höchst auf der See-lohe und sei auf 40 Klaffter nicht zu ergründen. Man sollte zu oberst auf diesem Berge etwa einer Spannen tief einschlagen, so finde man gar grüne Steine, wenn man diese in der Glut wärmet, so würden sie rot, und wann man sie da in Silber leget, so würde aus diesen Steinen gar gut Gold, welches bisher allen Menschen verborgen geblieben.“

Am Haberstein vorüber ging es nun der höchsten Erhebung des Fichtelgebirges entgegen, dem 1053 Meter hohen Schneeberge. Wilder und wilder zeigte sich das Innere des Waldes, durch den die Neuzeit einen schmalen Gang anlegen ließ. Und dann steht das eigentümliche Felsgebilde, das die Kuppe trägt, das Badköfle vor uns. Stufen führen empor, und über ein mächtiges Steinmeer wandert das Auge im Kreise rings in die schier endlose Ferne. Kein anheimelndes Bild, das den Vordergrund schmückt, bietet sich dar. Was die Wirkung allein ausmacht, das sind die weit bis zum Himmelsrand sich dehrenden Flächen. Hier oben auch erkennt man genau die zentrale Lage, welche das Fichtelgebirge zwischen dem Erzgebirge, dem Thüringer- und Frankenwalde einnimmt. —

Mittagsrast hielten wir eine Weile. Wir blickten den vereinzelt über die Himmelswölbung segelnden weißen Wolken nach, wir lauschten in den Wald hinein, der wie in tiefen Träumen sich um uns regungslos spann. Es war eine Weihe in uns und um uns, Gottesfrieden hoch über der Welt. Und die Seelen hoben sich und flogen weit, weit hinaus in das leuchtende All. —

Steil, des öfteren über Felsstufen mühsam sich windend, fällt der Pfad seitlich von der Kuppe hinab nach der von Weissenstadt kommenden Waldstraße, gegenüber welcher der Rudolfstein sich auftürmt. Ein holpriger Gang für den niederwärts Strebenden. Aber anstrengend für alle, welche armselige Waldernte hier hinan und beladen wieder abwärts

führt. Und in Kolonnen kamen uns aus der Tiefe vor der Zeit gealterte Frauen mit Körben auf dem Rücken entgegen, droben an den höchsten Stellen ein Gras zu schneiden, das in solcher Güte nicht im Lande wächst. Ihr „Guten Abend!“ klang uns immer wieder entgegen, fast wie eine heimliche Anklage gegen das Geschick. Man muß sich im übrigen im Frankenlande bei der Landbevölkerung daran gewöhnen, wie diese den Tag nur in zwei Teile zerlegt. Bis zum Mittag geht der eine, von da ab tönt ein „Guten Abend“ dem Wanderer entgegen.

Der Rudolfsstein, 868 Meter hoch, ist vom nachbarlichen Schneeberge gleichsam als ein Vorposten hingestellt worden. Seine phantastischen Felsriffe waren einst durch Mauerwerk verbunden. Denn der Rudolfsstein und drüben der Waldstein trugen Raubnester, deren gewappnete Insassen scharf nach Beute auspähten, sofern sich Warenzüge in dem Tale zeigten, welches beide Steinvesten trennt. Kühn muß jedenfalls der Bau gewesen sein, der sich über diesen starren Felsgebilden erhob. Freilich hatte die Natur insofern vorgebaut, daß sie Teile für die Mauerwehr und Stützen zur Anlage der Türme gab.

Ob auch der Rudolfsstein zuerst als heidnische Opferstätte diente, muß dahingestellt bleiben. Nach den abweichenden Überlieferungen soll die erste Anlage einer festen Warte unter dem Pfalzgrafen Rudolf von Franken 857 erstanden sein. Andere meinen, daß Kaiser Rudolf von Schwaben 1070 bis 1080 die Burg errichten ließ. In das Licht der Geschichte tritt aber der Rudolfsstein erst, da die Herren von Hirschberg droben saßen. Sie waren eifrig hinter dem Räuberhandwerk her, und so konnte man es der guten Stadt Eger nicht verdenken, daß sie eines Tages mit bewaffneter Macht, mit Sturmleitern und Wurfgeschossen anrückte und den Fuchsbau aushob. Die Hirschberger aber mag man damals wohl einer unfreiwilligen Standeserhebung unterzogen haben. Die Burg ist dann an die Burggrafen von Nürnberg gekommen, welche sich aber wenig um sie kümmerten, so daß sie nach und nach zerfiel. Hussiten gaben ihr dann den Todesstoß. Als Wachtstätte soll sie in späteren Jahrhunderten noch zuweilen benutzt worden sein. Auch das letzte Mauerwerk

kollerte allmählich in die Tiefe, seitdem Regen und Sturm an die Arbeit gehen durften.

Der Ausblick von der mittelst Leitern ersteigbaren Höhe ist überaus reizvoll, wenn auch nicht so umfangreich wie vom Schneeberge. In einem Kranze von blauleuchtenden Seen und heiteren Dörfern ruht Weißenstadt, dahinter zieht sich als nächster Rahmen das Waldsteingebirge hin. Höhen an Höhen schließen sich an. Unweit des Rudolfsstein entspringt die Eger. Lange kann man ihren vielfach gewundenen Lauf verfolgen, bis das blau verdämmernde Böhmen sie aufnimmt, das Land der schwermütig-süßen Volkslieder, die in der nun wieder ans Licht gezogenen Oper von Smetana „Die verkaufte Braut“ ein so herzauführendes Echo fanden. — —

Ein paar Stunden heißer Wanderung ging es nun Hügel auf und nieder. Mit jedem Sturm, den wir auf eine Welle unternahmen, meinten wir oben unser nächstes Rastziel entdecken zu können. Und da dies nicht geschah, so wuchs der Drang, Hindernis auf Hindernis zu besiegen. Über Dierst, Kühlgrün und Hildenbach, durch Waldinseln und leuchtende Felder führte uns der Weg. Nun den Hildenbühl empor. Frau Sonne meinte es gut und streichelte uns gar heiß die Wangen. Als wir aber den Scheitel der steil sich hebenden Kuppe erreicht hatten, da lachten wir uns an. Im Grunde grüßte der stattliche Flecken Schönbrunn, dahinter blauten die Wälder, welche die Luiseburg, den Burgstein und die sanfte Kösseine bedecken.

„Ich bin im Grunde keine Kaffeeschwester, aber heute.“ Die Wanderkameradin strich sich eine flatternde Haarwelle aus dem leicht geröteten Gesicht und atmete hoch auf. „Ich meine, wir hätten es redlich verdient!“

„Es soll uns ein rechtes Schönbrunn werden!“ Und dies ward es auch. —

Tiefer und tiefer senkte sich die Straße. Der Gruß der auf den Feldern hantierenden Landleute hieß uns willkommen und dann das stattliche Gasthaus selbst, dessen Pforte, Kühlung uns entgegenschendend, sich uns jetzt öffnete.

Ein weites, stilles Zimmer nahm uns auf. Hier wie im ganzen Hause noch jene behagliche Raumverschwendung, die von Tagen Kunde gibt, in denen noch nicht gleichsam die Luft verzinnt wurde. Wir waren die einzigen Gäste. Während

aus der anstoßenden Küche das Geleier der Kaffeemühle uns wie Musik in den Ohren klang, studierte ich den Wandschmuck über einem Rundtisch, der mit einem Ledersofa unzweifelhaft die Honoratioren des Ortes abends vereint sah. Hindenburg voran! Dann aber eine Fülle bleistiftgefrikelter Postkarten aus dem Felde in Ost und West. Grüße tapferer Schönbrunner! Und ich sah im Geiste durch den Qualm der Tabakspfeifen die erregten Gesichter durcheinander fahren. Singer irrten über die ausgebreitete Landkarte, Schlachten wurden im voraus geschlagen, dann ging es an die Aufteilung feindlichen Landes. Keine Stätte Deutschlands, in die heute der Weltkrieg nicht seine schweren Schatten wirft!

Dann stand eine mächtige Kanne braunen Labetrunks zwischen uns beiden. Als die Weggenossin den Deckel lüpfte, stieg wie heiliger Opferrauch der Dampf empor. Und mit Entzücken atmeten wir den Duft ein, der sich über den Tisch breitete. Auch für ein gutes Zubrot hatte die gütige Wirtin Sorge getragen. Das gab eine wohlverdiente Stunde der Erholung. Die Uhr an der Wand tickte hin und her, und ein paar neugierige Fliegen stießen dauernd gegen die Scheiben der tief im starken Mauerwerk liegenden Fenster. Grüne Blätter schwankten da leise im goldenen Lichte eines Sommertages, der wie ein goldgewappneter Sieger draußen über das schöne Frankenland schritt. — —

Eine heitere Kunststraße führt von hier aus in einer kleinen Stunde nach Wunsiedel, heiter darum, da auf dem ganzen Wege das Auge sich an dem lieblichen, offenen Grunde erfreut, durch den die Röslau rinnt und dahinter die reizvoll bewegte Waldbergkette von Aleandersbad bis über die Kösseine fort, das Tal begleitet. Das Städtlein Wunsiedel, das in seiner Seelenzahl auf das sechste Tausend mütig zusteuert, ward einst eine „kleine aber lichte“ Stadt genannt. Das ist sie noch heute. Der sie aber so bezeichnete, das ist Wunsiedels Stolz geworden. Von Schwanthaler geschaffen, steht neben der Kirche vor seinem tafelgeschmückten Geburtshause das Denkmal des Mannes, dessen Name einst am literarischen Himmel wie ein leuchtender Stern prangte: Jean Paul. Am 21. März 1763 erblickte der Dichter hier das Licht der Welt. Was er dieser in seinen zahlreichen Werken schenkte, das spielt ganz wundersam mit seinem eigenen Wesen

zugleich die poetische Innigkeit und Anmut, die süße Schwärmerie und Heiterkeit der Heimatscholle wider. Und man begreift es wohl, wenn man liest, daß Jean Paul infolge seiner ganzen Veranlagung niemals das Fichtelgebirge betreten hat, das doch dicht an der Schwelle seines Wunsiedel lag, dessen dunkle Berghäupter ihn mit jedem neuen Tage lockten, über das die Wolkengebilde jagten und wieder in stillen Nächten der Mond seine silberverklärte Bahn schweigend dahinzog. Des jungen Dichters Gemüt neigte nicht zu dem düsteren Ernste der Wildnis in Fels und Wald, welche das Gebirge, mehr noch denn heute, umschwebten. So blieb er ihm fern. Aber mit mystischem Zauber hat er die Höhen des Gebirges umspinnen und so in seinen Werken sie gefeiert. Auch ihn nannten Zeitgenossen einen Liebling der Götter. Ein Liebling der Frauen blieb er zweifellos bis ans Ende seiner Tage. Auf dem Friedhose zu Bayreuth, wo auch Franz Liszt in einer italienischen kleinen Kapelle ruht, da schläft Jean Paul mit seinem Sohne unter einem efeuüberwucherten Hügel, über dem ein Granitblock aus der Heimat sich erhebt. Ein ragendes Denkmal in der Markgrafenstadt erzählt Nachgeborenen von dem fränkischen Dichter. Aber eine andere Luft weht heute über Deutschland, gesättigt mit Wirklichkeitsinn und dem heißen Drange nach Schaffen. Das Träumen hat im Ganzen der Deutsche abgelegt. Das Rosenrot und Himmelsblau jener Tage ist ihm unverständlich geworden. Er will schärfere Gegensätze und kräftigere Farben fühlen. Wer liest heute noch Jean Paul? Das ist eine gar kleine Gemeinde geworden, die sich noch ergötzt an den zarten Gebilden dieser Phantasien, der klingenden Sprache, die oft in Wohl laut schwelgt. Wer aber heute in den Sommertagen, da auf dem Hügel von Bayreuth das Festspielhaus seine Pforten öffnete, die Stadt am Roten Main aussucht: er geht gelassen am Denkmal Jean Pauls vorüber. Die Sonne Richard Wagners hat den Dichter der „Flegeljahre“ und anderer Perlen unserer Literatur völlig in den Schatten gedrängt. —

Noch ein anderes Haus trägt eine Erinnerungstafel an die Geburt eines Wunsiedelers, dessen Tat damals ganz Deutschland aufhorchen ließ. Die Tafel gedenkt des Burschenschafters K. L. Sand, der in heller Begeisterung für die

heilige Sache des politisch geknechteten Vaterlandes Kohebeue auf offener Straße ermordete, um dann sein Haupt auf den Richtblock legen zu müssen. — —

Wunsiedel ist zwar ein sehr alter Ort, doch hat sich nur wenig aus früheren Tagen innerhalb des Stadtbildes erhalten. Die Überfälle der Hussiten, der 30jährige Krieg, andere Kriegswirren, und wiederholte große Brände räumten tüchtig mit den steinernen Zeugen vergangener Jahrhunderte auf. Seltsamerweise aber hat sich das städtische Archiv erhalten, dessen Schätze bis ins 14. Jahrhundert zurückgreifen. Einstmals blühte im Städtlein die Eisen- und Zinn-Industrie, von der die noch erhaltenen Zinner-Ordnungen ein so interessantes Licht geben. Sie stammen aus dem Jahre 1544 und führen uns Wunsiedel in der damaligen Glanzzeit charakteristisch vor. Dieser Erwerbszweig ging dann ein. Neue aber sind dann aufgenommen worden und haben den Wohlstand des Städtleins gehoben.

Wie reich einst Wunsiedel war, wie leicht anscheinend das Gold durch die Dächer rann, das beweist die Fülle der Vermächtnisse und sonstigen wohlthuenden Schenkungen, welche hiesige Bürger ihrer Heimat vermachten. Jedenfalls bleibt das eigenartigste Vermächtnis das des weit durch Europa herumgereisten Siegmund Wann. Er stiftete 1451 ein Spital oder Bruderhaus nebst Kirche in Wunsiedel für die „Ewigkeit“, zum Unterhalt für drei Priester und zwölf „in Ehren verdorbene Biederleut, die nie Hofweis (Hochfart) getrieben wie die Kulmbacher“. In der Wand dieser Stiftung finden wir die Tafel heute noch, welche die Verdienste des Siegmund Wann preist und dabei besagt, daß die Vorsehung ihn mit Kraft begabte:

„das Gold von dem Zinn zu scheren,  
Dadurch sich seine Güter thäten mehren.“

Das Allersonderbarste aber an diesem Vermächtnis bleibt, daß alle Pfründner dieses sehr reich ausgestatteten Bruderhauses müssen für alle Zeiten in genau der gleichen Tracht gehen, wie solche in den Tagen des Erblassers Sitte war. Ich glaube kaum, daß noch mit irgendeiner anderen Stiftung innerhalb Deutschlands eine solche Bedingung verknüpft sein dürfte. Aber diese hat dafür auch in unsere moderne Zeit

einen Zug mittelalterlicher Romantik hinübergerettet. Und da dieses Hospital auch äußerlich noch in seiner Gesamtanlage, seiner Einrichtung bis in das Kleinste hat den Geist und Geschmack jener Tage, die nun bald 500 Jahre zurückliegen, aufbewahrt und erhalten, so ist's, als versänke hinter uns die Welt, sobald uns der Bann des Bruderhauses umfängt.

Ein unvergeßliches Bild, wenn die Abendglocke zum schlichten Imbiß die Pfründner ruft! Drinnen im säulengestützten Saale ist die Tafel bereit. Zinnteller blinken, altertümliche Becher stehen daneben. Und aus dem Gärtlein, in dem sich die alten Herren im Sonnenscheine erwärmen, treten sie nun bedächtig einer hinter dem anderen herein; spitzen den weißen Bart zugeschnitten, in Kniehosen, befranzter Mütze und behaglichem Faltenmantel. Die Schemel werden gerückt. Dann sitzt man nieder. Die Kostgänger des seligen Siegmund Wann lassen es sich wohl munden. Das Glöcklein tönt nach eine Weile, während drüben über dem Gebirge die Sonne zögernd von den Waldhöhen Abschied nimmt. — —

Von Wunsiedel aus führt eine hübsche Straße über die Rösau, dann rechts seitlich in den düsteren Schönbrunner Wald, in denen sich die Steingebilde der Luisenburg und des Habersteines verstecken. Seitdem das Labyrinth der durch Verwitterung wild durcheinander gestürzten Blöcke von Granit durch Anlagen von Treppen, Durchgängen, Pfaden erschlossen worden ist, haben seitdem Hunderttausende dieses seltsame Felsenwunder aufgesucht und sind den Stimmungen zum Teil ehrfurchtsvoll nachgegangen, welche die Inschriften und Erinnerungen hervorrufen. Und wenn auch da und dort weichlich-gefühlselige Sentimentalität uns entgegentritt, der Ausdruck einer Zeit, aus der auch Jean Paul geboren ward, in welcher Goethe „Werthers Leiden“ schrieb: es bleibt doch noch so viel Fesselndes und Packendes übrig, um das Felsenwunder des Fichtelgebirges ehrlich zu bewundern.

Auf einer trutzigen Felsbastei findet man noch die Überreste der einstigen Loisburg (Lauschburg), 785 Meter hoch. Das Volk nannte sie späterhin aber die Luchsburg. In Anwesenheit der unvergeßlichen Königin Luise von Preußen ward dann für immer der Name in Luisenburg umgewandelt. In manchen halbdämmrigen Klüften dieses gigantischen Steingewirrs findet man das herrliche Leuchtmoos, auch Leucht-

wasser kann man in kleinen Tümpeln beobachten. Der grüngoldene Schimmer, welcher dem Moos und Wasser eigen ist, stammt von den lichtbrechenden Sporen einer Alge. Wie gewaltig der Eindruck der Luisenburg auf empfindende Gemüther sich äußert, bekundet kein Geringerer denn Goethe, der zweimal das Felsgewirr besuchte, in den Jahren 1785 und 1820.

Über die mutmaßliche Entstehung dieses Naturwunders hat sich dann der Dichtersfürst, der ja auch zugleich ein tüchtiger Geologe war, nach seinem ersten Besuche des weitläufigen ausgesprochen, auch verschiedene Zeichnungen seiner Abhandlung beigelegt. Als er dann noch einmal dort gewesen ist, berichtet er in seinen Annalen vom Jahre 1820 wie folgt: „Auf meiner Reise nach Karlsbad nahm ich den Weg über Wunsiedel nach Alexandersbad, wo ich die seltsamen Trümmer eines Granitberges nach vielen Jahren seit 1785 zum ersten Male wieder beobachtete. Mein Abscheu vor gewaltsamen Erklärungen, die man auch hier mit reichlichen Erdbeben, Vulkanen, Wasserfluten und anderen titanischen Ereignissen geltend zu machen suchte, war auf der Stelle vermehrt, da mit einem ruhigen Blicke sich gar wohl erkennen läßt, daß durch teilweise Auflösung wie teilweise Beharrlichkeit des Urgesteins, durch ein daraus erfolgendes Stehenbleiben, Sinken, Stürzen, und zwar in ungeheuren Massen, diese staunenswürdige Erscheinung ganz naturgemäß sich ergeben hat. Auch dieser Gegenstand ward in meinen wissenschaftlichen Hefen wörtlich und bildlich entwickelt; ich zweifle jedoch, daß eine so ruhige Ansicht dem turbulenten Zeitalter genügen wird.“ —

Von der alten Luchsburg, zu der noch zwei seitwärts belegene Steinvesten gehörten, weiß die Geschichte wenig zu vermelden. Nur die Trümmer, die sich noch im Dickicht erhalten hatten, redeten davon. Auch wird niemals ein Rittergeschlecht genannt, das den Namen der Veste führte. Es erscheint daher sehr wahrscheinlich, daß die Schloßherren von Wunsiedel zugleich auch die Burgherren der Luchsburg gewesen sind. In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts sank sie in Trümmer. Sie zählte daher wohl mit zu den Raubnestern, die damals von Eger aus mit Feuer und Schwert vernichtet wurden. Eine Urkunde, ausgestellt in Prag 1352, erwähnt nur noch den Verkauf eines Waldes am Burgstall, Luchsburg geheißten.

Burgstall aber bedeutete eine Stätte, auf der sich ehemals eine Burg befunden hatte.

Jahrhunderte kamen und gingen. Niemand fragte mehr nach den Resten der Steinveste. Der Sinn für Naturschönheiten war noch nicht erwacht, und die Furcht vor reißenden Tieren, Aberglaube und finsterner Sagenreichtum verhinderte die Umwohner die Wald- und Felswildnis zu durchforschen. Nur während des grausamen Elends des 30jährigen Krieges haben wiederholt die bedrängten Landleute mit Familie und wohl auch dem nötigsten Haustieren gesicherten Unterschlupf hier gesucht. Dann ward es wieder totenstill in dem düsteren Revier.

So schreibt 1716 ein Kundiger des Fichtelgebirges: „Man muß erstaunen, wie Leute sich in diese Wildnis haben setzen können, — am erstaunlichsten aber ist es, daß in so abscheulichen, abgelegenen und fast unerforschlichen und unersteigbaren Orten Raubnester haben bestürmt werden können.“ — Ein anderer Chronist des Gebirges, Helfrecht, vermag auch noch nicht den seltsamen Stimmungsgehalt dieser Wunderwelt zu fassen. 1799 berichtet er: „In dieser ganzen Wüstenei sieht man nichts als Nadelbäume, hoch aufgetürmte Felsenrümmer, düstere Höhlen und Löcher, zum Teil ganz bequeme Wohnungen für Eulen und Geier, welche hier ungestört nisten.“ —

Trotz dieser mißtönigen Verurteilung war die Felswildnis um das Raubschloß bereits „entdeckt“ worden. Von Wunsiedel herüber sollte das erste Licht in die Düsternis fallen. Die Nachbarstadt war die Besitzerin. Dort saß in den Jahren 1704—1742 als Amthauptmann Lehnhardt von Lichtenfels, ein für landschaftliche Schönheit begeisterter Herr. So machte er sich daran und erschloß eine Reihe von Höhlen und schaffte Durchgänge zwischen den verschiedenen Granitbastionen. Aber sein Tun blieb ohne weitere Beachtung. Der Geschmack wandelte eben noch andere Wege. Weder die Gebildeten noch das Volk waren zu haben, das Unternehmen zu unterstützen. Da entsank ihm der Mut. Was er geschaffen, das verfiel wieder allmählich. Die Luchsburg blieb ein übel verrufener Ort.

Da war es der recht energische Stadtphysikus Dr. Johann Georg Schmidt in Wunsiedel, der im Jahre 1788 begann, eine größere Vereinigung von Männern für seinen Plan zu

interessieren. Dieser Plan ging dahin, das Revier rings der Luchsburg in einen eigenartigen Park umzuwandeln, wie solchen wahrscheinlich die Welt noch nicht gesehen hatte. Er fand besser vorbereiteten Boden. Man horchte auf, um sich endlich der Macht seiner Rede zu beugen. Er gründete eine Kasse. Er hielt Vorträge, ordnete Spiele, Konzerte an, um damit die Mittel zu gewinnen, endlich tatkräftig vorzugehen. Kurgäste des nahen Bades Alexandersbad unterstützten seine Bemühungen. So griff der Plan endlich tiefer in die Herzen ein. Im Jahre 1804 war bereits der untere Teil der Anlagen fertig geschaffen. Bis zu seinem Tode blieb Dr. Schmidt die Seele des Unternehmens. In seinem Nachlasse fand man eine schriftliche Abhandlung über sein Werk, von dem er mit folgenden Worten Abschied nahm:

„O könnt' ich hier im Schoße der Natur  
Mein Leben still und unerkannt verleben!  
Was ich bedarf . . . so wenig ist es nur —  
Das würde mir das Stückchen Erde geben.“

Mit Recht hat man dann im Jahre 1826 dem so verdienstvollen Manne innerhalb der von ihm geschaffenen Anlagen ein Denkmal gesetzt. Sein Sohn hat später im Bunde mit der Stadt Wunsiedel das Werk fortgesetzt. Auch der Fürst von Hardenberg, Preußens Staatskanzler, interessierte sich sehr für dasselbe und unterstützte es.

Heute ist die geweihteste Stelle innerhalb der gerodeten Wildnis jener Platz, wo die Königin Luise geruht hat, dem ihr gebotenen Huldigungsspiele zuzuschauen. Eine Marmortafel feiert jenen denkwürdigen Tag. Ihre Inschrift lautet:

„Sehn wir den milden Strahl der holden Frühlingssonne  
An diesem Felskolosse glüh'n,  
So denken wir des Blicks der sanften Huld und Wonne,  
Mit dem Luise heut' uns Glücklichen erschien,  
Und bei dem Felskolosse denken wir  
An uns're Treu' und Lieb' zu ihr.“

Im Junius 1805.“

Es war in den Frühlingstagen, da sich das preussische Königspaar aus Berlin aufgemacht hatte, die an die Krone Preußens anheimgefallenen marktgräflich Bayreuther Länder

zu besuchen, die Huldigungen des Volkes entgegenzunehmen. So war man auch nach Alexandersbad gekommen, hier für ein paar Wochen sich des Liebreizes der Natur zu erfreuen. Auch hier verstand es die Königin, sich die Herzen Aller im Fluge zu gewinnen. Aus einem Privatbriefe aus jenen Tagen entnehmen wir die Stelle: „Es ist nur eine Stimme für den König... und die Königin vorzüglich, und man findet sie zehnmal höflicher und herablassender als einst die Herren Markgrafen von Bayreuth. Alle Leute des Königs stimmen darin überein, daß er noch nie so heiter und fröhlich war wie hier. Die der Königin eigene Anmut und Freundlichkeit gewinnt alle für sie. Jeder geht zufrieden von dannen, wenn er die Königin freundlich lächelnd gesehen hat. Die Luchsburg hat die Herrschaften sehr überrascht; sie finden alles sehr angenehm, nur die Witterung sollte milder sein. Gestern Abend begegneten wir den Herrschaften, welche zu Pferde vom Burgsteine zurückkehrten. Sie riefen uns freundlich „Guten Abend!“ zu. Wir waren vor Freude außer uns über die zuvorkommende Bewillkommnung, und unsere Erdäpfel haben uns wie Ananas geschmeckt.“ —

Am 14. Juni 1805 war der feierliche Besuch des Königs-paares für die Luchsburg angesagt. Ein breiter Weg war von Alexandersbad her angelegt worden. Man hatte gelben Sand darüber gestreut und ihn sehr sinnig mit schwarzem und weißem Moos eingesäumt. Jean Paul, Wunsiedels berühmter Sohn, hatte ein Begrüßungsgedicht angefertigt, das von einem Arzt in Musik gesetzt worden war. Mit diesem empfing man die hohen Herrschaften. Es waren die Najaden und Oreaden der Luchsburg, welche die Hymne sangen. Als dann das hohe Paar die Felswildnis durchschritt, erwartete es noch eine andere Überraschung.

Aus einer Grotte, heute die Klingersgrotte genannt, tauchten plötzlich zwölf weißgekleidete Mädchen und begrüßten die Königin in folgenden Versen:

Ein Mädchen:

Willkommen, vielgeliebte Königin!

Alle Mädchen:

Willkommen!



Kloster Himmelkron

9



Ein Mädchen:

Willkommen uns in diesen Fichtenhain!  
Nie ist ein heiß'rer Gruß der treuen Brust entglommen,  
Als dieser Deines Volks durch seiner Töchter Reih'n.  
Hoch auf dem Gipfel dieser Felsenschluchte  
Stieg einst der Wohnsitz einer Räuberbrut empor,  
Tief trauernd zog der Nachwelt die Geschichte  
Vor ihren Namen einen Vorhang vor.  
Jetzt wohnt in diesem fröhlichem Gefilde  
Ein bied'res Volk in sich'rer Ruh'  
Und heut' erscheint mit eines Engels Milde  
Ihm seine Königin, Luise, Du!  
Da nimmt der Genius der Zeit sein Tagbuch wieder,  
Das er voll Unmut damals von sich warf,  
Schreibt Deinen Namen auf die erste Seite nieder  
Und streicht, wenn er es wagen darf,  
Des Schlosses Schaudernamen durch —  
Es heißt auf ewig nun —

Alle Mädchen:

Luisenburg!

In diesem Augenblicke erklangen aus dem Felsinnern süße Weisen von Harfen, Flöten und Geigen, und die Sprecherin, die Tochter des damaligen Pfarrers Roth zu Wunsiedel, überreichte der Königin gleichsam als Urkunde das Gedicht. Tief gerührt dankte die Königin. Sie henkelte ihre goldene Halskette ab und schmückte damit das junge Mädchen. Johanne Roth heiratete später den Justizamtmann Rukser. Ihre nach Quedlinburg verzogene Familie verwahrt heute noch das Geschenk der Königin als ein Heiligtum. —

Länger als geplant, hatte sich der Aufenthalt des Königspaares in Alexandersbad hingezogen. Erst am 9. Juli verließ es das liebliche Idyll. Damals ahnte die Königin noch nicht das Herannahen jener dunklen Wolken, welche sich sollten auf Preußen niederlegen. Seit dem Besuche des Königspaares haben ungezählte Tausende die Stätte mit stiller Rührung aufgesucht, wo damals Preußens Genius so heiter weilte, die hohe Dulderin, deren Bild noch heute in jedes Preußen Herz weiter lebt. —

Den Ausgangspunkt zu all den „Sehenswürdigkeiten“ der Luisenburg bildet der „Gesellschaftsplatz“, auf dem sich  
Trinius, Im Banne der Plassenburg.

auch das hübsch eingerahmte Gasthaus befindet. Dicht dabei baut sich das prächtige Naturtheater auf, auf dem alljährlich Wunsiedler Bürger aus Nah und Fern herbeigeeilten Gästen ein Festspiel vorführen, als dessen dramatischer Kern sich das Motiv vom Golde abhebt. Von hier aus eröffnet man den Rundgang auf und nieder durch all die Felskammern, Pässe, Höhlen, Steingassen. Und immer wieder bleibt man stehen und vertieft sich in die eingemeißelten Inschriften aus vergangenen Tagen. Die Neuzeit hat dann noch manche Erinnerungsstätte hinzugefügt. —

An einem kleinen Wasserfall lesen wir:

Was ist der einzelne Tropfen,  
Was ist des Einzelnen Bemüh'n?

Auf einem anderen Felsblock steht:

Ich kenn' ein Buch — geschrieben  
Und leserlich für jede Kreatur,  
Ein Buch, das einzig unverfälscht geblieben,  
Das große Buch der heiligen Natur.

Am „Bundesstein“ prangt der Vers:

Sindet, ihr Freunde, je  
Zwist unter Euch statt,  
Besteiget den Felsen, blickt  
Um Euch und fraget Euer Herz,  
Söhnet Ihr dann Euch nicht aus,  
So seid niemals Ihr Freunde gewesen.

Zaghaft klingt das Wort, das wir an einer dunkelgähnen-  
den Felspalte finden:

Bis hierher und nicht weiter. 1794.

Aber im stillen Triumph setzte dann später ein anderer  
darunter:

Ich suchte und fand, es geht weiter.  
Daupé, den 24. August 1805.

Hübsch gefühlt trägt eine Marmortafel nachstehende Be-  
trachtung:

Ich liebe Gott,  
Nächst ihm die Tugendhaften,  
Und frohen Umgang, klugen Scherz,  
Ich suche in den Wissenschaften  
Nur Lehren für mein Herz.  
Mein Wunsch ist, unbemerkt  
In einer frohen Ehe  
Mich meines Lebens zu erfreun,  
Und wenn ich ohne Furcht  
Aus diesem Leben gehe  
Der Edlen Tränen wert zu sein.  
Wird einst ein Freund von mir  
An diesem Ort verweilen,  
Der kenne mich an diesen Zeilen  
Und bleibe stets mein Freund.

Wendet man sich nach stundenlangem Umherschweifen aus der Wildnis der Luisenburg nach Alexandersbad die schöne, breite Straße entlang, so kommt man an einer Pyramide vorüber, welche auf einer Marmortafel die kurze Inschrift aufweist:

Denkmal der Gegenwart  
Friedrich Wilhelms und Luisens  
in diesen Thälern 1805.

Eine Viertelstunde später halten wir Einkehr in Alexandersbad. Als im Jahre 1741 von einem Bäuerlein namens Brodmerkel aus Sickersreuth ein stark sprudelnder Eisensäuerling entdeckt wurde, da war der Grundstein zu einem Badeorte gelegt. Markgraf Friedrich Alexander von Bayreuth ließ die Anlagen rings in geschmackvoll, sinniger Weise herstellen und gab dem neugeschaffenen Kurorte darauf den Namen. Viele berühmte Männer hat seitdem Alexandersbad als Gäste gesehen. Es ist kein rauschender Kurort geworden. Das Dörfchen zählt noch keine 200 Seelen. Sein Reiz liegt nicht nur in der herrlichen Umgebung, sondern daß es sich fast völlig noch den Charakter stiller Vornehmheit und beschaulicher Sinnigkeit erhalten hat, der wie ein Gruß des 18. Jahrhunderts uns umweht. Besonders das helle, weitläufige Kurhaus mit seinen schlichten Formen, den Säulen und der Empfangshalle, den stillen Korridoren, eingebettet in Grün und Blumen: es hat etwas so Anziehendes, Beruhigendes, Freund-

liches, als winke uns hier ein Bad der Gesundheit für Leib und Seele.

Es nahm auch uns mit den Herzen gefangen. Die Sonne ging zur Küste, da wir die Stufen hinan zum Kurhause schritten. Und als wir später nach aufgehobenem Abendessen wieder hinaus in den Park traten, hatte der volle Mond die Herrschaft angetreten. Stärker düfteten die Blumen aus Büschen und Beeten. Leuchtkäfer schwirrten, von den nahen Wiesen drang das Zirpen der Grillen herüber. Ein feiner Nachtwind strich durch die schweren Wipfel. Im Silberglanze des Mondes sind wir dann noch ein Stück über den Ort hinausgeschritten, bis in der Ferne, sanft umdunstet, die Umrisse der Bergwelt sich unseren Augen boten, die wir heute durchzogen waren. Und Stunde auf Stunde dieses unvergeßlichen Tages reihte sich noch einmal aneinander.

In dieser Nacht stand ich noch lange am hohen Fenster und blickte hinaus in die mondverwirrte Zaubernacht. Stimmen erhoben sich und verklangen wieder. Und meine Seele sang in dieser Stunde:

O süße traumverklärte Nacht  
Leih' meiner Sehnsucht Flügel!  
Schon steigt der Mond in voller Pracht  
Still über blaue Hügel

Und führet durch das Himmelszelt  
Die frommen Silbersterne,  
Friedvoll versunken ruht die Welt  
Bis in die tiefste Ferne.

Ich gebe meine Seele ganz  
Dir, Nacht, in deine Hände,  
Führ' sie durch deinen sel'gen Glanz  
Zu aller Sehnsucht Ende. — — —

Am anderen Morgen, Frau Sonne hatte ihr güldenes Ehrenschild herausgehängt, daß es über die Felder und Wiesen nur so funkelte, da ging es im Eillaufe hinüber nach Marktredwitz. Die Lerchen jubelten wieder über uns, und in den Wäldern schrie der Specht, und Meister Kuckuck rechnete unverdrossen an seinem nie zu Ende kommenden Exempel. Lebe wohl, heiliges Sichelgebirge! Zwei Stunden später

führte uns der Zug nach der ehemaligen Residenz der Markgrafen von Bayreuth.

Um den Bahnhofplatz noch das Getümmel von Feldgrauen, die allüberall in diesen Sommertagen Leben und Bewegung bringen. Dann aber ward es still und stiller. Wer Bayreuth immer nur aus den Tagen der Festspiele seit Jahrzehnten kennt, den mutet dieses Schweigen seltsam an. Pralle Sonnenglut auf den breiten Straßen und Plätzen, deren vornehme Anlage von Tagen fürstlicher Hofhaltung erzählen, und daß nun Bayreuth eine trauernde Witwe geworden ist. Von leuchtenden Blumen umgeben, rauschten die schönen Brunnen. Sonst aber pulste nur schwach das öffentliche Leben. Wo war das bunte, internationale Treiben, das sich sonst vor den Bilderläden, in den Vorgärten der Gasthäuser bis tief in die Nacht entfaltete? Die Fülle interessanter Köpfe, das laute Wogen der festlich gestimmten Gäste? Wie sanft verschleiernde Wehmut lag es über der heiteren Stadt.

Wir gingen zum Denkmal Jean Pauls, ihm stille Grüße der Heimat zu bringen. Dann nahmen wir den Weg zum Hofgarten. Blumenduft strömte uns an der Hofgärtnerei fast berauschend entgegen. Alle Wände bedeckt mit üppig wucherndem Gerank und Gesching hängender Blütenzweige und reisenden Obstes. So feierlich der tiefgrüne Park. Keine Bank heute besetzt, leer die schnurgeraden Alleen, über welche die mächtigen Laubbäume den herrlichsten Dom wölbten. Wie verträumt rieselte das Wässerlein durch das märchenstille, grüne Reich, als säne es den Tagen schwermütig nach, da hier noch Reifrock und Puderperücke, Galanteriedegen und Stöckelschuh galant-verschwiegene Triumphe feierten.

Und dann standen wir an dem breiten, niedrigen, efeuüberspannenen Hügel, welcher das irdische Teil des Torgewaltigen Richard Wagner birgt. Auf freundlichen Wunsch war uns die geheiligte Stätte aufgeschlossen worden. Die Wallfahrtsstätte kunstfroher Menschen aller Nationen, seit Jahrzehnten! Still ergriffen hielten wir hier lange. Weite Stille ringsumher. Nur ein Fink schmetterte im dunklen Gebüsch, als wolle er dem toten, unsterblichen Meister in der Gruft den Sommergruß der blühenden Erde bringen.

Draußen im furchtbarsten Ringen unser waffenstarrendes

Volk, das Höchste und Letzte für das bedrohte Vaterland einsetzend. Und hier eine Weihe, welche tief in die Seele griff. Wie aus Ur tiefen Klängen immer mächtiger, anschwellender, feierliche Weisen mir herauf: Klänge aus „Parsifal“, himmelstuchende Töne des Friedens. — — —

## Kloster Himmelkron.

Im „Schönen Hof“ des ehrwürdigen Meranierschlosses Plassenburg ob Kulmbach wandert das entzückte Auge des kunst sinnigen Beschauers längs der reichgeschmückten, weitgespannten Arkaden hin, welche die Bildnisse fast sämtlicher Hohenzollern vom sagenhaften römischen Urahn bis zum Erbauer der wiederhergestellten Burg, Markgraf Georg Friedrich, zeigen. Eine hervorragende Ahnengalerie im Rahmen gereiftester Renaissance geschaffen! Sämtliche Medaillons der Männer und Frauen zeigen sich von Lorbeer umschlungen. Nur zwei weisen merkwürdigerweise eine sonderbare Abweichung auf. Schlangen und Nattern legen sich da zischend um die Bilder. Die Überlieferung sieht in diesen beiden Brustbildern den Burggrafen Albrecht den Schönen und die Gräfin Kunigunde von Orlamünde. Als der Künstler damals daran ging, beugte er sich also der Macht jener Sage, die uns bis heute von der „Weißen Frau“ erhalten blieb. Daß jeder geschichtliche Untergrund dazu fehlt, ist längst erwiesen worden.

Wir wissen, daß der im Jahre 1340 verstorbene Graf Otto VII. von Orlamünde, Herr auf Plassenburg, eine Witwe hinterließ, Kunigunde von Leuchtenburg\*). Die geschäftige Sage will nun wissen, daß die Gräfin zwei liebliche Kinder besaß. Lebenslustig und heißer Sinne hatte sie bald ihre Augen auf den Burggrafen von Nürnberg, Albrecht den Schönen, geworfen. Und dieser verstand das Werben ihrer Augen. Er erwiderte ihre heiße Neigung. Da sie nun aber bat, er möchte sie heimführen, da erwiderte er, daß „vier Augen ihm im Wege wären“. Da schritt die tolle Gräfin zu dem wildesten Mittel, ihrer lodernnden Leidenschaft den Weg frei zu machen. Sie stach in einer Nacht mit einer Nadel

\*) Siehe auch das Kapitel: Die Plassenburg.

beide Kinder durch die Augen in das Gehirn. Doch der Mord war vergeblich gewesen. Schauernd wandte sich der Burggraf von ihr, indem er sagte: „Drei Augen meinte ich, das aber waren die meiner Eltern, welche eine Verbindung zwischen uns nicht wünschten.“ Da brach die Sünderin zusammen. Sie soll darauf nach Rom gepilgert sein, um, zurückgekehrt, das Kloster Himmelkron zu erbauen, in dem sie ihre letzte Ruhestatt fand.

Aber das Volk hat diese Sage da und dort gewandelt. Danach soll Kunigunde nicht selbst den Mord begangen haben, sondern damit ihren Haushofmeister, Hander von Hagen, beauftragt haben. Der schleppte den Buben und das Mägdelein, Herulus und Herula, in den Wald und stach sie durch die Augen tot. Auf diese etwas veränderte Sage weist auch das alte Volkslied hin, das heute noch nicht erloschen und vergessen ist. Seine zwei Verse lauten:

Herulus zum Hager spricht,  
Eh er ihm das Hirn einsticht:  
„Lieber Hager laß mich leben,  
Will dir Orlamünde geben,  
Auch die Plassenburg, die neue,  
Und es soll dich nicht gereuen.“

Herula zum Hager spricht,  
Eh er ihr das Hirn einsticht:  
„Lieber Hager, laß mich leben,  
Will dir meine Lothen geben,  
Engel, Bengel, laß mich leben,  
Will dir meinen Vogel geben.“ — —

Trotz ihrer Pilgerfahrt zum heiligen Vater und der Begründung eines Klosters ward die schöne Kunigunde verdammt, ruhelos als weiße Frau zu wandeln. Durch all die Jahrhunderte soll sie sich in Hohenzollernschlössern gezeigt haben, wenn es galt, ein drohendes Verhängnis zu verkünden. Soweit die weit und breit bekannte Sage.

Längst aber hat die Forschung hineingeleuchtet und den grassen Widerspruch mit den klargelegten Tatsachen aufgedeckt. Als Graf Otto VII. starb, geschah dies nach 19jähriger Kinder-

loser Ehe. Kloster Himmelkron aber ward im Jahre 1280 am 28. Dezember von Graf Otto IV., der Gewaltige, genannt, gestiftet, dessen Mutter Beatrix eine Schwester des 1248 verstorbenen letzten Herzogs Otto II. von Meran war. Dadurch war das Kloster zu einem der reichsten des Landes geworden. Es war dem Orden der Zisterzienser geweiht und diente Nonnen zum Aufenthalte. Der Stifter fand dann hier seine letzte Ruhestatt. Ebenso nahmen fortan eine Reihe der Orlamünder ihren letzten Weg von der Plassenburg hierher. Auch sein Enkel, der Gemahl der Kunigunde von Leuchtenburg, liegt hier geborgen. Nach seinem Heimgange wurde der Witwe von den zwei Burggrafen von Nürnberg, Johann II. und Albrecht dem Schönen, die Herrschaft Gründlach bei Nürnberg als Sitz angeboten. Doch bereits ein Jahr später, 1341 entsagte Kunigunde allen irdischen Freuden. Sie stiftete das Nonnenkloster S. Maria in Himmelkron des Zisterzienser Ordens in Gründlach, trat 1348 in dasselbe ein und wurde Abtissin. Dort kann man sie noch im Steinbilde schauen, im Nonnenschleier und im Gewande der Zisterzienser. Die lateinische Inschrift ihres Grabmales lautet übersetzt: „1351 starb die Gräfin Kunigunde von Orlamünde als Äbtissin des von ihr gegründeten Klosters Himmelkron.“ Die Jahreszahl aber zeigt einen Fehler. Es muß heißen 1382. — —

Niemals ist dieser grausige Doppelmord geschehen. Der Tod schied die Gatten und jeder von ihnen suchte eine andere Stätte auf, sein irdisch Teil an geweihter Erde zu betten. Doch die Sage bleibt hartnäckig an dem Namen der schönen Gräfin und an dem Kloster Himmelkron als Ort der Beisezung haften. Tausende sind seitdem auch dorthin gewandert und in Unwissenheit zeigte ihnen die Beschließerin als Gestalt der Büßerin das Steinbild in der kleinen Kirche, das einen Grafen von Orlamünde im langen Ordenshabit, das Schwert in der Hand darstellt. Und mit Grauen blickten sie der Frau ins starre Antlitz, die nun in der That eine Dulderin geworden ist. Im festen Glauben des Volkes aber schreitet als weiße Frau Kunigunde von Orlamünde durch die Schlösser der Hohenzollern. Nach Nonnenart trägt sie das Untergesicht verbunden. Das Haupt zeigt einen wallenden Schleier. Schwarze Handschuhe decken ihr die blutbefleckten Hände, die ein Gebet-

buch halten, während ihr zur Seite ein Schlüsselbund hängt. — —

Das Kloster Himmelkron ist längst aufgehoben. Ein Teil seiner Bauten dient heute dem Aufenthalte von Blöden. Doch eine Wallfahrtsstätte blieb der Ort. An freien Tagen kommen die Gäste des Festspielhauses aus Bayreuth, bei der Weißen Frau gleichsam ihre Visitenkarte abzugeben. Auch viele der Sichelgebirgsfahrer halten in Himmelkron gern Einzug. Die eigene Stimmung ist eben dem weltstillen Orte verblieben. — — —

An der rechten Seite des breitgeschwungenen, fruchtbaren Tales des Weißen Main ruht das stattliche Pfarrdorf Himmelkron, das ehemals den Namen Prekendorf führte. 1280 erfolgte mit der Gründung der stattlichen Errichtung der Zisterzienser-Abtei die Umtaufe des Ortes. Orlamünder und später hohenzollernsche Markgrafen, wenn der Tod ihre Lebensbahn beendet hatte, suchten das stille Fleckchen auf, hier von dem verflorbenen Glanze ihrer Herrschaft und der Nichtigkeit des Lebens zu träumen. Als nach Einführung der Reformation 1548 das Kloster aufgehoben wurde, legte die letzte Äbtissin Margaretha von Dölau still ihr weißes Ordensgewand ab und trat in das arbeitshesche Leben tapfer zurück. Aus dem Kloster aber ward eine Erziehungsanstalt für adlige Töchter.

Unter Markgraf Georg Friedrich wurde das gesamte Klostereigentum 1569 verstaatlicht. Das Töchterheim wurde aufgehoben, und die weitläufigen Bauten standen fortan leer. Im 30jährigen Kriege erfuhr die verlassene Stätte arge Verwüstungen. Als dann wieder Frieden in die deutschen Lande eingezogen war, wandelte Markgraf Christian Ernst durch Neu- und Umbauten das Kloster in eine markgräfliche Sommerfrische um. Gern kam nun der Hof herüber, hier oft für lange Wochen sich des idyllischen Lebens zu erfreuen. Die nahen Jagdgründe im Gebirge mochten dabei freilich auch ein kräftig Wörtlein sprechen.

Wo einst das Schloß Prekendorf sich erhoben hatte, stieg jetzt ein markgräflicher Schloßbau empor. Ein Hofgarten fügte sich an, eine Lindenallee mit vierfachen Baumreihen führte zum Main. Auch sein Nachfolger, Markgraf Georg Friedrich Karl, fühlte sich überaus wohl in Himmelkron.

Unter ihm erstand das Reithaus (das jetzige Forsthaus), und ehe er selbst der Welt 1735 Lebewohl sagte, baute er an die alte Klosterkirche noch die Fürstengruft, die er dann als erster Bewohner auch bezog. Die Markgrafen sind Himmelstron treu geblieben. Erst als das Bayreuth-Kulmbacher Land an Preußen fiel, geriet die denkwürdige Stätte in Vergessenheit. 1791 wurde ein Teil der Gebäude verkauft. In den alten Klösterräumen, soweit diese noch die Jahrhunderte überdauert hatten, ward eine Pflegeanstalt für Blöde eingerichtet. — —

Ein Bahnzug hat mich von Bayreuth heute herüber bis Trebgast geführt. Nachmittag ist's und ein Sonntag dazu. Goldener Feiertag ruht auf der heiter und geruhig hingeschmiegtten Landschaft. Manchmal hebt aus irgend einem halb unter Wipfeln versteckten Dorfe eine Kirchenglocke an zu singen. So, als wäre es ihr ein Herzensbedürfnis, diesen goldenen Sommertag nach Verdienst zu feiern. Und die weichen, vollen Töne ziehen über die bereits leise reisenden Felder hin. Die Ähren neigen sich in Demut, und ein feines Wallen geht über sie hin wie innerste Erregung der Freude. Andere Glocken sind aufgewacht. Sie nehmen die schlichte Melodie auf und geben sie weiter, tragen sie über die glänzenden Hügelwellen, in dem Auge verborgene Siedelungen, schwingen sich zu hochgelegenen Einöden, deren Dächer silbrig im Sonnenglanze aufschimmern. Ich wandere zwischen nickenden Blumen des Weges dahin und mein Herz bindet Strauß um Strauß für die Geliebte hinter den Bergen.

Und dann taucht eine geschlossene Dorffsiedelung vor mir auf. Hoch über den Dächern hebt sich das mächtige, steile Satteldach eines alten Gotteshauses, noch höher überragt von einem schlanken Dachreiter. Himmelstron entbietet mir den ersten Gruß. Hart an der Brücke, zwischen deren schweren Steinpfeilern der Weiße Main seine Wellen sendet, liegt die Klosterbrauerei. Daneben die Klostermühle. Brücke, Kirche, die eng aneinander gedrängten Bauten, unterbrochen von dem Grün der Gärten und Laubkronen bieten noch heute echte Klosterstimmung. Man fühlt unwillkürlich, daß hier die Geschichte mit leisen Schritten kam und ging.

Die Beschließerin hat sich uns zugesellt. Wir stehen unter dem Rest des herrlichen Kreuzganges, den die Äbtissin

Elisabetha von Künßberg im Jahre 1473 anlegen ließ. Rautengewölbe überspannt die Gänge, die nach der Hofseite von kurzen Halbsäulen getragen werden. Die Decke ist mit Engelsgestalten reizvoll belebt. Aber von der Vierung dieses Prachtbauwerkes ist nur noch die eine Seite vorhanden. Und auf dem Innenhofe, über den einst weiße Frauengestalten zwischen Klosterrosen still wandelten, tummelt sich heute die Schar jener geistig Armen, welchen Menschenliebe hier ein gastlich Obdach fern der lauten Welt bot. Auch die Ritterkapelle, wohl der älteste Klosterteil, ist zur Andacht für die Kranken bestimmt worden. Der Raum über dieser Kapelle war ehemals der Nonnensaal, in dem die Klosterinsassen sich versammelten, um hinter Gittern dem Gottesdienst beizuwohnen.

Der Schlüssel knarrt. Wir treten in die ehrwürdige Stiftskirche ein. Stimmungsvoll berührt uns der stille, frühgotische Bau, dessen Entstehung bald nach der Gründung des Klosters anhebt. 1876 ist das Gotteshaus einer durchgreifenden Erneuerung unterworfen worden. Ein hölzernes Kreuzifix zieht unsere Aufmerksamkeit an. Man will in diesem Kunstwerk, das den Erlöser in Lebensgröße zeigt, ein Werk des berühmten Nürnberger Meisters Veit Stoß sehen. Eine Fülle von Denkmälern birgt dieses Gotteshaus, darunter die Grabsteine von vier Orlamündern und acht Äbtissinnen. Aber für alle gläubigen Fremden bleibt jener verwitterte Stein die Hauptanziehungskraft, der als das Epitaphium der Weißen Frau angegeben wird.

Tiefer gelegen ist die Fürstengruft, deren Bau 1753 begonnen wurde. Außer dem Stifter dieser Gruft, Markgraf Georg Friedrich, ruht hier noch sein Vater, Prinz Christian Heinrich, dessen Gebeine er hierher kommen ließ. Dann ein jüngerer Bruder, Albrecht Wolfgang, der in der Schlacht bei Parma 1734 fiel, endlich noch ein Bruder desselben, der letzte Markgraf Friedrich Christian, der 1769 das Zeitliche segnete. Als die Franzosen 1805 in Himmelskron bei einem Einbruch auch in die Fürstengruft drangen, haben sie dem Marmor Sarkophag des Prinzen Albrecht Wolfgang übel mitgespielt. —

Wir treten aus der Fürstengruft wieder in das Dämmerlicht des stillen Gotteshauses. Irgendwo steht ein Fenster

offen. Durch dieses klingt sanft das Zwitschern der um den Turmreiter kreisenden Schwalben. Ein Lied, das sich wie eine Friedensbotschaft auf die horchende Seele legt. Und unwillkürlich richten wir noch einmal die Schritte zu dem zermürbten Steinbild der unglückseligen Orlamünderin. Wir wissen, daß vor der Geschichte alles zerstiebt, was Überlieferung und Volkspheantasie um diesen Namen verdichteten. Und doch fordert die Stunde ihr Recht. Wir meinen die Augen starr und hoffnungslos in die Weite gerichtet zu sehen. Um heißer Liebe willen irrte sie. Irrte, wie wir alle den rechten Weg uns suchen müssen zwischen Wiege und Grab. Und ein leiser Schauer rieselt über unsere Seele. — — —

Himmelkron liegt längst hinter mir. Zwischen Wiesen und Waldinseln pilgere ich still und bedenklich dem Gebirge entgegen. Dann kommt wieder gewelltes Ackerland, von dessen Höhen mein Auge weit hinaus in die sacht verträumende Abendlandschaft wandert. Näher und näher rücken die Vorposten des heiligen Gebirges. Ich meine schon den Atem der Bergwälder zu vernehmen, welche die schöne Eingangspforte von Berned bilden. Die letzte Lerche im verblässenden Himmelsblau ist verstummt. Im Westen noch ein langgezogener blutiger Strich. Dort hinten kämpfen deutsche Männer in dieser Stunde um des Vaterlandes Sicherheit. Ich ziehe stillbewegt den Hut. Abendglocken setzen in dem Lande ein. Auch durch mein Herz klingt eine Glocke des Friedens:

Nun legt der Abend seine Hände  
Auf jedes müde Herz,  
Daß es in Frieden still sich wende  
Zur Heimat himmelwärts.

Ich hör' aus dunkler Täler Tiefen  
Der Glocken frommen Sang,  
Als ob mich leise Stimmen riesen  
Zu einem lieben Gang.

Und wie aus Tagen, licht und ferne,  
Kommt über mich ein Glück,  
Ich wand're im Glanze erster Sterne  
In's Jugendland zurück. —

## Thurnau.

Ungefähr zwei Stunden südlich von Kulmbach liegt von sanften, malerischen Höhen umkränzt der Marktflecken Thurnau. Der Aubach rieselt versöhnen an den gemütlichen Wohnstätten vorüber, in denen 1300 Seelen hausen. Altertumsforscher und Wanderpoeten lenken immer wieder gern die Schritte hierher. Das anheimelnde, weltverlorene Städtlein, der düstere Schloßbau mit der Fülle seiner Kunst-Erinnerungsschätze locken den kundigen Mann. Mit ganz eigenen Empfindungen aber wandelt der Prähistoriker über das Gelände, welches Thurnau umschließt. Denn wo Wort und Schrift sowie Überlieferungen nicht mehr hinreichen, da hat der Boden gesprochen. Aber auch aus den Namen so mancher Ortschaften klingt aus weiter, weiter Ferne Kunde von einem Volke das sich hier einst eine vorübergehende Heimat gründete. Uralt-geheimnisvolles Siedelland dehnt sich hier vor unseren Augen. Wald und Feld gaben hier Funde nach Jahrtausenden zurück zum Lichte, die in die Bronze- und Hallstattzeit sowie in die Früh-La-Tènezeit zurückreichen.

Erst in den Tagen der Frankenkönige tritt die Landschaft in die geschichtliche Beleuchtung. Der erste Schimmer geht für uns über dem Waldbaueland auf. Bereits 1060 wird Thurnau beurkundet. 1137 kann der Bischof Otto der Heilige Güter zu Durnawe vergeben. Bamberger Besitz war damals der wohl größte Teil. Doch auch völlig freies Eigentum gab es. Im Quellgebiet des Aubaches saß eine germanische Gemeinschaftsippe. Ihr Heim nannte sich Manegeauwe, das heutige Menchau. Aus diesem Stamme freier Männer mag wohl später das uralte Rittergeschlecht der Förtsche heraufgeblüht sein, das eine Reihe von Siedelungen mit Inassen, Grund und Boden als erblichvollfreies Eigen besaß. Denn Dienstmannen des Herzogs von Meranien, Grafen von Plassenberg, Ulrich und Arnold Förtsch, bezeichnen sich in einer Urkunde aus dem Jahre 1182 zugleich „von Menegouwe“. Sie erbauten im Waldbaueland ihre erste Steinburg, mutmaßlich beim Orte Berndorf als „Castrum Menegouwe“. Doch kein Stein ist mehr von dieser ersten Veste im Lande Thurnau zu finden. —

Von Kulmbach aus schlängelt sich ein Zweigbähnlein hinüber nach Thurnau und dann weiter. In launischen Windungen trottet es gemächlich über Landstraßen, durch Wiesen und Waldinseln, streift an Ackerbreiten hin und beschaut sich vergnüglich im Roten Main und kleinen Seitenbächen, wenn es behutsam über die steinernen Brücken rollt. Es nimmt sich viel Zeit, Blicke in die hübsche Landschaft zu Seiten zu werfen, als wolle es damit bekunden, daß jede nervöse Hast die Harmonie dieses weltstillen Erdenwinkels aufstören würde. Und dies alles tut so wohl und stimmt die Seele des in das sonnige Hügelland hinein Fahrenden auf Dank und Behaglichkeit.

Der Zug ist nicht stark besetzt, da nur zwei Jungfräulein und ich in Kulmbach einsteigen. Nur ein Wagen ist mit Feldgrauen angefüllt. Einige Gewehrläufe werden in den Wagenfenstern sichtbar. Aus dem schönen Tale des Weißen Main dampfen wir nun hinüber in das Gelände des Roten Main. An jeder kleinen Haltestelle holt die Lokomotive tief Atem. Schwarzgekleidete Landleute steigen ein. Die Männer mit Seidenfülzen auf dem Kopfe wie Kanonenrohre. Die Frauen tragen Kränze mit künstlichen Blumen oder auch gar blechernen Blättern. Auf den Gesichtern haben Arbeit und Mühsal manche Rune eingegraben. Sie reden nur wenig und gucken steif in die Landschaft, die in der Junisonne glüht.

Und wieder mal ruht und zerrt unser gemütliches Züglein. Dann steht es aufatmend still. Erhöhtes Treiben und Stimmengewirr draußen auf dem kleinen Bahnsteig, an den sich dicht daneben die hellshimmernde Landstraße schmiegt. Sämtliche Trauernde verlassen die Wagen. Die Feldgrauen ordnen sich straff, Gewehr über die Schulter, zum Abmarsch. Unsere Köpfe fliegen aus den Fenstern. Ein Stück davon hält unter Obstbäumen ein blumengeschmückter Wagen mit einem Sarge. Ein Trupp Menschen erwartet die Ankömmlinge. Ein kleines Musikkorps stellt sich an die Spitze des Zuges. Jetzt sind die Feldgrauen heran. Ein feierlicher Choral setzt ein, und die frommen Klänge wehen über die in Sommerlust prangenden Felder. Einen in der Heimat, wo er vielleicht noch Heilung suchte, gestorbenen Helden führt man nun zur letzten Ruhestatt. Wir sehen dem Zuge nach, bis eine Hügelwelle ihn unseren Augen entzieht. Schlaf

wohl, du tapferes Menschenherz! Junileuchten begleitet dich zur dunklen Gruft. Aber deine Seele wandelt nun dort oben, wo Helden sich grüßen. — —

„Thurnau!“ Alles, was sich das Städtlein zum Endziele gefehlt hat, klettert aus den Wagen heraus. Da liegt es vor uns, von dem nadelspißen Turm der Kirche sowie der düsteren Kemenate, „Huz uf dem Stein“, hoch überragt. Die eigentliche Innenstadt, die sich in einem kleinen Kessel birgt, bleibt noch ungesehen. Ein paar Gäßchen hin, eine Reihe Stufen hinunter, und dann zeigt sich das wirklich reizvolle Bild des Marktplazes. Malern muß hier das Herz ein wenig schneller hüpfen. Schlichte Giebelhäuschen, von Wein und Rosen umrankt, halten ringsum Wacht. Jetzt scheint der Hall unserer Schritte sie aus dem Mittagschlaf aufgeschreckt zu haben. Fast neugierig stecken sie die Giebel zusammen. Fremde kommen! Thurnau hat seinen großen Tag. Auch hinter einigen Fenster spiegeln wird es rege. Man beginnt Anregungen für das nächste Kaffeekränzchen zu sammeln. Lauter scheint der hübsche Marktbrunnen aufzurauschen. Höher reckt sich Neptun und hebt den dreizinkigen Stab, das Zeichen seiner nassen Würde. Von rechts tritt der umfangreiche, gebieterisch wirkende Schloßbau mit seinen ineinander geschachtelten Bauten, Wehrgängen, Türmen und haubengekrönten Treppengebäuden und Ausbauten heran. Ein von schlanken Säulen getragener dunkler, bedeckter Holzgang legt sich hoch über die Straße vom Schloß zur Kirche hinüber. Eine besondere Eigenart im Frankenlande, beim Kirchgange die alten Rittergeschlechter den Blicken der „Untertanen“ zu entziehen, wenn sie zum Hause des Herrn hinüberwandeln. Uralte Baumwipfel drängen sich da und dort, in das reizvoll bewegte Bild freundliche Töne hineinmischend.

Irgendwo hastet draußen die laute Welt. Wir verlangen in dieser Stunde nicht nach ihr. Als Kleeblatt halten wir still am Brunnen und freuen uns innig dessen, was sich den Augen bietet. Und der alte Neptun freut sich mit uns.

„Er hat mir wahrhaftig soeben zugenickt!“ lacht die eine der lustigen Schwestern.

„Glaub' ich wohl! Er fühlt sich einsam in seinem Elemente. So eine hübsche Nixe...“

„Ich muß bitten, mein Herr! Und dann in Thurnau!“

„Ich gebe gern zu: die Tauchverhältnisse sind hier nicht allzu günstig. Rautendelein gab ja dem Wassermann auch einen Korb!“

Lachend schritten wir Drei dann in den Vorgarten einer Wirtschaft, uns vor dem Rundgange erst noch zu erquicken. —

Kriegsnot... Kriegsbrot! Doch die Butter dazu war in ganz Thurnau heute nicht aufzutreiben. Willig ergaben wir uns in unser Geschid. Butter, Honig und Marmelade, alles ward durch eine fröhliche Unterhaltung reichlich ersetzt. Durch das Gitterwerk des grünen Geranks, das den kleinen Vorgarten gegen die Außenwelt abspernte, blickten wir mit Behagen auf das Getriebe des Marktplazes. Erst trollte ein Bube vorüber, die Hände in den Hosentaschen, während die gespikten Lippen „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“ piffen. Auch hier nach Thurnau wehte ein Hauch herüber von dem gewaltigen Ringen, das unser deutsches Volk und seine Helden draußen zu bestehen haben. Nach einer Weile wackelten vier ausgewachsene Gänse über den Markt. Sie machten einen appetitlichen Eindruck und erfüllten die heimliche Stille mit losen Reden, die wahrscheinlich der Freundin galten, zu der sie jetzt zum Nachmittagsbesuche watschelten. Als dann plötzlich ein ausgewachsener Mensch vorüberschritt, war der Höhepunkt unserer Beobachtungen des Marktgetriebes erklommen. Wir erhoben uns und schritten hinüber zur Kirche, ihr zuerst den Vorrang zu geben. Schlicht in ihrem Äußeren ist man überrascht von der Farbenfreudigkeit des Inneren. Die früheren Besitzer des Schlosses verrichteten ihre Andachten in der eigenen Hauskapelle. Erst als dann der Ort daran ging, sich ein Gotteshaus zu errichten, ward der Gang quer über die Straße hergestellt. Ein fröhlicher Rokostil empfängt den Eintretenden. Dem Altar gegenüber erhebt sich der Herrschaftsstand. So heiter und graziös sonst das Rokoko auch anmutet, durch die Farbengebung ward hier doch eine gewisse Stimmung erzeugt, die dem Zwecke des frommen Baues zu statten kommt. —

Von herrschender Kraft und Macht, fast ins Düstere spielend, zeigt sich der umfangreiche Schloßbau. Jahrhunderte haben hier daran gearbeitet und wenn auch Änderungen und



Gräfl. Giech'sches Schloß in Markt Thurnau



Umbauten manches verwischten, das Fesselnde und Impo-  
nierende verblieb doch. Acht Türme umzirten noch immer  
nebst der kraftvollen Ringmauer das Schloßgebiet mit seinen  
ernsten Höfen, reizvollen Ausbauten, Schnecken türmen, und  
hoch über allem reckt sich aus felsigem Untergrund das  
„Haus auf dem Stein“, die alte Kemenate, sieben Stockwerke  
hoch, wie ebenso der daran gefügte Schnecken turm siebenfach  
gegürtet ist. Dieser dunkle Riesenbau mit scharf abfallendem  
Satteldache zieht immer wieder die Augen an sich. Wie der  
Urahne scheint er mit unbeweglichem Angesicht über den  
späteren Nachwuchs rings um sich schweigend und in die  
langen Jahrhunderten rückwärts zu schauen. Als die zer-  
störte Plassenburg durch den Künstler Kaspar Vischer in  
blühender Renaissancefreude neu erstand, da hat man auch  
dem Hohen Hause noch einen Renaissancegiebel angefügt. In  
den Schnecken turm ließ man einen Stein ein, der außer der  
Jahreszahl 1565 noch die Inschrift aufweist:

„Thurnau bin ich genannt  
Viel ehrlichen Leuten wohl bekannt.  
Als man zählt tausendfünfhundert jar  
Im fünf und sechzigsten zwar  
Hans Friedrich von Kindsberg zum Wernstein  
Und seine Freunde ingemein  
Zu Buchau Hans Georg von Giech  
Umb viel Geldes erkauften mich  
Dem stift Bamberg heimgefallen  
Von dem Geschlecht der Förtschen allen.“ —

Die Stufen der Wendeltreppe des Schnecken turmes sind  
zum Teil in den Felsen eingehauen und werden einmal durch  
einen gotischen Gang unterbrochen. Sie leiten in die Keme-  
nate, deren vier untere Stockwerke für das Familien- und  
Hausleben eingerichtet sind, die oberen drei Stockwerke hin-  
gegen zur Aufbewahrung von Getreide dienen. Die nach und  
nach entstandenen Gesamtbauten umfassen zwei Höfe, den  
unteren und oberen Schloßhof. Der letztere besitzt einen  
künstlerisch wertvollen Brunnen.

Bemerkenswert bleibt auch die Tafel, welche in das  
dreistöckige Torgebäude eingelassen wurde. Ihre Inschrift  
lautet:

Trinius, Im Banne der Plassenburg.

„Thurnau, das alte Edelmannshaus  
 In dem Bauernaufruhr brennet es aus.  
 Welches der edle und ehrenfeste  
 Wolf Fortsch wieder erbaut aufs beste  
 Weil das hier vor gestanden war  
 Auf seinem Geschlecht über 600 Jahr  
 Bewohnt dies, bis er selig starb.  
 Hans Jorg von Giech dasselb erwarb  
 Samt Barbara seiner Hausfrau zart.  
 Die genannt Fortschen ehelich tochter ward  
 Besitzen das im Ehrenstand  
 Gott helfe ihnen ins ewige Vaterland.  
 Anno Domini 1582.“

Der Stifter dieser Tafel ist betreffs des Alters dieses Herrensitzes jedoch gutgläubig den windigen Angaben des Nürnberger Turnierbuches gefolgt, als er annahm, der Burgbau würde in seinen Anfängen bis ins 10. Jahrhundert zurückgehen. In jenen fernen Tagen gab es noch keine Familiennamen, noch errichtete man bereits steinerne Burgen.

Dem Architekten und vor allem unseren modernen Burgen-Erneueren wird ein Gang durch diesen umfangreichen Herrensitz ebenso fesselnd als auch lehrreich sein. Denn in den Einzelbauten vermag er eine Geschichte mittelalterlichen Burgenbaues herauszulesen. Und wem es vergönnt war, Eintritt in das Schloßinnere zu erlangen, dem wird die reiche Fülle der Sammlungen geschichtlicher sowie künstlerischer Gegenstände eine wertvolle Erinnerung bleiben. Alle unsere Anläufe auf das Herz des treuen Hüters, des Torwarts, zeigten sich erfolglos. Weder die bittenden Blicke des Schwesterpaares noch mein Hinweis auf den Ernst meines Vorhabens vermochten den alten Graukopf umzustimmen. St. Peter am Himmelstore konnte nicht zäher sich erweisen. So blieb Schloß Thurnau unbezwungen. Enttäuscht trollten wir von dannen und erst, da wir die schöne Lindenallee des Parkes durchschritten, da uns der süße Friede dieser Stätte sanft umwehte, Blumendüfte uns umfächelten, der Sang lieber Vogelstimmen von den Zweigen perlte, löste sich unser Unmut auf. Still hatten wir auf einer Bank Platz genommen und ließen die Augen hinein in das Gelände wandern, welches die Quellen des Aubaches umschließt. — —

Die Burg Turnowa sowie die rings um sie erstehende Siedelung empfangen ihren Namen von dem wasserdurchflossenen Auland, aus dem die auf Fels errichtete erste Burganlage herauswuchs. Von Turnowa nennt sich im Jahre 1239 zuerst Eberhard I. Forsco. Die Feste setzte sich damals zusammen aus dem Turme, dem hohen Hause, Vorhofe, Bewehrung sowie der Burgmühle am Aubache. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Bau bereits im 12. Jahrhundert erstand. Wenigstens könnte man dies aus einem Säulenstocke in dem aus dem Felsen gehauenen Weinkeller schließen, der ein Würfelskapitäl und schachbrettartige, übereinander gestellte Zahnschnitte aufweist. Bis zum Jahre 1290 war ganz Thurnau mit allem Zubehör völlig freies Eigentum der Förtsche gewesen. —

Zwei Jahre später war es, daß Albert Förtsch und sein Sohn gleichen Namens das „Hus zu Turnowa“ dem Bischof von Bamberg antrugen und es dann wieder als ein Erburggut für sich und ihre Nachkommen als Lehen zurückempfangen. Im Jahre 1397 war es der römische Kaiser, der ewig verschuldete König von Böhmen, Wenzlaus, der den Herren auf Burg Thurnau das Halsgericht mit Stock und Galgen gnädiglich verlieh. Ihre Gerichtsbarkeit ward in ihren Grenzen durch die vier Kreuz- oder Martersäulen bestimmt, die um Thurnau sich erhoben. Diese befanden sich unter dem Badersberge am Fahrwege nach Neudorf, zwischen der Schor- und Wiesenmühle, die dritte, noch heute erhalten, zwischen Thurnau und der Limmersdorfer Flur, die letzte ob Thurnau gegen den Forst auf der Thurnauer Gemein.

1430 brachen die Hussiten sengend und mordend ein. Da ging auch ein Teil von Thurnau in den Flammen auf. In den nachfolgenden Jahren saß dann bis zur Wiederherstellung der Feste Eberhard Förtsch in der „Behausung im Vorhof“. Fast ein halbes Jahrhundert sollte vergehen, ehe man zu einem neuen Aufbau schritt. An das alte Haus, das jetzt noch erhöht wurde, setzte man eine zweite Kemenate im rechten Winkel, dasselbe Gebäude, welches heute die kostbaren Schätze des Archivs birgt. Der Bauernkrieg brachte wieder Leid. Und abermals mußte man daran gehen, das Verwüstete wieder herzustellen. Als Wolf Förtsch dies als ein redlicher Hüter der Väter Erbe vollendet hatte, gab er

„Thurnau das Schloß, den ganzen Markt, dazu das hohe Haus, das vorher eigen und von ihm erkaufte war“, zu Lehen auf.

Mitte des 16. Jahrhunderts blühte das Geschlecht der Förtsche noch in drei Linien. Es war am Charfreitag, den 31. März 1564, als „der elst (=älteste) und leßt“ der Förtsche, Jorg, zu Peesten, das Zeitliche segnete. Mit ihm ging ein tapferes und redliches Geschlecht zu Grabe. Alter Sitte gemäß ward er mit Schild und Helm in der Kirche zu Peesten feierlich beigesezt. Dort kann man noch heute seinen Grabstein sehen. Das Denkmal zeigt den Lezten der Förtsche in knieender Stellung, die abgezogene Kappe in den Händen. Die Ahnenwappen väter- und mütterlicherseits umgeben das steinerne Bildnis. Thurnau fiel als Lehen an Bamberg zurück, das nun den schönen Besiz an die Schwiegersöhne von Jorg Förtsch, Johann Georg von Giech und Hans Georg von Künsberg, verlieh. In deren ungetheilten Besiz blieb Thurnau bis zum Jahre 1731. Die Herren von Giech und von Künsberg haben es sich dann nicht nehmen lassen, mit manchem reichen Kostenaufwand Thurnau immer stattlicher auszubauen und die Sammlungen zu mehren.

Im Jahre 1731 war es dann der Mitbesizer v. Künsberg, welcher für die Summe von 200 000 Fl. seine Hälfte an den Reichsgrafen Karl Maximilian von Giech verkaufte. Mit dem Bau, den der nun alleinige Herr ausführen ließ, verband er zugleich beide Schlösser. Als nach dem kurzen Besize seitens Preußens die Krone Bayerns in die Rechte der Lehns Herren eintrat, wurde ein „Thronlehen Thurnau“ gebildet. Die Befreiung von jedem Lehnsverbande erfolgte endlich am 4. Juni 1848. Seitdem ist der gesamte Besiz Thurnau ein völlig freies Eigen. Markig und machtgebietend ragen die düsteren Bauten über das Dächergewirr des Städtleins. Ihre Mauern umschließen Reichtümer an Kunst und geschichtlichen Denkwürdigkeiten. Stürmend brausten die Jahrhunderte darüber hin, aber wie oft auch Elemente und Feindeshände an dem ehrwürdigen Baue rüttelten, immer wieder fügte sich Stein auf Stein, den stolzen Siz kommenden Geschlechtern zu erhalten.

Lange saßen wir in dem schattenden Parke. Erinnerungen schritten vorüber und sahen uns mit großen, stillen Augen

an. Seitlich auf einer Bank hatte inzwischen ein Feldgrauer leise Platz genommen. Den Kopf gebeugt, saß er in Sinnen da, während der derbe Stock Linien in den Kies zog. Vielleicht lebte vor seinem inneren Auge noch einmal die letzte Schlacht auf. Die Geschütze spieen Tod und Verderben, in den anfeuernden Zuruf der Stürmenden mischten sich Waffengeklirr, Kolbenschlag, Aufstöhnen und Todesschrei. Wie weit dies alles! Und jetzt ging der Sommerwind durch das grüne Lindendach und die Vögel sangen ihre Friedensweisen. — —

Wer nach Thurnau seine Schritte lenkt, der sollte auch eine der weitbekanntesten Töpfereien aufsuchen. Bedeutende Tonlager in der Nähe des Städtleins gaben die Anregung zu diesem ehrwürdigsten aller Gewerbe. Park und Schloß hinter uns lassend, wandten wir uns durch ein paar Seitengäßchen in den Außenbezirk des freundlichen Ortes, wo die Töpfer wohnen. Von einer nahen Wiese quoll uns der herb-süße Duft frischgemähten Heus entgegen. Rosen träumten in den kleinen Vorgärten und Feuerlilien erzählten sich Liebesmärchen.

Die Hausklingel fuhr aus ihrem Traume und schrillte auf. Dann traten wir ein. Da war das Warenlager. Die breiten Lücken erzählten stumm von dem ruhenden Handel. Auch hier gingen leise die Schwingen des Krieges darüber. Eine freundliche Frau trat uns entgegen und lächelte still zu unserem Wunsche.

„Sie sehen ja, das Geschäft stockt seit Monaten. Mein Mann ist eingezogen, die Gesellen stehen im Felde. Nur ein Altgeselle ist noch oben. Es wird ihm Freude machen, Ihnen seine Arbeit zu zeigen.“ Sie deutete auf eine schmale Stiege, die wir emporklimmen. Dann standen wir zu Dritt in der Werkstatt.

An seiner Drehscheibe saß ein hagerer, dunkelgebräunter Mann, die Augen still zum Fenster hinausgerichtet. Nun wandte er sich um. Wir brachten unseren Wunsch vor und er nickte freundlich. Er nahm einen Klumpen graubraunen Ton, patschte ihn in seinen Händen ein paarmal und setzte ihn dann auf die Drehscheibe. Die nackten Füße griffen in das Rad unten, die Hände umfaßten geschickt die sich drehende Masse. Jetzt buchtete er ein, dann ließ er die schmiegsame Masse wieder bauschig herausquellen. Mit einem Stäbchen rillte

und rißte er, höher und höher wuchs das Gebilde unter seinen Händen, ruhelos dabei im Kreise schwirrend.

„Entzückend, nein, ganz entzückend!“ rief eine meiner Begleiterinnen.

„Vor der Töpferscheibe und der Pflugschar sollten wir den Hut ziehen,“ warf ich ein. „Sie mögen mit das älteste sein, was nach der Vertreibung aus dem Paradiese die frühesten Menschen erfanden, die Erde sich nutzbar zu machen und das häusliche Leben, wenn man so sagen darf, auf eine höhere Stufe zu heben.“

Rrrrrrrrrr! sang mit leischwirrendem Tone ruhelos die Scheibe, während das feuchte Tongebilde in fast vollendeter Form sich unseren staunenden Augen zeigte.

„Das muß ja eine helle Lust sein, so Tag um Tag an der Drehscheibe sitzen zu dürfen!“ lachte die Jüngere der Weggenossinnen auf.

Da stand plötzlich die Scheibe still. Fast krampfhaft zog der Mann seine Füße zurück, während über sein Gesicht ein tiefer Schatten ging. Die Arme sanken schlaff hernieder. Seine Augen gingen in die Ferne. Und auch aus weiter Fernekehrte jetzt die Stimme zurück, da er gedämpft erwiderte:

„Mein Ältester fiel in Galizien. Der Zweite wurde schwerverwundet von den Russen verschleppt. Ob er noch lebt...“ er zuckte die Achseln. „Der Dritte, mein Jüngster, kämpft in den Argonnen.“ Er atmete schwer auf. Dann besann er sich plötzlich. Leicht fuhr die eine Hand über die Augen. Dann traten Hände und Füße wieder in den Dienst. Ruhelos surrte die Drehscheibe weiter im Kreise.

Draußen wanderte die Junisonne strahlend über ferne Hügel. Der Duft aus den Gärten zog durch das geöffnete Fenster herein, und Schwalben wiegten sich zwitschernd in der blauen Luft.

Rrrrrrrrrr! sang noch einmal die Scheibe. Dann stand sie still. Das kleine Werk war vollendet. Sinnbild des menschlichen Seins! Anfang und Ende, Geburt und Tod: im Kreise findet sich alles wieder zusammen und fließt ineinander. Und was dazwischen lag, das war ein Hoffen, Formen, Bilden und endliches Vollenden. — — —

Wieder weckte der Hall unserer Schritte das Echo in den stillen Gassen, da wir aus Thurnau hinausritten. Draußen

inmitten einer Wiese erhebt sich völlig unvermittelt ein gar seltsam geformtes Felsgebilde. Ehemals hieß dieses der Rachenstein. Vaterländische Dankbarkeit hat ihn dann in Bismardstein umgewandelt. Wir standen noch für einige Augenblicke still und genossen abschiednehmend das malerische Bild, welches das baumumrahmte Bild von Thurnau gewährt. Dann ging's über Hügelwellen heimwärts. Auf den Feldern lag die Abendsonne. Waldkronen schlossen sich über uns, durch weltstille Dörfer führte unser Weg. Ab und zu glänzten die Fenster eines hochgelegenen Weilers auf. Und als die letzte Anhöhe genommen war, die uns noch von der Heimat trennte, grüßte im verwehenden Tagesglanze die Königin des Maintales, die Plassenburg. — — —

## Sansparail.

Wer von Thurnau sich südwestlich über Menchau, Leesau und Großenhül wendet, der gelangt nach einer guten Wegstunde nach Sanspareil. Ehemals hieß das Dorf Zwernitz, bis im Jahre 1746 der Markgraf Friedrich von Bayreuth daranging, sich am Eingange des so stimmungsvoll von Felsgebilden durchsetzten Laubwaldes eine sogenannte Eremitage zu erbauen, die er Sanspareil (Ohnegleichen) taufte. Damit erhielt auch das freundliche Frankendorf den gleichen fremden Namen, der heute, da deutsche Waffen abermals gegen Rachsucht und Tücke des Erbfeindes kämpfen, doppelt empfindlich unser Fühlen berührt.

Gebundet von dem Zauber, der von der Gestalt Ludwigs XIV. von Frankreich ausging, dem „Sonnenkönige“, dem „allerchristlichsten Herrscher“, dessen vertierte Söldner das Rheinland, die Pfalz und andere Gaue Deutschlands in Trümmerstätten wandelten, bezwungen von dem Genie seiner üppigen Prachtentfaltung, haben im 18. Jahrhundert die Herrscher fast aller europäischen Throne versucht, je nach Maßstab ihrer materiellen Kräfte es Ludwig gleichzutun. Sein Versailles wollte auch der unbedeutendste Fürst besitzen. Feuerwerke, idyllische Gartenfeste, Maskenscherz, kostbare Tafelfreuden sollten das Ansehen der fürstlichen Person er-

höhen. In Kleidung, Sitten und Unsitten, in allem ward man zum Nachäffer französischer Unnatur. Und nicht zuletzt: die deutsche Sprache mußte an den deutschen Höfen der französischen weichen. Das hat dann tief in die gehorsame Bürgerschaft hinein abgefärbt. Noch heute krankt unsere herrliche Muttersprache an jenem Trug, den deutsche Fürsten ihren angestammten Landen gegenüber übten.

So war denn auch Markgraf Friedrich von Bayreuth ein echtes Kind seiner Zeit. Als Gemahlin hatte man ihm die älteste Tochter des sogenannten Soldatenkönigs, Friedrich Wilhelm I. von Preußen, Wilhelmine, gegeben. Bezeichnend und nicht ohne eigenen Humor bleibt der Vorgang, welcher dieses seltsame Verlöbniß zur Folge hatte.

Es war im Sommer 1730, da der Preußenkönig sich dem Markgrafen von Bayreuth, Georg Friedrich Karl, angesagt hatte. Ein ererbter alter Staatswagen holte im Dorfe Bindlach — ungefähr eine Stunde von Bayreuth entfernt — den gestrengen König ab. Die Landstraßen waren damals noch in fürchterlicher Verfassung. Und da infolge des Regens der Boden auch noch aufgeweicht war, so hatten die markgräflichen Diener schwere Arbeit, den Wagen mit dem Preußenkönig als Ehrengast vor einem Umfallen zu bewahren. Der König fluchte und schimpfte dazu ununterbrochen. Und einmal steckte er den Kopf heraus und schrie: „Donner und Wetter! Feuer her, um den Schinderkarren zu verbrennen!“ Statt aller Antwort aber strömte der Regen nieder und die Blitzstrahlen erleuchteten unheimlich den Leidensweg. Der gottesfürchtige Markgraf, der neben dem wetternden König Platz genommen hatte, saß stumm und mit gefalteten Händen da und ließ die Zorneschalen seiner Majestät ergehen über sein Dulderhaupt sich leeren. Das mußte den König doch gerührt haben. Denn am nächsten Tage sprach er jovial und gutmütig lächelnd zu seinem Gastgeber:

„Herr Vetter! Was macht Ihr älterer Sohn so lange auf Universitäten? Lassen Sie ihn heimkommen. Ich will ihm meine älteste Tochter zur Frau geben!“ — — —

Dieser Akt königlicher Auszeichnung rührte und schmeichelte den Markgrafen zugleich. Er ließ seinen Sohn von der Universität kommen, und im Oktober 1731 fand dann die Hochzeit mit der zwei Jahre älteren preußischen Königstochter

statt. Im eigentlichen Sinne glücklich konnte und sollte diese Ehe sich nicht gestalten. Die wißsprühende, geistvolle Schwester Friedrich des Großen fühlte sich beengt in den kleineren Verhältnissen des Landes. Vor allem aber stand sie mit ihren blendenden Gaben des Verstandes und einer feinen Bildung hoch über ihrem Gemahl. Diesen Riß auszugleichen, setzte der gutmütige Markgraf von jetzt an alles daran, durch eine zuweilen fast sinnlose Prunkentfaltung, die im übrigen auch in seinem Charakter lag, der jungen Fürstin Ersatz für das zu bieten, was seine bescheideneren geistigen Gaben nicht vermochten.

Abgesehen von den gradezu verschwenderischen Festen, die wahre Unsummen verschlangen, setzte er jetzt mit einer Bauwut ein, welche sogar die Aufmerksamkeit des Auslandes erregte. Sein Land und vor allem seine Hauptstadt Bayreuth durfte sich mit Recht dieses äußeren Aufschwunges freuen. Das im Innern so herrliche Opernhaus, dessen Bau weit über die Verhältnisse des kleinen Bayreuth ging, der Hofgarten, das neue Schloß, das Regierungsgebäude, Münzstätte und Ballhaus wie noch viele andere Schöpfungen erzählen von Markgraf Friedrich, der damit seine Gemahlin wollte so gern zu einer höheren Einschätzung seiner Person gewinnen. Eine entzückende Rokoko-Residenz schuf er so aus dem schlichten Bayreuth. Auch den Privatbau beeinflusste er in diesem Sinne. Köstliche Alleen erstanden. Er schuf den Märchentraum vor den Thoren Bayreuths, die einzigartige Eremitage mit ihren Wasserkünsten und sonstigen Überraschungen. Wundersame Feste mit schwelgerischen Gastereien, Wasserkorso, Feuerwerk folgten aufeinander. Fremde teure Sänger und Spieler wurden herangezogen. Nichts blieb erspart, dem Hofe von Bayreuth einen Glanz zu verleihen, der weit hinaus sein Leuchten sandte.

So ließ denn der Markgraf Friedrich in Zwernitz 1746 eine zweite kleinere Eremitage erbauen, die er dann, mutmaßlich im Hinblick auf seines großen Schwagers entzückendes Sanssouci nun Sanspareil taufte, leider aber auch diesen Namen dem Dorfe zugleich beilegend. Die Markgräfin wurde übrigens die eifrigste Förderin dieses Unternehmens, das alles in allem eine Summe von 20 000 Fl. verschlungen zu haben scheint. Zeitgenössische Stimmen berichten, daß zu den

Lieblingsbüchern der Markgräfin die „Erlebnisse des Telemach“ von Fenelon gezählt haben, ein Werk, das theils gefeiert wurde, theils wegen seiner Anspielungen auf den Sonnenkönig Ludwig XIV. mit Acht und Bann belegt ward. Aus dieser Vorliebe für das Buch des geistvollen Franzosen reifte dann bei der Fürstin der Plan, die Ortlichkeiten des Romans in dem neuen Zaubersitz von Sanspareil neu erstehen zu lassen. Die Bühne, welche sich tief im Laubwalde versteckt findet, ward nun oft die Stätte, auf der galante Schäferspiele und allegorische Darstellungen aus der Mythologie ausgeführt wurden, wo man französisch sprach und in weichen Tönen italienische Weisen sang. Und auch seinen großen Tag sollte Sanspareil noch feiern dürfen. Das war im Jahre 1744, da inmitten einer reichen Schar von anderen Gästen und eines glänzenden Hofes Friedrich der Große hier weilte, an den rauschenden Festen im weiten Park teilnahm und vor dem steinernen Theater vornan saß, lächelnd die Gaben der Musen hinzunehmen. —

Erst 49 Jahre alt, beendete am 14. Oktober 1758 Markgräfin Wilhelmine ihr Dasein, just an dem gleichen Tage, da ihr über alles geliebter Bruder bei Hochkirch von den Österreichern geschlagen wurde. Sie erlag demselben Leiden, Wassersucht, wie ihr königlicher Vater. Auf ihren ausdrücklichen Wunsch sollte der Geistliche an ihrer Bahre von den Eitelkeiten aller menschlichen Dinge reden, doch ihre Person nicht erwähnen. Ihr von ihr versiegelter Briefwechsel mit ihrem Bruder ward ihr auf letztes Verlangen auf die Brust gelegt und mit in die Gruft gegeben. Später aber hat Friedrich der Große seine Briefe aus Bayreuth zurückgefordert. Der unvergeßlichen Schwester aber setzte er in dem Parke bei Sanssouci einen Freundschaftstempel, ihr Angedenken damit der Nachwelt zu sichern.

Nach dem Tode erlosch der große Freudenrausch, der bisher Bayreuth während 25 Jahre immer wieder emporgerissen hatte, trotzdem der Markgraf eine neue Ehe eingegangen war. Von seiner Seite war eben die für immer entrisen, um deren Gunst er allzeit geworben hatte. Die Oper ward aufgelöst. Die Lustorte verödeten. So auch die Eremitage zu Sanspareil. Und nach und nach setzte der Verfall ein. Die aus Tuffstein errichteten Gebäude bröckelten

ab, die Götter und Göttinnen senkten schmerzbewegt die Häupter. Wo einst in den Grotten und heimlichen Verstecken süße Schmeichelweisen zur Liebe lockten, in denen man gurrte und seufzte, da vernahm man nur noch wie im verwehenden Hauche die Klagen der Erinnerung. Neue Geschlechter sind heraufgewachsen. Der Sinn für tändelnde Schäferspiele und romantische Träumereien ging verloren. Die deutsche Dichtkunst war erwacht und regte immer stärker ihre Schwingen. Die Not des Vaterlandes riß uns dann empor und schuf ein Volk von Männern und Helden. Und so grüßen wir heute nur noch mit getheilten Empfindungen all jene Stätten, die einst das Entzücken der Gebildeten, ein Wunderland dem abseitsstehenden armen Volke bildeten, und doch nur Unnatur dem germanischen Geiste und Wesen gegenüber blieben.

Ein neuer gesegneter Junitag läßt alle seine Schönheitswunder über dem heiteren Maingelände spielen. Ferne und nahe Höhen leuchten. Weich streichelt der Sommerwind über nidende Ährenfelder. Die dunklen Kronen eingesprengter Wälder tauchen hinauf in den weitgespannten, klaren Himmel. Ab und zu flügelt ein Schwarm Tauben durch die Luft, für Augenblicke ausblühende Funken in die große, weite Stille werfend. Dann stehen wir am Eingange des Parkes, welcher die Überreste der einstigen Wunderwelt noch umschließt, die fürstliche Laune und nimmersatte Genußsucht hier erstehen ließen.

Angenehme Kühle weht uns entgegen. Zartgrünes Dämmerlicht webt feine Schleier zwischen den Stämmen und über den auf und nieder sich verlierenden Waldpfaden. Ganz unvermittelt hat die Natur in diese Waldlandschaft da und dort Felskanzeln, Risse und Steingebilde mit grottenartigen Vertiefungen hineingesetzt, die dann auch zum Teil von dem Gartenkünstler benützt wurden, den galanten Schäferspielen des Hofes den rechten Untergrund zu bieten und zugleich der schwärmerisch-süßlichen Empfindungsrichtung jener Tage verständnisinnig entgegenzukommen. Denn ein Teil dieser Grotten hat sich noch erhalten, soweit die Natur zur Bildnerin wurde. Wir finden hier die Mentor- und Dianengrotte, andere Grotten unter überhängenden Felsmassen sind Gott Amor, der Kalypso gewidmet. An der Sibyllen- und Cybelengrotte streifen wir vorüber. Zwischen den beiden

Lehtgenannten Grotten führen ausgehauene Stufen zu der Felswarte, welche einst den Äolusturm trug.

Aber wie vieles sonst ist im Laufe von anderthalb Jahrhunderten verloren gegangen! Das Ulyssesmonument, das Denkmal der Penelope, das Markgrafen-, Referenten- und Kavalleriehaus sind verschwunden. Im sogenannten Referentenhäuschen erledigte der Markgraf seine Regierungspflichten, ehe draußen Spiel und Lust ihn zu anderen Pflichten riefen. Auch die zwei Eremitenhäuschen, die an den Hauptbau der Eremitage schlossen, für den Markgrafen und seine Gemahlin zum Umkleiden und Ausruhen bestimmt, sind längst aus dem Parke von Sanspareil entschwunden. Nur das Hauptgebäude mit Speisesaal und anstoßenden Räumen hat sich noch erhalten. Aus Tuff- und Feldsteinen ist es hergestellt. Buntfarbige Kiesel sind zur Belebung eingelassen. Über den spielerisch wirkenden Bau erhebt sich eine niedrige Kuppel. Hier versammelte man sich zu den üppigen Gastereien, bei denen es an Überraschungen nie fehlte, besonders wenn aus Riesengasteten plötzlich ein Zwerg heraustrat, um zierlich über die Tafel zwischen den Schüsseln und Kannen zu trippeln, einer Schönen oder einem geehrten Gaste mit wohlgemeinten Reimen einen Blumenstrauß zu überreichen. —

Das Hauptinteresse aber nimmt doch für jeden Besucher des Parkes von Sanspareil das Steinernes Theater ein, eine Art Freilichtbühne des 18. Jahrhunderts. Man unterschied damals zwei Arten: entweder bildeten geschorene Taxis- oder Buchsbaumhecken die Kulissen, wenn man nicht auch alte Bäume dazu verwandte, oder man schuf, wie hier, steinerne Bogen, an die sich seitlich mutmaßlich noch Ankleideräume schlossen. So geschah es auch in Sanspareil. Das Grau der Steine zu beleben, setzte man buntfarbige Kiesel und Muscheln dem regellos zusammengefügtten Mauerwerk auf. Aus flachen Nischen grüßen uns mythologische Gestalten. So fehlt denn hier auch Pan nicht, der verschwiegene Wald- und Weidgott. Bäume haben sich hier, seitdem das Theater in Vergessenheit geriet, angesiedelt. Ihre Wurzelflechten schieben sich unbotmäßig auf die klassische Schaubühne herein, während ihre grünen Wipfel wohlthuend von allen Seiten herein nicken, der Natur wieder zu ihrem angestammten Rechte zu verhelfen.

Es ist eine Stätte des Weilens und Zurückträumens wohl wert. Die selige Ruhe, welche über dem Parke weht, erleichtert uns das Spiel der Phantasie. Und ich sehe wieder die Bühne vor mir mit Gestalten aus dem Olymp oder aus dem idyllischen Arkadien bevölkert. Italienische, süße Laute klingen an mein Ohr, Harfe, Flöte und Geige mischen sich zu einschmeichelndem Dreiklänge. Seidene Kleider knistern, hinter den kostbaren Fächern glühen brennende Augen und stolze, weiße Busen wogen auf und nieder. Federn nicken von den kühnen Lockenpyramiden. Hier wippt ein hoher Stöckelschuh nervös, dort zeichnet ein spanisches Rohr mit Goldgriff Figuren und Runen in den Sand. Man lächelt und flirtet, man girt und seufzt. Blicke von Nebenbuhlern kreuzen sich wie Degenklingen. Kabale und Liebe... das alte Lied. So gnädig erscheint heute der Markgraf. Er lächelt in der Runde, und der Troß der Höflinge weiß diese Gunst einzuschätzen und quittiert unterwürfig glatt das Zeichen der Huld. Nur Zwei scheinen mit ihren Gedanken nicht beteiligt zu sein, Bruder und Schwester. Neben der Markgräfin Wilhelmine hat König Friedrich II. von Preußen Platz genommen, der „Marquis von Sanssouci“, der kühne Feldherr, auf den die Augen von Europa gerichtet sind. Ein Bonmot mag soeben den geschürzten Lippen der geliebten Schwester entflohen sein. Denn sein großes Sonnenauge blickt auf und verliert sich dann im blauen Äther. — — —

Der jubelnde Anfang eines schmetternden Sinken reißt mich aus meinen Träumen. Langsam verlasse ich die Stätte längst verblaster Freuden. Aus schattigen Tiefen des Waldes grüßt mich die Türkenbundlilie, blauer Akelei läutet und Orchideen verbreiten ihren Würzeduft. Und dann entläßt mich der vereinsamte Markgrafenpark. An der Eremitage vorüber betrete ich den Bannkreis des Dorfes. Und mit einem Schlage versinkt für mich alle hohle, blutarme französisierende Kunst und Göttertrunkenheit. Kraftvolles Deutschtum blickt mich ernst und wuchtig an.

Mit mächtigen Mauergürtel, überragt von hochsattligen Bauten, noch höher von einem schlanken, aus gebuckelten Steinen aufgeführten Rundturm von gewaltiger Höhe, grüßt mich Schloß Zwernitz. Dem Dorfe konnte Fürstenlaune den alten Namen rauben. Vor der Ehrwürdigkeit dieses Herren-

sitzes aus frühem Mittelalter machte sie doch halt. Seit 1161 treten zwei Brüder freien Geschlechtes auf, Friedrich und Ulrich Walpoto von Zwernze, woraus mit Sicherheit auf Erbauung der Burg kurz vorher geschlossen werden darf. Burg Zwernik finden wir urkundlich dann erwähnt unter den Grafen von Orlamünde, die den stolzen Besitz im Jahre 1290 an den Burggrafen von Nürnberg-Cadelsburg verkauften. Seit 1339 erscheint ein Kilmunt von Huel als burggräflicher Amtmann zu Zwernik. Als die Hussiten in das Frankenland mordend und sengend einfielen, flüchtete Markgraf Friedrich 1430 von der Plassenburg hierher, nach persönlichen Unterhandlungen erreichte er zu Schießlik den Abzug der hussitischen Horden. Die Schweden, als „Befreier“ Deutschlands, spielten 1632 Schloß Zwernik übel mit. Doch der allerschlimmste Feind sollte der herrlichen Burg in dem eigenen Landesherrn erstehen, der 1634 den Befehl ergehen ließ, den Bau auszubrennen, damit anrückende Feinde sich nicht darin festsetzen sollten. —

So hat sich das äußere Burgbild noch ziemlich gut erhalten, nur die Innenräume zeigen trostlose Leere, zumal sie auch inzwischen des öfteren praktischen Zwecken dienen mußten. Sobald das Tor, das uns zum Burghofe führt, sich öffnet, empfängt uns ein überaus malerisches Bild. Jünger der Gilde St. Lukas sollten hierher ihre Schritte lenken, deutsche Burgenpoesie auf der Leinwand festzuhalten. Ein Rundgang durch die einzelnen noch erhaltenen Gebäude wirkt ernüchternd. Aber wie das Gesamtbild von Burg Zwernik, wie der vergraste und umgrünte Hof helle Freude in einem schönheitempfindlichen Auge entzündet, so erfreut uns dann droben aus den Fenstern des Rundganges um den Turm der weite, friedvolle Ausblick über das sonnverklärte Frankenland.

In allernächster Nähe fesselt für ein paar Augenblicke der seltsame Anblick des Ischoffe-Felsens, eines aus der Wiese heraufgewachsenen Riesen-Steinpilzes, wenn dieser Vergleich gestattet ist. In seiner Unvermitteltheit, der sonderbaren Gestaltung erinnert er uns sofort an den Bismarckstein nahe Thurnau. Dann aber fliegt das Auge in die duftzitternde, schrankenlose Weite von diesem wohl 1000jährigen Turme. Neben dem blau umdufteten Sichelgebirge grünen wir eine

Fülle bekannter Höhen und Erinnerungsstätten. Vielleicht, daß auch Friedrich der Große sich des Rundgemäldes erfreute. Auch der Welteroberer Napoleon Bonaparte mit seinem Begleiter Murat haben im Dorfe zu Füßen des Schlosses im Gasthause einmal Raft gemacht und damals ihre Namen eingetragen. Das war im Jahre 1794 gewesen. Leider hat eine Diebeshand diese geschichtlich wertvollen Schriftzeugen aus dem Fremdenbuche herausgeschnitten. Aber die Erinnerung daran ist geblieben. — Und mitten aus dem Frieden der Mittagsstille, die über dem weiten Lande ruht, schweift plötzlich mein Gedanken hinüber auf den zerstampften, blutgetränkten Boden Frankreichs, wo seit jenem Besuche des großen Korsen deutsche Heere nun zum dritten Male um die Ehre und das Recht des Vaterlandes siegreich streiten. — —

## Durch das Weismaintal.

Wer von Lichtensfels aus im Bahnwagen gemächlich nach Kulmbach schaukelt, der erblickt rechts nach Süden gewandt, sobald Burgkundstadt erreicht ist, die letzten Ausläufer des Fränkischen Jura, die hier wie in einem letzten Aufbäumen stolz und steil jach in das Hügelland fallen, durch welches Roter und Weißer Main ihre Silberbänder zwischen gesegneten Ackerfluren belebend einschmiegen. Vom Genfer See bis hierher hat vor Jahrmillionen in ungeheuren Wogen- gängen der flüssige Kalk den Jura emporgeworfen. Die Wasser sanken dann, das prächtige Felsgebilde blieb zurück. Belebt aber unser Sinn drüben jene stolzen Dolomitmauern, so meint man fast, wie im Zorne sei die Felsmasse noch einmal aufgewallt. Wie anklagend hob sich die steinerne Brustwehr zum Himmel, um dann hinab in die Tiefe zu sinken. Und wie in Mittrauer legte eine gütige Natur einen schattenden Kranz dunkler Fichtenwälder um die letzten Bastionen des Jura, so sie trennend von dem heiteren Glanze des fränkischen Hügellandes.

Der Kordigast (537 Meter) und der Görauer Anger (552 Meter) bilden hier im Norden die beiden herrlichen Eckpfeiler. Zwischen diesen beiden Grenzwächtern öffnet sich

das herrliche Tal der Weismain mit einer Falte kleinerer Nebentäler. Um dieses Tal und das offengelegene Städtlein Weismain spielen aber alle Reize noch einmal harmonisch zusammen, welche der Fränkische Jura in seinen schönsten Punkten aufzuweisen hat. Es ist eine besondere Eigenart des Dolomit, daß er kräftig allen Verwitterungen widersteht, denen andere Gesteinarten ausgesetzt sind. So bleiben denn oft, während ringsumher die Zerstörung und Auswaschung unaufhaltsam weiterschreitet, turm- und ruinenartige Felssteile stehen, die nun die Talwände in den sonderlichsten Formen begleiten, ja oft, völlig unvermittelt, aus freiem Lande heraufgewachsen scheinen. Ich erinnere nur an die seltsamen Felsgebilde bei Thurnau und Sanspareil.

In diesem Sinne zeigt sich uns auch das prächtige Tal der Weismain, das sich von Klein-Ziegenfeld aus anderthalb Stunden bis nach dem Städtlein Weismain in malerischen Windungen niederschluchtet. Aus den steilen Uferhängen des Kalkstein greifen seltsam geformte Felsgebilde in den Himmel. Dräuend überhängende Massen scheinen jeden Augenblick niederkollern zu wollen. Höhlenartige Tore öffnen sich. Dann sind wieder wie von Riesenfäusten gewaltige Steinwürfel über grau-grünen Grasflächen ausgestreut. Bald weitet, bald engt sich das tief ausgewaschene Tal, während in seinem Grunde der Gebirgsbach, forellenreich und silberflüssig, lustig über Geröll und Geschiebe dem offenen Lande entgegenjagt.

Und welch ein köstlicher Pflanzenwuchs deckt diese Halden, säumt die Geröllflächen, breitet sich unter den schattigen Domen der überall eingesprengten Waldinseln! Knorrige Eichen und ehrwürdige Buchen, stramme Tannen, Linden und Eschen, Birken und Ahorn wechseln durcheinander. Die schwermütige Eibe lugt ernst zwischen Elsbeer- und Mehlbeerbäumen hervor. Gewirr von Brombeeren und der Heckenrose, des Wanderers Augenfreude, weben geheimnisvolle Hecken. Über sonnbeglänzte Matten spazieren einsam oder in kleiner Gesellschaft Wacholdersträucher. Efeu wirft seine Ranken liebevoll um den Stamm alter Waldriesen, und dazwischen leuchtet und düftet es in überschwenglicher Pracht von Blüten aller Farben und Formen. Schwellendes Moos überzieht den Boden, langstielige Farne heben ihre Palmenwedel. Und darüber gaukeln, flatternden Blumen gleich, schimmernde



Marktplatz in Weismain



Schmetterlinge ohne Zahl, voran der köstliche Falter des Jura, der rotgeflamnte Apollo.

Und doch, Hand aufs Herz: wie Wenige nur schweifen einmal als Wanderer seitwärts von den üblichen Reisepfaden des Fichtelgebirges oder der Fränkischen Schweiz in das still und verträumt ruhende Tal der Weismain und des nachbarlichen Bärenales? Erklimmen den Kordegast? Steigen, wenn sich der Tag zum Scheiden rüstet, hinan zum Göringer Anger, das ergreifende Rundbild als ein Geschenk des Frankenlandes mit heimzunehmen?

Die Hauptquelle der Weismain entspringt im Dorfe Klein-Ziegenfeld. Wie so viele Quellen des Fränkischen Jura, eine Folge der eigentümlichen Bodenverhältnisse, tritt auch hier das neugeborene Wasser gleich in einer solchen Stärke zutage, daß es kurz darauf bereits tapfer in ein Räderwerk eingreifen kann. Doch diese frühere Mühle dient jetzt noch segensreicheren Zwecken. Die junge Weismain, die innerhalb eines steingefassten Beckens das Sonnenlicht begrüßt, treibt hier ihr eigenes Wasser hoch hinauf zu den wasserlosen Dörfern und Weilern des Hinterlandes. Die Weismain zu verstärken, strömt gleich darauf von links her ein zweiter Quell lustig herbei, der ebenfalls sofort sich nutzbar erweist, indem er die reizvoll gelegene Erhardsmühle in Bewegung setzt. — — —

Eine Streife zwischen den Siedelungen des Hinterlandes südlich des Weismaintales hatte mich allmählich dem Quellgebiet nahe gebracht. Nun senkte sich die Straße. Aus der Tiefe der sich weitenden Schlucht grüßten mich die Wohnstätten des Dorfes Klein-Ziegenfeld. Schon der erste Anblick des traulich sich in das beginnende Tal einbettenden Orts nimmt sofort gefangen. Poesie der Landschaft ist darüber ausgegossen. Malerisch reihen die Hütten sich aneinander, von Gärten, Höfen, Baumgruppen unterbrochen. Vereinzelt oder zu kleinen Gruppen nachbarlich gesellt, klettern sie die Hänge auf und nieder. Und blitzblank heben die von flammenden Geranien geschmückten Fenster sich wie silberglänzende Schilde zur Tageshelle. Im oberen Teile des Dorfes steht noch ein Schloßbau. Er hat sich die Höhe ausgesucht, als wolle er von hier droben als ein gewissenhafter Gutsherr die „Untertanen“ im Auge behalten.

Das mag dem altangesehenen Herrengeschlecht derer von Schaumberg auch durch Jahrhunderte wohl gelungen sein. Dann aber kam die Tragik des Schicksals. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts saß der Letzte der Freiherren von Schaumberg, der Strössendorfer Linie, auf dem stillen Schlosse von Klein-Ziegenfeld. Ob Rache oder jählings auflorender Zorn das Furchtbare heraufbeschworen, steht dahin. Wohl der Hirschjäger sprach das Schlußwort in der Geschichte dieses Hauses. Von seinem eigenen Förster erstochen, sank Schaumberg tot zu Boden. Wochenlang ist es dann dem Mörder noch gelungen, sich in den Felsklüften des Weismaintales versteckt zu halten, bis endlich die Gerechtigkeit ihn ereilte. Jetzt sitzt in dem ehrwürdigen Schloßbau ein anderes, in Deutschland weit verzweigtes Geschlecht, das der Freiherren von Sedendorf. — —

Bei einer kleinen Wegbiegung am unteren Ausgange des Dorfes überrascht den Wanderer ein überaus friedvoll-heiteres Bild. Auf einer abgeplatteten, großen Felskuppe baut sich hell und licht die Kapelle von Klein-Ziegenfeld auf, schmuß und neu, als wäre sie gestern erst aus der Hand ihres Schöpfers hervorgegangen. Ihre freie Einzellage wird in der Wirkung noch gesteigert, daß hier bereits die Wildnis mit ihrer kühnen Felsenpracht einsetzt. Im Schutze des Kirchleins hat sich tiefer die Dorfschule festgenistet, modern im besten Sinne und zugleich wahrhaft vorbildlich für andere Gemeinwesen, das rein Nützliche des Zweckes mit einer anheimelnden, künstlerisch befriedigenden Gestaltung glücklich zu vereinen.

Von links her, wo die Räder der Ehrhards-Mühle sich drehen, kommt ein starker Arm in die Weismain gesprungen. Welle grüßt aufblinkend Welle, dann fassen sie sich bei den Händen und eilen jauchzend durch das herrliche Tal dem offenen Lande entgegen. Zwischen Klein-Ziegenfeld und der Weihermühle zeigt das Tal noch nicht den enggeschlossenen Charakter, wie auf der größeren Strecke von genannter Mühle bis zum Städtlein Weismain. Aber die gleiche Farbensinfonie erfreut das schönheitrunkene Auge. Nur der Wiesengrund aus der Talsohle dehnt sich noch gemächlicher, als wolle er die ganze sonnübergossene Schönheit so recht auskosten. Mühlen reißen sich aneinander. Mitten aus den grünfilbrigen, abstürzenden Halden wachsen Kanzeln, Trep-

pen und die sonderlichsten Felsgebilde heraus, während zwischen den Wäldern, welche beide Talwandungen säumen, die ledsten Schroffen sich einschieben. Mauern, Bastionen, Grate und spitzig gegliederte Kalksteinmassen greifen in den klaren Himmel, der selig verträumt in ungestörter Wonne sich über dem dusterfüllten Tale spannt.

Manchen von diesen Felsen soll noch nie eines Menschen Fuß erklommen haben. Das erzählen die Talbewohner auch von dem Mönch. Um ihn wie um das Geklüft der Nachbarschaft aber tummeln sich Dohlen mit häßlichem Geschrei. Turmfalk und Uhu haben sich noch festgenistet, unbekümmert um die Menschen, denen ihr zerrissenes Felsasyl doch unerreichbar bleibt. Algen und Flechten haben da und dort die Felsen dicht überzogen. Je nach der Bekleidung schimmert nun das Gestein im Sonnenflimmer wie eitel Gold oder Königspurpur auf. So haben denn auch die Umwohner den einen Felsen den Roten getauft. Deutlich erkennt das Auge auch zuweilen Höhlenbildungen, an denen der Fränkische Jura so überreich ist. Sie alle mögen wahrscheinlich in der wasserreichen Diluvialzeit entstanden sein, welche dem Jura keine Eisüberdeckung brachte. Dafür wusch, grub und höhlt das Wasser tiefer und tiefer die Spalten und der damals umhersehweifende Mensch der Vorzeit griff dann mit Steinhammer und Keil kräftig ein und erweiterte, sich zum Aufenthalte, die von den Elementen vorgeschaffenen Spalten und Steinkammern. Aber auch die größere Tierwelt, voran der Höhlenbär, nützte die dargebotene Gelegenheit aus, gesicherten Unterschlupf sich herzurichten. In diesen Höhlen nächtete die Tierwelt nicht nur. Sie schleppte Vorrat an erlegter Beute heran, und wenn das Tier fühlte, daß seine Tage gezählt seien, kroch es hier unter, still das Ende abzuwarten. Darum hat man auch in den meisten Höhlen und Klüften, die der Zufall erschloß, oft gewaltige Überreste von Menschen- und vor allem Tierknochen aufgefunden. Menschliche Werkzeuge aus der Steinzeit fehlten auch nur selten. —

Welch ein lustiges Wandern neben dem mehr und mehr anwachsenden Bache! Wasser bleibt immer ein guter Weggefelle. Man muß nur mit der Natur so recht vertraut sein, um seine flüssige Rede zu verstehen. Auch die Weismain blieb mir nichts schuldig. Ihr Lauf war zu kurz noch, um von

Erlebnissen und einem bunten Wechsel sich jagender Bilder mir zu berichten. Dafür aber blinkten mich die Wellen immer wieder von der Seite an und Fragen nach der weiten, weiten Welt draußen stürmten durcheinander. Auch von den Menschen wollten sie mehr wissen, diesen sonderlichen Erdgenossen, die ihre jungen Gluten, kaum zum Tageslichte gestiegen, in Bann und Frohne legen wollten. Aber wir ließen uns nicht fesseln noch halten, schien es heimlich aufzujuchzen. Wir hatten Häuser und Bäume, Wiesen und Wälder gesehen, der blaue Himmel über uns hatte wie ein herrliches Wunder uns angerührt, da kam die Freiheit wie ein Sturmwind über uns. Geht es immer so durch Sonnenschein das Tal hinab?

Nein! Auf den Tag folgt die Nacht und dann tagt es wieder. Die Sonne versinkt, Regen und Nebel kommen, Winde blasen, im Aufruhr scheint die Welt zu stehen. Aber die Sonne bleibt am Ende doch Siegerin.

Höher hüpfen die Wellen und ihre Augen verlangten mehr zu hören.

Menschen werden kommen und gehen. An Städten, Burgen, Denkmälern geht euer Weg dahin. Auf Berge folgen weite, weite Landesstrecken, geruhigter wird euer Lauf, wenn ihr längst nicht mehr als ein eigenes Wasserlein eure Straße zieht. Wenn ein breiter Strom euch und Hunderte eurer Genossen in sich aufgenommen hat. Und eines Tages hält euch das ewige Meer umfangen, schier userlos, nimmer ruhend. Dann habt ihr noch den Himmel und die Sonne um und über euch. Wasser und Luft!

Wasser und Luft! Klang es leise wie im Echo.

Aus des Meeres Schoß lockt die Sonne dann die feuchten Dünste auf. Dann zieht ihr als Wolken über das Festland hin. Und eines Tages sendet ihr aus brechenden Wolkenballen das Naß wieder zur Erde, ihr Gestein nimmt es durstig auf und in Quellen begrüßt ihr die Welt aufs neue wieder. Erde, Meer, Himmel und wieder der Heimatboden: alles nur ein ewiger Kreislauf!

Mir war's, als stoßen die hurtigen Wellen für ein paar Herzschläge lang. Dann ein dankender Blick, ein schäumendes Aufrauschen... und schneller denn zuvor jagten sie an den felsgeschnittenen, grünen Gewänden hin. — =

Welle an Welle drängte vorüber, eine in der anderen immer wieder ersterbend. Und durch ihren feinen Silbersang klang mir immer wieder das uralte Ewigkeitslied von der Menschheit Kommen und Verwehen, ihren glühenden Träumen und steilen Hoffnungen, dem blutenden Entfagen nach einem Dasein voll Kampf und Bitternis. — —

Wieder reißt jetzt zur Linken der romantische Talgrund auf, einem Seitentälchen Raum gebend. Ein Bergbach kommt zu der Weismain gesprungen. Droben werden Hütten auf steiler Höhe sichtbar. Das Juradörflein Wallersberg, dem gegenüber Arnstein sich aufbaut, sendet einen lachenden Gruß zu Tale. Von Arnstein wird nur die Kapelle sichtbar, während das Gotteshaus von Wallersberg sich noch höher landein birgt. Das Tal selbst macht hier einen leisen Knick, und in dieser felsumrahmten Biegung erscheint als ein gar trauliches Bild jetzt die Weihersmühle.

Wollte man die Talwanderer sieben, die hier nicht rasteten, es würden gar wenige nur zurückbleiben. Auch Kärner und was sonst im Schutze der heiligen Gertrud die Landstraße belebt, kehrt hier ein. Geistliche und Lehrer der Umgebung geben sich hier ein Stelldichein, beim Rauschen des Baches, dem Klappern der Räder und dem feinen Raunen in den schweren Baumkronen des Lebens Ernst und Nöten für Stunden zu vergessen.

Ein besonders trautes Plätzchen winkt dem fahrenden Manne, wenn er jenseits der Gebäude die Weismain überschreitet und nun hart am Ufer niedersieht. Schlicht gezimmerte Tische und Bänke warten dort. Aber man sieht abseits der Landstraße im Grünen. Nur die Sonne dringt durch das Gitterwerk der Blätter, goldene Nadelblitze in unser Versteck werfend. Wir sehen die blauen Libellen über den unruhig hastenden Bach sich wiegen. Ab und zu hüpfst ein Fisch empor, oder ein Waldvogel hebt sich singend durch die sanft geneigten Wipfel, droben den lichten Himmel suchend. Und unaufhörlich singt der Bach sein Wanderlied. Wer aber hier heimisch ist, der weiß, daß die Weihersmühle noch eine andere Anziehungskraft besitzt, die freilich mehr der Poesie des Magens Zugeständnisse macht. Das sind die Forellen, welche jeder Gast sich selbst frisch aus dem Fischkasten wählen kann. Und wenn dann die Wirtin mit der Schüssel blaugesottener Bach-

bewohner im Rahmen unserer grünen Einsamkeit auftaucht und das dampfend-schmackhafte Gericht lächelnd vor uns aufpflanz, dann senken sich die Augen andachtsvoll auf die Teller nieder, während der nachbarliche Bach fast zornig ein paar Schaumwellen höher zu uns schleudert, um dann murmelnd weiter talab zu schießen. —

Talab! Offenbarte das Tal bisher hauptsächlich den Charakter lieblicher Anmut, so steigert es jetzt in seinem weiteren Verlaufe den Eindruck seiner Landschaftsbilder. Ein fast dramatischer Zug fügt sich ein. Die Felsgebilde gewinnen an Kühnheit und Größe, das Tal engt sich zuweilen so sehr, daß seine Sohle gerade noch Raum genug gibt für den strudelnden Bach und die sich geschickt daneben windende Straße. So geht es fast eine Stunde hin, bis erst ein Stück vor dem Städtlein Weismain der Grund weiter und weiter sich öffnet, um dann mit Fluren und Wiesen die reizvolle Frankensiedlung schmeichelnd zu umfassen. Vereinzelte Mühlen tauchen auf und schwinden. Dann taucht zur Linken die Erlacher Kapelle „Maria Hilfe“ auf. Ein wahrhaft anziehender Schmuck des Tales. Vor dem von einem Türmchen gekrönten Rundbau erhebt sich links und rechts von je einer Treppe begleitet, der säulengetragene Vorbau, der in seinem Giebel Felde das liebe Bild der heiligen Frau zeigt, auf dem Schoße das Christuskind, sich nahenden Hilfesuchenden zuneigend. Unter dem Aufbau der Vorhalle ist ein gewölbtes Becken ausgespart, in das vom Berge her sich ein Brunnlein ergießt.

Weiter treten die Felsklüffen zurück. Links tritt der Kordigast mit all seinen Ausläufern in Sicht; Dächer, Giebel und Türme, halb unter Obstbäumen versteckt, sagen uns, daß wir uns Weismain nähern. Dahinter blaut die Weite, durch welche der Main seine Fluten gen Lichtenfels wälzt. Die erste Disitenkarte, welche der Ort an den fremd Einziehenden abgibt, sind ein paar verschwiegen aus sattem Baumgrün hervorragende Bierkeller, Lieblingsziele der wackeren Weismainer, die hier gern nach des Tages Mühen bei Gerstensaft und Tabakswolken Deutschland in den Sattel heben. Und diese von Bierfässern umsäumten politischen Tummelplätze, Weihestätten einheimischer Gesangsvereine, erleichtern uns zugleich den Eingang in die Geschichte des Städtleins. Denn

ehemals, da der Schienenweg noch nicht den Verkehr an sich gerissen hatte, der damals Weismain als einen sehr belebten Durchgangspunkt für den Handel zwischen dem Hinterlande und den Städten des Maintales emporgehoben hatte, da blühten in dem Städtlein mancherlei Gewerbe, den Bürgern zu Nutz und Frommen. Dafür zeugen heute noch die zum Teil kunstvollen und geräumigen Bürgerhäuser aus früheren Jahrhunderten. Damals besaß auch fast jedes Bürgergelaß das verbrieftete Recht, eigenes Bier zu brauen und es in den Handel zu bringen. Von jener Herrlichkeit bewegten Handelstreibens ist nur noch das Brauen auf eigener Scholle in Weismain übriggeblieben. Kenner schätzen dieses Bürgerbräu wohl ein. Die blau-weiß angestrichenen sogenannten „Böhrer“ an den Häusern zeigen auch ohne Kompaß und Karte dem Suchenden das Land an, das seine Seele sehrend sucht. —

Man braucht kaum durch das Obere Tor in das Städtlein geschritten zu sein, um sofort den Eindruck mittelalterlicher Kulturgeschichte zu empfangen, die hier die Steine predigen. Das düstere Tor mit dem darüber befindlichen Torhaus und seiner Aufgangsstiege, der seitlich wachhaltende starke Turm, der fast vierschrötig jeden nach Name und Ziel der Reise zu fragen scheint, die daran sich legende umgrünte Stadtmauer, die Fülle der interessanten und malerischen Giebelhäuschen, die beim ersten Blick sich zu Seiten der Gasse aneinander reihen, die hochsattligen Dächer kraftvoller mittelalterlicher Steingebäude, der am Brunnen stolz prangende Roland, der uns erzählt, daß Weismain einst die Marktgerechtigkeit empfing: dies alles ist Geschichte in Stein aufgeschrieben. Wappen aller Art schmücken die Häuser; mit frommen Bildern und Heiligen ist so manches Bürgerheim geziert. Zierlich ausgemusterte Fachwerkhäuser unterbrechen die Reihe der steinernen Bauten. Malerisch wirken die ineinander geschachtelten Behausungen, wandelt man an der Weismain innerhalb der Stadt, die nicht viel mehr denn 1100 Seelen zählt, entlang. Und streift man der Stadtumwallung mit den Resten von Mauer und Türmen entlang, so erkennt man, daß Weismain einst auch wehrhaft dreinschaute. Und diese Umwehrung und Umwallung mit Graben war in den Jahrhunderten immer wiederkehrender Sehden

und Kriege bitter notwendig. Der Markgräfliche Krieg im Bayernlande, die Greuel des 30jährigen sowie des Siebenjährigen Krieges gingen auch an Weismain nicht spurlos vorüber. Aber mit Stolz führt uns der Bürger heute noch in sein Heimatmuseum, das sich in dem malerischen Rathause aus dem Jahre 1543 befindet, und zeigt uns da außer anderen Erinnerungen aus der Stadt und Vorzeit mehrere Kanonen, die eine tapfere Bürgerwehr den Schweden abnahm, ebenso wie heute noch den Kindern erzählt wird, wie standhaft die Väter im Siebenjährigen Kriege eine ernste Belagerung abschlugen. —

Nicht nur aus der günstigen Handelsverbindung zwischen der fränkischen Hochfläche im Süden und dem Talgelände des Main zog einst das Städtlein klingenden Nutzen zugleich in Verbindung mit eigenem Gewerbsfleiß, auch der Glanz der Kirche ließ Weismain durch Jahrhunderte Ansehen und Bedeutung. Die letzten zwei Jahre vor seinem Tode urkundet Otto VIII. der letzte Meranierherzog zu Wigmoir, es bezeugt es Ricolf der Pfarrer daselbst. Von den Herzögen von Meran kam der Ort später in den Besitz der Fürstbischöfe von Bamberg. 1313 erhielt Weismain Stadtrecht. Im Mittelalter und auch noch darüber hinaus begnügten sich die Kirchenfürsten nicht nur mit der Ausübung ihres heiligen Amtes und dem Fördern der Wissenschaften und Künste, sie selbst waren weidgerechte Männer und wußten auch bei feierlichen Gelagen tapfer die goldenen Becher zu schwingen. Sie zogen das Jagdhemd an, und die Wehr zur Seite, verstand so mancher auch noch die schöne, heute längst vergessene und verlernte Sitte zu pflegen, auf dem reichverzierten eisernen Hifthorn dem erlegten Tiere den wohlverdienten Nachruf zu blasen.

Der Wildreichtum der Umgebung von Weismain lockte daher die Fürstbischöfe gar mächtig an. So erbauten sie sich hier ein Jagdschloß mit Nebengebäuden, schmückten es mit Wappen und Steinmetzkunst und statteten es im Innern behaglich und kunsttroph aus. Verweht sind längst die Zeiten bischöflicher Feste und Jagden, die im Sommer monatelang das Städtlein gespannt im Atem hielten. Aber die hochfaktigen, ernstesten, würdigen Bauten stehen noch. Sie dienen heute der Pfarrei und dem Rentamt als Wohnsitz. —

Ein kleines Juwel besitzt Weismain noch in seiner äußerlich so schlicht sich gebenden Pfarrkirche. Tritt man aber hinein, umfängt uns das süße Dämmerlicht des reichgeschmückten Innenraumes, dann überläßt man sich nur zu willig der bannenden Poesie, die jedes religiöse Gemüt in ihren Bann zwingt. Und immer wieder beugt man sich der stillen Erkenntnis, wie die katholische Kirche es verstanden hat, im Bunde mit der bildenden Kunst suchende Herzen himmelan zu lenken.

Kraftvolle Rundsäulen, von gemusterten Bogengurten überspannt, trennen das Hauptschiff von den Seitenschiffen, wo Nebenaltäre die Beter zur frommen Einkehr laden. An dem letzten Pfeiler zur Linken baut sich die künstlerisch anziehende Kanzel auf. Zwei hohe Bildsäulen begrenzen die Pfeiler, welche das hohe Chor einrahmen. Dieses aber bildet in seiner feierlichen Schönheit den Brennpunkt für den Besucher. Durch hohe Fenster flutet das Licht herein. Von kühn und herrlich gewölbter Decke schweben Kronleuchter nieder. Fensterpfeiler und der Hochaltar schimmern im Gold und der Farbenglut einer überreichen Ausschmückung. Heilige halten im Halbkreise Wacht. Starke, bemalte Wachskerzen breiten geheimnisvoll-flackerndes Licht. Eine Insel hält uns gefangen, über welche, fern alles Weltenlärms, nur allein Andacht und Frieden ihre Schwingen halten. —

Still und einsam hatte ich Platz in einer Kirchenbank genommen. Auf Markt und Gassen draußen verebbete sacht des Tages Getriebe. Die Weihe des heiligen Ortes hatte auch mein Herz in seine Hände genommen. Und geruhigt gab es sich hin mit seinem Stürmen und seinen heimlichen Schmerzen. Vom Turme hob jetzt das Abendläuten an und seine Töne schwebten, halb gebrochen, auch durch das Gotteshaus. Hatte ich nahende Schritte überhört? Auf dem Altar eines Seitenschiffes flammen jetzt ein paar Weihkerzen auf. Flüstern dringt an mein Ohr. Ich wende sacht die Blicke.

Dort knieen ein Mütterlein und neben ihr schmutz und ranke, in Feldgrau gekleidet, ein junger Bursch. Was durch beider Herzen in dieser Stunde zittert, das vertrauen sie dem Schutzheiligen glaubensstark an. Regungslos verharre ich. Dann erheben sich beide. Noch einen letzten Blick zu der schimmernden Gestalt über dem Altar und langsam ver-

lassen sie das Gotteshaus. Ein wenig gebeugt schreitet die Mutter hinterdrein. Der junge Krieger aber hält hoch das blonde Haupt erhoben. Sein Blick geht wie in die Ferne. Das Vaterland ruft auch ihn in den Kampf für Ehre und Recht. Morgen vielleicht schon liegt die Heimat hinter ihm. Und meine Gedanken segnen seinen Waffengang. — —

## Von Weismain zum Görauer Anger.

Eine halbe Stunde unterhalb des Städtleins Weismain strudelt geschwähig die Krassach in die Weismain, um nun vereint der Mainmulde zuzueilen. Wer mit der Zeit nicht zu geizen braucht und in Weismain vor Anker ging, der sollte längs der Krassach dahinziehen. Der obere Teil des Tales und sein Quellgebiet, Bärenthal genannt, offenbaren eine zu Herzen sprechende Schönheit. Es erreicht nicht die Länge des Siegenfelder Tales, doch in landschaftlicher Bedeutung nimmt es den Wettkampf auf. Und noch eins kommt hier dazu. Die unsagbare, weihevollte Stille. Denn keine von Fuhrwerken belebte Landstraße windet sich durch dieses Tal. Nur ein Fußsteig ward angelegt. Zwischen engenden Felsen, die oft jeden Augenblick scheinen niederstürzen zu wollen, geht es empor. Ein paar Mühlen begegnen uns, dann herrscht Gottesfrieden. Nur die Natur spricht in herrlichen Worten zu uns. Braust aber der Frühling über deutsche Lande, geht sein warmer Atem über die fränkische Hochfläche, dann hebt die Schneeschmelze, das erlösende Tauen an. Dann donnern die Gluten durch das wilde Felsental, füllen die obere Schlucht und jagen jauchzend über die durcheinander gekollerten Gesteintrümmer. Aus dem Wehen des Sturmes, dem tollen Aufruhr der Natur entsteigt dann die Hochzeitsfeier der bebenden Erde. — —

Südlich aus dem Städtlein nehmen wir den Weg die Krassach entlang. Kalkberg und Theisenberg trennen uns von dem rechts sich bergenden Tale der Weismain. Die Krassach ist ein unruhiger Gesell. Sein Blick ist flackernd und man sieht es ihm an, daß er nicht rasch genug der Felsengasse entfliehen kann.

Ehe die weltfernen Hütten des Dorfes Krassach erreicht

sind, grüßt ein Bildstod zu Seiten. Eine hübsche Überlieferung erzählt, daß in einem langen Kriege — mutmaßlich wohl dem 30jährigen — drei Brüder in alle Winde zerstreut worden wären. Da habe eines Tages ein glückliches Geschick sie an dieser Stelle wieder zusammengeführt. Und wo sie ihr Wiedersehen begingen, setzte Dankbarkeit später das heilige Bild. —

Von links her grüßt mit steiler, grauer Felswarte Burg Niesten. Dann schreiten wir an den Hütten von Krassach vorüber. Hinter uns versinkt die Welt. Schauer köstlicher Einsamkeit umwehen uns. Aus dem Pflanzengewirr heben sich lastende Baumkronen. Die Sonne wandert über Geröllhalden und steigt dann wieder hinauf zu den starren Felskulissen, als wolle sie da droben nach Geheimnissen ausspähen. Ein Raubvogel schwebt mit weitklasternden Schwingen über dem Talauschnitt über uns, auf dem der blaue Himmel wie eine weiche Seidendecke zu liegen scheint. Nun steigen ein paar Dächer vor uns auf. Das ist die romantische Krassacher Mühle. Ihre Mühlräder drehen sich übereinander in zwei Stockwerken, bedingt durch die scharfe Abdachung der engen Talsohle.

Und wieder totenstilles Träumen ringsumher. Nur der Bach quirlt und hüpf in ausgelassenen Sprüngen an uns vorüber. Manchmal scheint er uns anzublinzeln und zu sagen: Nur höher, immer höher hinan! Und die Augen weit aufgemacht! In das steinerne Meer seiner Wiege schrieb die Natur bereits vor Jahrmillionen tiefsinnige Geschichte ein!

Noch eine Mühle taucht auf und schwindet. Dann umfängt uns die ruhevollste Einsamkeit. Der Bach hat sein Singen eingestellt. Nur ab und zu das Zirpen eines Vogels. Lautlos flattern bunte Falter vor uns her. Und wir stehen still und lauschen ergriffen auf. Als müsse der Schritt Gottes durch das Schweigen seiner Schöpfung hallen, die wie ein stilles, heiliges Buch vor uns aufgeschlagen liegt. Fern von Freud und Leid, von Gut und Böse genießen wir die Andacht dieser Stunde. — — —

Zwei Wege verlassen südlich von Weismain das Städtlein, anfangs, nur durch die Krassach getrennt, ein Stück zusammen bleibend, bis sie sich Lebwohl zuwinken. Aber beide führen am Ende doch zu einem gemeinsamen Ziele,

dem Görauer Anger. Über Krassach durch das Bärenthal nach Zultenberg oder über Burg Niesten nach Görau. Zwischen den Dörfern Görau und Zultenberg dehnt sich dann der Görauer Anger, der vielleicht zu den erhabensten Aussichtspunkten des Fränkischen Jura zählt.

Das Dörfchen Niesten mit seiner handvoll Hütten, die sich zwischen umbuschten Felsen, saftiggrünen Matten und Baumwipfeln verstecken, bietet ein kleines Kabinettstück landschaftlicher Schönheit. Mitten aus dem engen Talkessel erhebt sich schroff, graugelb und kahl ein von der Natur gebildeter Euginsland, der geradezu vorbestimmt war für die Anlegung einer Feste durch die Freien von Niesten. Dann trugen die Meraner Herzöge die stolze Burg von Bamberg zu Lehen. Der zu Füßen demütig kauernde Weiler nahm dann auch diesen Namen an. Oft sind die stolzen Herren von der Plassenburg ob Kulmbach herübergeritten gekommen, auf der waldumrauschten Burg zu rasten und sich dem Weidwerk fröhlich hinzugeben. Hierher nahm auch der letzte der Herzöge von Meran, Otto VIII., seine Zuflucht, da er im Jahre 1248 Einkehr hielt. Als ein todkranker Mann war er eingetroffen. Er sollte die Plassenburg nicht wiedersehen. Die Überlieferung will wissen, daß Herzog Otto VIII. von seinem Hofmeister Hagen ermordet wurde. Eine geschäftige Volkspheantasie hat sich dankbar dieses Sagenstoffes bemächtigt und in Lied und überliefertem Wort dafür gesorgt, daß diese Geschichtsfälschung immer weiter sich spann. In meinem Kapitel über die Plassenburg ist dessen ausführlicher gedacht worden. Die Lehensburg fiel an Bamberg zurück.

Zwischen den Hütten von Niesten windet sich nun um den Fuß des Burgfels ein Pfad empor, der droben auf einem Gelände stillen Odlandes die Straße kurz vor dem Dorfe Görau trifft. Ich bin dieses heimlichen Weges gegangen, da die Schatten des Abends bereits aus den Klüften und Felsbalden vorsichtig krochen, nach und nach Besitz von dem schmalen Talgrunde zu nehmen. Hob ich aber die Augen zu dem Felsgewände, da glühten Rosen um die Zinnen der Felsmauern und Purpur wehte in überseliger Glut, als rührten die heißen Lippen Liebender an das kalte Gestein.

Es ist ein Pfad, auf dem man einsam gehen muß, begleitet von den Schatten lieber Menschen. Auf dem jedes

laute Wort den Zauber stören würde. Auf dem nur die Augen reden sollen, still die Hände sich finden und man das heimliche Klopfen von Herz zu Herz vernimmt. Eng, ganz eng tritt der Wald an uns heran. Büsche schlagen über uns zusammen, Blumen leuchten aus dem dämmerigen Grunde unter den Bäumen herauf und feines Summen zieht wie Geisterhauch durch die abendlichen Lüfte. Und alles, was unsere Seele bedrückt, löst sich sanft auf, als gingen Friedensglocken durch die stille Welt. Dann weitet sich sacht der Grund. Aber die unsagbare Einsamkeit verbleibt. Wacholder stehen plaudernd in kleinen Gruppen am Wege. Über Buschwerk aller Art und versprengte Felswürfel heben Einzelbäume ihre Kronen, umspielt von dem nun nicht mehr behinderten Tagesleuchten, das noch einmal alle Kraft zusammenzunehmen scheint, den scheidenden Tag zu segnen. Da und dort ein Moosfleck, ein grünsamtnes Grasstück, wie von weichen Frauenhänden gestreichelt. Höher und höher windet sich der so selten betretene Pfad. Dann ist die Höhe erreicht. Schon tauchen die ersten Hütten von Göräur vor uns auf. Durch die Dorfstraße eilen wir, drüben auf der Göräurer Höhe noch den Abschiedsgruß der sinkenden Sonne zu erhaschen. Quer über Ackerfluren, über geröllbedecktes Ödland steuern wir über die ansteigende Hochfläche, bis endlich der höchste Punkt erreicht ist. Sacht stürzt hier in erstarrten Wogen das heranwogende Meer des Jura in die Tiefe. Ein dunkler Waldgürtel legt sich um den Fuß der Felsmauern. Dann hebt das weite, freie Land mit seinen lieblichen Hügelwellen an. Und so weit nur das Auge schweifen kann, öffnet sich im mächtigen Umkreise ein Rundblick von ergreifender Schönheit, doppelt ergreifend in der Stimmung dieser Stunde.

Über den prächtigen Maineder Forst hinweg wandert das Auge hinüber in das breitgeschwungene Maintal, aus dem im Abendschimmer die Königin des Tales, die Pfaffenburg, ihre feuerumlohten Sinnen, Mauern und Türme hebt. Blau verdämmernd steigen die Höhen des Fichtelgebirges und des Frankenwaldes herauf. Die ungeheure Hochfläche des Jura dehnt sich vor unseren Blicken. Drüben ruht der Kordigast, dahinter werden die Kuppen und Berggelände sichtbar, welche den Talkessel des Main bei Lichtenfels säumen. Städtlein, Dörfer, Weiler, Schlösser und Burgen ohne Zahl

fügen sich dem schimmernden Bilde ein. Dort hinten liegt auch mein Thüringer Wald, und als Mittlerin zwischen Thüringen und Franken hebt die Feste Koburg ihre wohlbekannteste Gestalt herauf. Ein lechtes Glühen küßt ihre steinernen Glieder. Und ich denke des Abends, da mich dort oben ein paar dunkle Mädchenaugen wie eine Heimat grüßten. — —

Nun ist die Sonne unter. Leichter Wind hebt an. Am westlichen Himmel setzt wieder mal Weltenbrand ein, während ich langsam zu der Tiefe in das Land niedersteige. Wie ein Abendregen klingt's mir durch die Seele:

Um alle Höhen glüht im Leuchten  
Des Tages letzter Flammenschein,  
Der schwarzen Täler Nebelfeuchten  
Wie Opferrauch steigt sacht hinein.

Und eine große, weite Stille  
Weht zwischen Erd' und Himmel hin,  
Gebändigt beugt sich jeder Wille,  
Besänftigt mildert sich der Sinn.

Es ist, als ob zu dieser Stunde  
Natur am eigenen Altar  
Verkündete mit eh'rnem Munde  
Des Ew'gen Größe wunderbar. —

## Über Kronach nach Burg Lauenstein.

Wo die drei schnellfüßigen Geschwister des dunklen Frankenwaldes, Kronach, Haßlach und ein klein Stück davon die Rodach fröhliche Vereinigung feiern, baut sich der Hauptort des ernstesten Frankenwaldes, das 5500 Seelen umfassende Städtlein Kronach auf, anmutig hingelagert und kräftig und zugleich malerisch überragt von der halb in Baumwipfeln sich bergenden Feste Rosenberg, der niemals bezwungenen jungfräulichen Frankenburg. Ein Jahrtausend ist über diese Stadt hinweggerauscht, die als eine der ältesten Siedelungen dieser Gegend angesprochen werden muß. In ihren traulichen Bürgergelassen hat sie sich noch Zeugen aus vier Jahrhunderten bewahrt. So reden Stadt und Feste ihre eigene

Sprache für den, der auch den Steinen Leben und Farbe zu leihen vermag. — —

Nähert man sich zu Fuß Kronach, so wächst das Entzücken über den so malerischen Aufbau mit jedem Schritte. Man braucht nicht Künstler zu sein, um dieses Empfinden warmen Herzens zu teilen. Jedes für Schönheit empfängliche Auge haftet festgebannt an diesem Bilde. Das gilt für den gesamten Aufbau wie für die reizvollen Einzelheiten, die sich harmonisch zusammenfügen. Bewundernd haftet der Blick an der trutzigen Feste, deren mächtige, graue Mauern Geschichte auszuströmen scheinen. Mit ihren gewaltigen Bastionen bildete sie ein zähes Bollwerk, an dem der Ansturm und die Wut der Feinde immer wieder abprallen mußte. Die einst so streitbaren Bischöfe und Fürstbischöfe von Bamberg hielten durch Jahrhunderte ihre Hand schützend über Feste und Stadt. Treue um Treue hieß es damals zwischen Kronach und Bamberg. Und da der Heldenmut der Bürger und ihrer tapferen Frauen immer wieder glänzende Proben bestand, so ward Kronach ausgezeichnet und belohnt, daß sein Ruf und Ruhm sich weit über das schöne Frankenland hinaus schwang. Viel Blut ist um den Besitz dieser Burg geflossen, deren Mauern steil sich zur Altstadt niederstürzen, und als wolle die Natur das Erinnern an die Schreckenstage vergangener Jahrhunderte mildern und lindern, schmückte sie den düsteren Mauerkranz mit köstlichem Laubgewoge breitwipfliger Bäume.

Zwischen den altersgrauen Mauern der Feste Rosenberg und dem von malerischen Türmen teilweise noch umstellten Stadtgraben baut sich die Altstadt mit ihren Giebelhäusern und ehrwürdigen Profanbauten auf. Noch tiefer erstand dann der neuere Stadtteil. In drei Abstufungen erhebt sich das hohe Dach der katholischen Stadtkirche, eines schönen Hallenbaus aus dem 15. Jahrhundert. Im spätgotischen Stile fügt sich die Kapelle an. Hier auf dem Kirchplatze erhebt sich auch im Barockstil die vom Fürstbischof Melchior Otto 1654 gestiftete Ehrensäule. Der geistliche Landesherr wollte damit vor aller Welt die Waffentaten feiern, welche seine getreuen Kronacher im Bunde mit ihren Frauen gegen einen übermächtigen Gegner ausgeführt hatten. Denn wenn die Bürgerschaft die bereits in der Stadt wüßt hausenden

Hussiten durch eigenes Verbrennen eines Stadttheiles davon-gejagt hatten, so wehrten sie auch einen dreimaligen harten Angriff der Schweden siegreich ab und retteten die Feste. Selbst ein Bernhard von Weimar mußte geschlagen und unverrichteter Sache wieder abziehen. Es wird erzählt, daß damals die Schweden sollen vier gefangengenommenen Kronachern die Haut abgezogen haben. Darauf auch beziehen sich die Schildhalter in dem Stadtwappen und dem Wappen an der Ruhmessäule. Dies von dem Fürstbischof neu verliehene Wappen zeigt zwei geschundene Männer sowie einen Teil des geistlichen Wappens. Aber der hohe Herr tat noch mehr in seiner Dankbarkeit. Er schenkte der Stadt die Rittergüter Stodheim und Haslach und bewirkte beim Kaiser, daß dieser dem Räte der heldenmütigen Stadt das spanische Habit sowie eine güldene Ehrenkette verlieh. Kunstfreunde und Geschichtsforscher werden ihre Freude immer wieder bei einem Rundgange um und durch das Städtlein finden. Und immer wieder erinnern Wappen, Jahreszahlen und Inschriften an Mauern und Toren, daß hier durch Jahrhunderte die starken Herren vom Bischofsstuhle zu Bamberg regierten, denen ja auch droben die Feste ein beliebter Sitz so lange gewesen ist.

Auch auf Spuren der Belagerungen stößt man immer wieder. So am Bamberger Thor. Ein hier sichtbarer rosa-farbener Mauerteil bezeichnet die Stelle, wo 1634 die Schweden Bresche schossen. Eine Inschrift am Tore erzählt davon:

„Anno 1634 den 21. Martij,  
 Diese Mauer nimb in acht,  
 Da mit einer großen Macht  
 Vom Herzog Bernhard von Weimar  
 Drauf Sturm geloffen, doch Gottes Gnad  
 Den Bürgern Sieg verliehen hat.“ —

Es ist mir immer ein besonderes Behagen, an den Gräben und Umwallungen kleiner, verträumter Städtlein hinzuschlendern. Die Neuzeit versinkt dann vor meinen Sinnen. Ich sehe die Bürger dann wieder im festlichen Schmucke mit Wehr und pelzverbrämter Kappe Sonntags lustwandeln, sehe sie droben auf den grauen Mauern stehen, die Gänge entlang eilen, die Türme armieren, um dem anstürmenden Feinde tapfere Gegenwehr zu leisten. Und Kronach ist solch



Marktplatz mit Rathaus in Lichtenfels



ein Ort, bunte Bilder des Mittelalters heraufzubeschwören. Und schreitet man dann durch die freundlichen Berggassen, über den Markt und Kirchplatz hin, so nicken uns die Giebel zu, vertraut und heimlich, und ein Klingen und Raunen scheint durch die Steine zu gehen, als wollten Jahrhunderte zu uns reden.

Da grüßt mit kraftvollem Steinunterbau und reizvollem Fachwertgeschöß darüber das Wirtshaus „Zum scharfen Eck“. Eine Tafel daran erzählt uns, daß hier im Oktober 1472 der späterhin durch die Fülle seiner Bilder und seine innigen Beziehungen zu den Reformatoren berühmt gewordene Maler Lukas Cranach geboren wurde. Er hieß ursprünglich Müller, nahm dann den Namen seiner Heimatstadt an, der aus Cranach zu Kronach wandelte. Als Hofmaler des Kurfürsten Friedrich des Weisen kam er 1504 nach Wittenberg. Sein gnädiger Herr verlieh ihm das bekannte Wappen: eine geflügelte Schlange, welche einen Ring im Maule trägt. Cranach ward ein tapferer Mitstreiter für die Lehre Luthers. Ihm danken wir auch das beste Bildnis des großen Reformators. Nach wechselvollen Schicksalen starb er hochgeehrt zu Weimar am 16. Oktober 1553. Seine Nachkommen sind späterhin in den Adelsstand erhoben worden. Ein Nachkomme sitzt heute als kunstsinziger Hüter und Schloßhauptmann auf der Wartburg. —

Am ehrwürdigen Rathause vorüber steigen wir langsam den Weg zur Feste Rosenberg empor. Schmuckanlagen begleiten uns. Dahinter dehnt sich rauschender Hochwald. Kraftvoll, zur Bewunderung zwingend, baut sich vor uns die jungfräuliche Feste auf. Wie so oft ist auch ihr Schicksal mit dem der Stadt zu ihren Füßen innig verschmolzen.

Stadt Kronach ist einst nach dem Wasser benannt, an dem sich die Hütten der ersten germanischen Ansiedler erhoben. Dort besaß das Bertold Luitpoldsche Haus einst freies Eigen. Anfang des 11. Jahrhunderts erbte es Judith, die Tochter des Gaugrafen im Radenzgau. Später kam es an Kaiser Heinrich IV., dessen Sohn Heinrich V. es als freies Eigen dem Altar des Heiligen Petrus in der Kirche Bamberg 1122 schenkte. Im Jahre 1186 zeigt sich erstmals ein Bamberger Dienstmannengeschlecht, das sich Chrana nannte. Früh-

zeitig finden wir auch zu Kronach den Sitz eines vier Archidiaconats von Bamberg. 1256 vereinte Bischof Heinrich von Bamberg die Pfarrei von Krana mit dem Domkapitel. Während des Meranier Erbfolgestreites hatten die Grafen von Orlamünde Besitz von der Burg Rosenberg genommen, mußten diese aber laut Langenstadter Schiedspruch 1260 an Bamberg zurückgeben.

Von diesem Tage begann der Aufschwung der Stadt. Denn die Bischöfe erwiesen sich als gütige, gerechte und großzügige Gebieter. Wie sie der Stadt und der Burg äußerlich ihr Gepräge aufdrückten, so sorgten sie auch dafür, daß Kronach im deutschen Reiche stets mit Achtung genannt werden sollte. Und immer wieder muß betont werden, daß in der tausendjährigen Geschichte Stadt und Festung niemals in feindliche Hände gerieten. Der Heldenmut der Bürger leuchtet glänzend auf der Ehrentafel der Stadt. Daß weder Hussiten noch Schweden Kronach erobern konnten, ward schon erwähnt. Auch welch ruhmvollen Anteil die Frauen und Mädchen an diesen Heldentaten besaßen. Droben auf der östlichen Bastion der Burg erhebt sich die sogenannte Schwedenlinde. Dort hin findet alljährlich feierlich eine Prozession statt. Und zur Erinnerung an die tapferen Frauen ist es ihren Nachkommen gestattet, den Vortritt vor dem Allerheiligsten einzunehmen. —

Die Fürstbischöfe hatten weislich dafür gesorgt, Burg Rosenberg immer fester und widerstandsfähiger auszubauen. Und ein jeder Kirchenfürst ließ dann, wie heute noch zu schauen ist, sein Wappen an dem von ihm geschaffenen Burgtteil einfügen. So war es denn auch möglich, im Siebenjährigen Kriege den Angriff der Preußen abzuwehren. Am 7. Oktober 1806 war der Weltbezwinger Napoleon in Kronach eingeritten, sein Bruder Jérôme schlug hier sein Hauptquartier auf. Napoleon war so begeistert von der Festung, daß er Befehl gab, die Bastionen stark zu armieren. Da er von hier aus seinen Kriegszug gegen Preußen eröffnete, so wollte er sich den Rückzug unter Umständen decken und ließ zu diesem Zwecke 1500 Mann Bayern in Kronach zurück. Es sollte für die Stadt eine Auszeichnung sein, die sie aber selbst bezahlen mußte. Das fröhlich-gute Leben der Soldaten hat dann Kronach nicht weniger denn 235 112 Gulden gekostet.

1806 kam Kronach an Bayern und ist es dann auch verblieben. 1868 wurde Rosenberg ihres Charakters als Festung entkleidet. Gleich der Plassenburg und Koburg erniedrigte man sie, indem man Teile des Baues in eine Strafanstalt wandelte. Doch wurde bereits 1875 dieser unwürdige Zustand aufgehoben. Durch Kauf ging im Jahre 1888 die herrliche Festung in den Besitz der Stadt über. Um die Kosten der Unterhaltung dieses weitläufigen Baues zu mindern, wurde ein Teil der Baulichkeiten vermietet. Den zahlreichen Besuchern aber, welche zwischen Frühling und Winter den Schloßberg hinanpilgern, ward eine gemütliche Wirtschaft droben eingerichtet. Diese befindet sich auf der Bastion Marie und bietet entzückende Ausblicke in die hier zusammengehenden Bachtäler wie weit hinaus nach Thüringen und dem Frankenlande. —

Das große Festungstor, durch welches wir in den Bereich der Feste Rosenberg eintreten, zeigt außer der Jahreszahl 1662 das Wappen des Fürstbischofs Philipp Valentin. Über den inneren Wallgraben und an der ehemaligen Hauptwache vorüber gelangen wir zum zweiten Tore, das von dem „Dicke Turm“ und dem Observationsturm begrenzt wird. Hier zeigt der Torbogen sogar das Wappen zweier Kirchenfürsten von Bamberg: Philipp, Grafen von Henneberg, und Johann Philipp von Gelbsattel. Der Dicke Turm erinnert mit seinen Wappen an den Fürstbischof Weigand von Redwitz. Der Hof, auf dem wir stehen, weist einen Ziehbrunnen auf und wird links von dem ehemaligen Zeughaus eingeschlossen. Erbauer dieses Teiles der Festung war der Fürstbischof Ernst von Mengersdorf. Weiter hinauf kommen wir an dem Hause Rosenberg vorüber, das damals die Zellen für die Sträflinge umschloß. Allenthalben gewahren wir Jahreszahlen und bischöfliche Wappen, mit denen kurz aber eindringlich genug die Kirchenfürsten die Baugeschichte der Festung in den Stein schreiben ließen.

Dann kommt ein freier Platz, der ehemals als Reitbahn und Geschützhof verwendet wurde. Hier steht der sogenannte Salzturm, hier prangt die ehemalige bischöfliche Residenz. Die eingemeißelte gotische Inschrift erzählt uns von dem Fürstbischof Georg I. von Schaumberg. Ein Festsaal sowie die bischöfliche Hauskapelle ist noch zu sehen. Auf einer stei-

nernen Brücke überschreiten wir den alten Schloßgraben und stehen nun im inneren Hofe. Hier reißt sich der uralte gewaltige Wachturm empor, ein ehrwürdiger Zeuge aus fernsten Tagen, wohl das älteste Bauwerk der Feste. Im Jahre 1571 wurde dem Steinriesen ein Treppentürmchen angebaut. Das kuppelförmige Dach des Wachturmes mußte 1813 einer Plattform weichen, die man mit Geschützen spickte. Ferner wurde oben ein noch heute sichtbares bombensicheres Gewölbe eingebaut. Nahe des Turmes finden wir ferner mit einem gleichfalls bombensicherem Gewölbe den tiefen Festungsbrunnen, der sich hinab bis zur Sohle des Flusses senkt. Seine Außenseite zeigt eine Inschrift folgenden Inhaltes: „Maximilian Joseph von Bayern, Erbauer der beiden Gewölbe, über dem Brunnen und im Turme 1813.“ —

Unsere Wanderung führt uns zurück zum Schloßtor, dann durch eine kleine Pforte, einen Gewölbengang hinaus ins Freie. Da steht das ehemalige Kommandantenhaus, ebenso finden wir hier die eingebaute Festungskapelle. Wir schreiten die Bastionen langsam entlang. Auf der 1647 vollendeten Bastion Maximilian steht die wohl im gleichen Jahre gepflanzte Schwedenlinde. Unser Rundgang endet auf der Bastion Marie. Da sitzen wir nieder und genießen das Glück der stillen Stunde. Ein paar lichte Wölkchen segeln über die blaue Himmelsbahn. Weich und würzig streift die Luft vorüber. Im Norden schimmert der dunkle Thüringer Wald, südlich lacht in voller Wonne das liebe Frankenland. Uns am nächsten aber dehnt sich der ernste Frankenwald. Ernst und schweigend in seinen stillen Nadelwäldern, in deren Weltvergessenheit nur die sprudelnden Wildwasser Leben und Bewegung tragen. Die aber auf diesen Waldwassern die gefällten Waldriesen flußabwärts führen, die bekannten Flößer, tragen trotz mancher Entbehrung und Mühe ihrer Arbeit den echt fränkischen Humor, die quellende Lebensheiterkeit in den Herzen. Auf ihren zusammengebundenen Stämmen kommen sie truppweise die Bergwasser heruntergefahren, die Luft mit Liedern und frohem Zuruf füllend. Und wenn drunten in Kronach das ersehnte Schützenfest anhebt, da fehlt wohl kaum einer der lustigen Flößer. Da kreisen die Maßkrüge, Juchzer und Lieder steigen, und die alte Feste Rosenberg horcht auf. Im Laufe der Jahrhunderte hat sie es

immer wieder erfahren, daß alles hienieden nur ein Wechsel ist, daß Menschenleid und -lust sich ablösen, wie Sturm und Wolkenschatten dem milden Himmelslichte immer wieder weichen müssen. — — —

Folgt man von Kronach der Bahn aufwärts bis zum Gebirgskamme des Thüringer Waldes, wo erstere den Rennstieg und zugleich die Wasserscheide überschneidet, so gelangt man jetzt in das Quellgebiet der Loquitz und zugleich in den nördlichsten Zipfel Bayerns, den ob seiner fernen Lage Nebelwollen und mangelnde Kenntnis als das „bayrische Sibirien“ seit langem bezeichnet. Und doch winkt in diesen herrlichen Tälern ein gefegnetes Wandern. Doch weht unter den stolzen Weißtannen und auf den weit hinauslugenden freien Höhen eine Luft, die unwillkürlich die Brust tiefer atmen läßt. Und mitten in dieser Wald- und Bergespracht erhebt sich schimmernd wie der heilige Gral die fränkisch-thüringer Grenzwarde, die stolze Mantelburg im Volksmunde noch immer geheißt, Burg Lauenstein!

Ist unser Bahnzug diesseits des Rennstiegs atemschnaufend die südliche Haßlach hinangeächzt, so stürzt er sich nun jenseits „Steinbach vor dem Walde“ wie jauchzend hinab in das enge, von dunklen Tannen eingerahmte Tal der nördlichen Haßlach, bis unter einem wahrhaft kühnen Diadukt die Häuser von Ludwigstadt auftauchen, ein Bild, das mit Kirche, Rathaus, Markt und Gassen wie eine ausgepackte Spielzeugschachtel anmutet. Eine kleine Zweigbahn leitet von Ludwigstadt hinüber nach Lehesten, der „Hochschule deutschen Schiefergewerbes“. Denn von Lehesten nach allen Richtungen ausstrahlend, hinab bis Gräfenenthal und weiter die Täler der Loquitz, ist die romantische Bergwelt durchsetzt mit Schieferbrüchen, deren Schutthalden, düstere Bauten und oft wie Nester an den Felsen klebenden Arbeiterhütten der Gegend bis zum Rennstieg hinan ein eigenartiges Gepräge geben. Bayern und Meiningen teilen sich in diese viele Jahrhunderte alte Industrie. Platten für Dach- und Hausbekleidungen, Tafeln für unsere ABC-Schützen, Griffel und Werksteine sowie dunkle Einlagen für Waschtische bilden in der Hauptsache die Ausfuhr-Erzeugnisse. Der Schiefer aus den Riesensteinbrüchen bei Lehesten genießt europäischen Ruf. Wer immer in diesen Nordzipfel Bayerns einmal hineintaucht,

der wende seine Schritte nach Lehesten. Eine völlig neue Welt erschließt sich ihm hier. Und trifft er auf einem einsamen Berggange auf einen Schieferbruch, so wird ihn auch hier eine Poesie von ganz eigenem Stimmungsgehalte umwehen. — —

Von Ludwigstadt wandere man zu Fuß das schöne Loquitztal hinab, bis plötzlich hoch über und vor uns in gebietender Schönheit Burg Lauenstein auf blauen Himmel scharf hingebeizt auftaucht. Dieser erste Anblick bleibt im Herzen haften. Am Ausgange von Ludwigstadt steht die ehemalige Marienkapelle, vielleicht eines der ältesten Bauwerke Bayerns überhaupt. Es war ein Rundbau aus Findlingen, stark ummauert, innen mit einem erhöhten Rundgang. Uralte romanische, winzige Fenster ließen ein wenig Tageshelle in den dämmerigen Raum einfallen. Die Kapelle stammt wahrscheinlich noch aus jenen fernen Tagen, da Karl der Große das Christentum mit Bibel, Kreuz und — — Schwert auch ins Frankenland tragen ließ. Als späterhin der Ort eine Kirche empfing, geriet die Kapelle, im Volksmunde noch immer „Clus“ genannt, in Verfall und Vergessenheit. Bayern hatte für dieses ehrwürdige Denkmal fern in „Sibirien“ kein Interesse. Am Ende zog ein junger Hufschmied hinein. Er durchbrach einen Teil der Fenster, schuf einen Eingang, setzte ein flottes Dach auf die Kapelle und tagsüber klang nun Hammerschlag aus der offenen Thür, Flammen loderten auf ruhigem Herde, Eisen klirrte. In den Fenstern glühten Geranien, und in dem einstmaligen Gotteshause wohnte nun die Arbeit und friedvolles Familienglück. Alle Bitten und Hinweise bei der Regierung, in München, zu retten, was noch zu retten sei, blieben ungehört. So ward ein kostbares Denkmal im Loquitztale hingeopfert. So viele schreiten heute an der fröhlichen Hufschmiede vorüber, nicht ahnend, daß hier in den Steinen mehr denn ein Jahrtausend zu uns redet. —

In prachtvollen Windungen hat sich die Loquitz vor undenklichen Zeiten in das Bergmassiv eingewühlt und ein Tal von seltener Schönheit geschaffen. Rege Industrie durchpulst den Grund, durch den der Fluß über Kiesel und Geschiebe ungestüm vorwärts drängt. Schäumend nehen seine blaugrünen Wellen die Ufer, doppelt dem Auge erfreulich, wenn der Wiesengrund in Blüten steht. Die Abwässer der

mächtigen Schieferbrüche bei Lehesten haben leider auch die Louquik vergiftet und jedes organische Leben in ihr ertötet. Dahin ist der einstige Fischreichtum. Hübsche Siedelungen füllen die Talsohle. An der linken Talwand windet sich hoch oben die von Saalfeld heraufkommende Bahn entlang. Über Ottendorf, Neuhüttendorf und Kupferhammer leitet die breite Straße. Und wie wieder einmal unser Auge sich hebt, strahlt vor uns wie ein Gebilde, das seinen Sitz in den lichten, schwebenden Wolken hat, die stolze Burg Lauenstein.

Als ich vor Jahren wieder einmal abends, aus dem verstummenden Hochwalde tretend, mich ihr näherte, da sang ich ihr dankbar zu:

Dich, Lauenstein, trag ich im Herzen mein,  
Bleib mir von Glück ein Sinnbild treu und rein!  
Mit Turm und Zinnen schaust in weite Fernen,  
Blickst aufwärts zu des Himmels ew'gen Sternen.

Was unten gärt an Menschenhaß und Krieg,  
Was kümmert's dich? Glaub' an der Liebe Sieg!  
Empor zum Licht! Dort wohnt ein tief Vergessen,  
Ein Glück, beseligend und unermessen. — —

Wer zu Fuß die Berge überschreitet und dann, aus dem dunklen Frankenwalde tretend, zum ersten Male diese Feste schaut, dem stockt der Schritt. Der bleibt wie festgebannt stehen und meint, ein Wunder sei ihm plötzlich aus der Felsen Schoß herauf zum Tageslichte gestiegen. Und wie ein Märchenbild mutet auch der einsam ragende Lauenstein an. Ringsum recken die düster bewaldeten Bergköpfe und Kämme sich empor, drunten in der Tiefe blickt der nimmer ruhende Fluß, und hoch darüber schwebt das Steinbild der Grenzveste. Kraftvoll gefügt, ernst in ihren Formen, durch die Fülle der Türme und Giebel doch auch wieder reich gegliedert, bietet die alte Mantelburg ein Bild dar, an dem Maler und Wanderpoeten immer wieder ihre helle Freude haben müssen. Wer hier droben heimisch werden durfte, der weiß auch, daß hier inmitten unserer rastlos drängenden, modernen Welt sich ein Ruhehafen aufgetan hat, in dem Frau Romantik Unterschlupf fand. Unvergeßlich für dieses

Leben aber bleiben die Jahre, da Gastfreundschaft mich hierher immer wieder lockte, da das weitläufige Schloß noch nicht wie heute fremden Gästen erschlossen war. Da in dem kühn gewölbten mächtigen Rittersaale das häusliche Leben der Familie des Burgherrn sich abspielte, Becher klangen, Lied und Lautenschlag erklang, im tiefen Kamin das Feuer der Buchenscheite loderte, während draußen die Nacht mit tausend Augen durch die Burgfenster hereinblickte. Und wenn Frau Minne durch den Raum leise schritt, dann klirrten die Waffen der Gepanzerten an den Wänden, Schilde schlugen jauchzend aneinander, die Heiligen mit Goldschein neigten sich in Demut, Raunen und Flüstern ging durch den herrlich gewölbten Saal. Wo lag dann die schlimme Welt? Burg Lauenstein in seiner Poesie war Siegerin über alle Sorgen und Sinne geworden.

Noch vor zwei Jahrzehnten sprach niemand von der alten Mantelburg. Und ich selbst, bekannt zwischen Saale und Werra, hatte nie diese Stätte betreten, die anscheinend dem Verfall und Vergessen für immer anheimgefallen war. Und war doch eine Kaiserstätte, über deren Mauern im Jahre 1915 nun ein Jahrtausend schweren Fluges gerauscht ist! Der die Burg aber zu neuem Leben und Glanze rief, der öffnete mir eines Tages weit die Tore. Da habe ich dieses Juwel deutschen Burgenbaues kennen gelernt, den Reichtum seiner Innenschätze und seiner wundersamen Stimmungen. Da bin ich immer wieder, oft auf lange Zeit hier eingekehrt, wenn der Kuckuck im erwachten Hochwalde rief, wenn Sommerwind droben am Rennstieg über die weiten Bergmatten sang, auf der in Tausenden von güldenen Sternen das Wohlverleih (Arnika) leuchtete, wenn Herbststürme die alten Wetterfahnen auf den Dächern im tollen Wirbel drehten oder lautlos der Schnee Tal, Berge und Schloß immer höher einmummelte. Und immer waren es Tage voll Poesie und Wanderfreuden. Immer wieder griff die Romantik dieser einzigen Stätte mir ins Herz und ließ heimlich-stille Wunderblumen herausblühen. Den fahrenden Gesellen hat es seitdem weit, weit hinaus in die Lande getrieben, aber selbst unter der Sonne des so treulos gewordenen Italiens, im Anblicke von Wunderwerken von Kunst und Natur, blieb ein treues Erinnern an den Lauenstein. Die stumme Sprache des Frankenwaldes, das

Rauschen der ruhelosen Loquit: die Melodie ist nie ganz in mir verklungen. — —

Wenn Überlieferungen recht behalten, so rundete sich, wie schon bemerkt, im Jahre 1915 ein Jahrtausend, seitdem hier droben auf dem Spitztegel Stein auf Stein sich zur ersten Burganlage übereinander fügten. Dies soll unter Kaiser Konrad I. geschehen sein, der hier, wie auch noch an anderen Orten längs der Saale Steinkvesten ließ gegen die immer fecker und begehrlicher von Osten heranwogenden Slawen aufzuführen. Unter diesem Kaiser oder einem seiner Nachfolger, den herrlichen Sachsenkaisern, ward der Lauenstein mit allen ihn umgebenden Schutzgebieten den Grafen von Henneberg verliehen. Dieses Geschlecht war in Franken und Südhüringen bereits reich begütert und genoß die besondere Gunst des Kaiserhauses. Der ehrwürdige Geschichtsschreiber Eccartus erzählt in seinem „Originibus Thuringiacis“, daß im Jahre 945 Graf Poppo I. von Henneberg, Graf zu Lauenstein, sei in Ludwigstadt in der Kapelle beigesezt worden. Das war in der heutigen Hufschmiede. Als ich vor Jahren auch mal wieder diese Hufschmiede betrat, packte der junge Meister eine lange Eisenstange und stieß sie durch ein Loch des Estrichs in die hohle Tiefe. Die weißen Zähne dann zeigend, lachte er mich an: „Da unten kommt kein Mensch hin. Da haben sie früher die alten Kurfürsten begraben!“ —

Seit jenen fernen Tagen ward dann Ludwigstadt das Erbbegräbnis der Besitzer der Burg Lauenstein. Als dann die uralte Marienkapelle für den Kult geschlossen wurde, war inzwischen die Michaeliskirche erbaut, in deren Gewölbe nun die Herren von Lauenstein ihren letzten Weg nahmen. Verschiedene interessante Grabdenkmäler erzählen dort noch heute davon. —

Auf die Henneberger sind dann die mächtigen Orlamünder gefolgt. Der Name Lauenstein ist gar oft von dem Wappentier der Orlamünder, dem Löwen, abgeleitet, also Löwenstein. Das bleibt ein Irrtum. Noch 1337 findet man urkundlich den Namen Lewinsten. Die niederdeutsche Endung „sten“ weist den rechten Weg. Sie deutet auf eine sehr frühe Zeit zurück. Laubenstein, Lewinsten, Lauenstein ist der Sels im Blattwerk der Holzgewächse, einst inmitten von

Laubwäldungen germanischen Urwaldes erstanden. So hat aller Wahrscheinlichkeit nach die erste Steinveste bereits diesen Namen getragen, ehe die Orlamünder ihren Einzug hielten.

Im Volksmunde findet man auch heute vielfach die Bezeichnung Mantelburg für den Lauenstein. Diese ist aber viel jüngeren Ursprungs. Loubirnsten-Lewinsten wies uns auf Laubwäldungen hin. Mantel aber ist auch um Ludwigsstadt herum der einst viel gebräuchliche Sondernamen für Föhre, Kiefer. Eine regellose Forstwirtschaft hatte mehr und mehr den früheren Waldbestand vernichtet. Die genügsamere Föhre hatte dazwischen Platz ergriffen. So wandelte des Volkes umschaffende Phantasie den Lauenstein in eine Mantelburg, die von Föhren umstandene Steinveste.

Wann der Übergang der Herrschaft im Loquitzthale erfolgte, hüllt sich in Dunkel. Eine Überlieferung aber hält daran fest, daß es im Jahre 1002 war, da Graf Wilhelm von Orlamünde mit reichem Gefolge dem deutsch-römischen Kaiser Heinrich II. entgegenritt, um ihn dann als erlauchten Gast hinan zum Lauenstein zu begleiten. Das war ein hoher Ehrentag für die Veste. Munter wehten die Banner von den Türmen und Zinnen und drinnen im Bankettsaal glänzte das Gold und Silber der Gefäße, den kaiserlichen Gast zu ehren. Heinrich II. hat dann einige Zeit droben gewohnt, und als er endlich schied, kargte er nicht mit gnädigen Beweisen seiner Huld. So erließ er vor allem von jetzt ab den schweren Tribut, den die Burginsassen bisher mußten den deutschen Königen entrichten.

Das Geschlecht derer von Orlamünde zweigte sich in drei Linien auseinander:

Orlamünde an der Saale,  
Plassenburg ob Kulmbach,  
Lauenstein an der Loquitz.

Elf Grafen herrschten auf dem Lauenstein. Leider huldigten die Herren von Lauenstein, dem gemütvollen Zug der Zeit folgend, ebenfalls dem Stegreifrittertum. Es erschien als keine Schande, wehrlose Kaufleute zu überfallen, die Wagenbeute an sich zu reißen, die Gefangenen aber gegen hohes Lösegeld erst wieder auszuliefern. Als nun Kaiser Rudolf von Habsburg ein Jahr in Erfurt droben im St.

Peterskloster als Gast saß und die Klagen der bedrängten Bürger immer dringlicher an sein Ohr schollen, da machte er sich auf, unterstützt von den Erfurtern, und zerstörte 66 Raubburgen im Jahre 1290. Darunter befand sich auch die Burg Kaiser Konrads II. Von dieser ersten Burganlage haben sich bis heute noch interessante Teile erhalten. Dazu zählen kraftvolle Innen- sowie Außenmauern, ein nach Süden hervorspringendes Tor der Innenburg und endlich der Stumpf des gewaltigen Bergfrits, dessen ährenförmig aufgeführtes Mauerwerk schon manche Sehde burgenkundiger Geschichtsschreiber angezettelt hat. —

Es war im Jahre 1390, da Graf Otto VI. von Orlamünde daran ging, aus den Trümmern die Burg der Väter wieder erstehen zu lassen. Als Wiedererbauer der Burg steht er noch heute im Ansehen. Sein irdisch Teil ruht in der St. Michaeliskirche zu Ludwigstadt, wo auch, in der Südwand eingelassen, sein Epitaphium noch zu schauen ist. Geschichtsfälschung hat ihn auch zum Vater jenes unseligen Weibes gemacht, deren Erinnern an eine Blutschuld es zu der unheimlichen Gestalt der „Weißen Frau“ stempelte. Diese Sage aber hat mit dem Lauenstein durchaus nichts zu schaffen. Soweit überhaupt von einer geschichtlichen Unterlage zu sprechen ist, ist der Boden dieser Sage allein auf der Plassenburg ob Kulmbach zu suchen.

Mit Friedrich VI. erlosch im Jahre 1486 die Lauensteiner Linie der Orlamünder. Es war zugleich die letzte der drei Linien, welche sich noch bis dahin selbständig und unabhängig erhalten hatte. Die Burg selbst war bereits im Jahre 1430 an die Grafen von Gleichen gekommen. Ihnen folgten rasch aufeinander als Besitzer die Grafen von Schwarzburg, die Ritter von Mosin, Herren von Heimburg, von Seldeneck, Grafen von Mansfeld. Am Johannistag 1506 ging dann der gesamte Besitz von Lauenstein an den Freiherrn Heinrich, Ritter von Thüna, über. Damit trat die Burg in eine bedeutsame Wendung ein.

Es war ein kunstfrohes, kluges und gebildetes Geschlecht, das im Banne der Renaissance mit reichen Mitteln bestrebt blieb, nun auch äußerlich den geläuterten, von Italien beeinflussten Geschmack zum starken Ausdruck zu bringen. Der

Thünasche Flügel auf Lauenstein und vor allem alles das, was er an Innenräumen, Rittersaal, weiten Dielen, Treppen, Portalen, wundervollen Decken, Kaminen und sonderlei birgt, er ist der beste Anwalt für dieses herrliche Geschlecht, das hier wie auch noch in anderen Bauten der Umgebung seinen Stempel aufdrückte.

Unter den Herren von Thüna ragt vor allem Friedrich von Thüna empor, Hauptmann zu Weimar, Hofrichter und Geheimer Rat. Er ist es gewesen, dem das deutsche Volk die Sicherung seines großen Reformators Martin Luther verdankt. Friedrich von Thüna war seinem Herrn, dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen, der bereits einige Tage vorher in Worms eingetroffen war, nachgefolgt. Mit zwei Edlen hatte der Lauensteiner den kühnen Augustiner Mönch in die Reichsstadt geleitet. Am 16. April 1521 führte er ihn dort in die Herberge, zwei Tage darauf hinein in den Reichstagsaal. Auf dem Wege zum Reichstage redete der edle Burgherr dem Reformator tapferen Mut ein. Luther selbst berichtet darüber: „Derweilen ich also redet, begehrt sie von mir, ich soll es noch einmal wiederholen mit lateinischen Worten, aber ich schwitzte sehr und war mir des Getümmels halber sehr heiß und daß ich gar unter den Fürsten stand, doch sagte Herr Friedrich von Thüna zu mir: „Könnt Ihr es nicht, so ist's genug, Herr Doktor!“ Aber ich wiederholte alle meine Worte lateinisch, das gefiel Herzog Friedrich, dem Kurfürsten, überaus wohl.“

Hier in Worms ist es denn auch gewesen, wo Friedrich von Thüna in Erkennung der Gefahr, die über dem Haupte Luthers schwebte, seinem Kurfürsten den Rat heimlich gab, den Reformator auf seiner Heimreise mit seinem Wissen aufzuheben und in Sicherheit auf die Wartburg zu bringen. Luther blieb seinem Volke erhalten, und um den Namen des Kurfürsten wandt sich der Ruhm, den Reformator gerettet zu haben. Der Burgherr, als ein echter Diener seines Herrn, trat dabei still in den Schatten.

Friedrich von Thüna mag übrigens nicht zu oft im Loquittale geweilt haben. Seine vielseitigen Pflichten bannten ihn an Weimar und an den Kurfürsten fest. Alle Zeitgenossen sind aber in der Beurteilung seines Charakters sich

darin einig, daß außer der Treue ihm hoher Mut und Weisheit eigen waren, und daß seine Beredsamkeit epigrammatisch zugespitzt gewesen sei. Ganz köstlich schreibt Luther einmal über das prächtige Verhältnis zwischen dem Kurfürsten und Thüna: „daß der weise und kluge, verständigste Mann, Friedrich von Thüna, Ritter, von Churfürsten Friedrichen von Sachsen, einmal hat Urlaub gebeten, da hatte der Churfürst zu ihm gesagt: Lieber Thun, du siehest, das regiren ein schwer Ding ist, und ich bedarff dazu geschickter Leute, ich kan deiner nicht entperen, wiewols dein Alter nicht länger ertragen wil, daß du zu Hofe senest, so muß du doch Gedult haben, Gleich wie ich auch muß geduldig sein. Denn wenn ich es nicht tun wil und du auch nicht, wer wils denn thun? Darumb kan ich dich nicht von mir lassen.“ — —

Acht Tage vor der grausigen Bauernschlacht bei Franckenhäusen, am 5. Mai 1525, schied der Kurfürst nach schmerzhaften Leiden aus der Welt. Tief ergriffen zog sich nun Friedrich von Thüna auf den Lauenstein zurück. Dort hat er dann fast noch ein Jahrzehnt gefessen, ehe er hochbetagt und tief betrauert aus dem Leben ging. Unter seinem Enkel, der wieder Friedrich hieß, empfing die Burg innen wie außen ihren höchsten Glanz. Mit vollen Händen und reichsten Mitteln ging der begeisterte Burgherr daran, den Lauenstein zu einem Sitze umzuwandeln, in dem Kunst und Kunsthandwerk ihre edelsten Blüten trieben. Es war eine Gebelaune über ihn gekommen, die an Verschwendung hart grenzte. An seinen Nachkommen hat sich dann auch diese niemals rechnende Lebensfreudigkeit bitter gerächt. Bis zum Jahre 1622 saßen die Herren von Thüna noch im Loquitzthale. Aber sie waren stiller geworden und hatten umlernen müssen. Die Einnahmen ließen nicht mehr so reichlich ein. Zu tief hatte der geniale Vorgänger in die Truhen gegriffen. Dazu gesellten sich nun die Wehen des dreißigjährigen Krieges. Und endlich sah sich Georg Sittig von Thüna, bedrängt und sorgenreich, gezwungen, den Gesamtbesiß für 40 000 Goldgulden an den Markgrafen Christian von Kulmbach-Bayreuth im Jahre 1622 zu verkaufen. Der Stern war über dem Hause Thüna für immer erloschen. Das Geschlecht der Freiherren von Thüna lebt heute noch in Weimar. Auf sechs Augen gestellt, dient es dem Vaterlande, und Kunst und Wissen-

schaft werden in dem kleinen Kreise noch immer treulich gepflegt wie einst in den Tagen des großen Ahnen Friedrich von Thüna. — —

Als das markgräfliche Haus ausgestorben war, geriet der Besitz von Lauenstein an das Königreich Preußen. Das war 1791. Von den Hohenzollern ist es dann an das Haus Wittelsbach mit dem Wiener Frieden übergegangen. Und bairisch ist es dann auch verblieben. Aber der Glanz war entflohen und eine gütige Beachtung fehlte. Es kam das böse Wort „Sibirien“ auf. Das hieß so viel wie Verbannung und Vergessen. So ging es dann auch rasch abwärts mit aller Burgherrlichkeit.

Das sonst so kunstfrohe Bayern hatte für die kunstgeschichtlichen Stätten des Loquitztales nicht einen Deut übrig. Wie es die ehrwürdige Marienkapelle zu Ludwigstadt der Zerstörung gelassen preisgab, so schloß es der Kaiserburg gegenüber fest beide Augen zu. Der Lauenstein wurde zuerst Sitz eines Amtsgerichtes. Doch die steile Lage, die weite Entfernung zu dem abendlichen Schoppen bereitete dem bairischen Landrichter Sondinger arge Herzenspein. Er richtete Beschwerde auf Beschwerde nach München, ihn doch dieses unbequemen Postens hier oben zu entheben und das Amtsgericht nach Ludwigstadt zu verlegen. Er predigte tauben Ohren. Da machte er im Jahre 1806 kurzen Prozeß. Mit seinen Aktenbündeln siedelte er höchst selbstherrlich nach Ludwigstadt und setzte sich daselbst fest. Dort ist er dann auch sitzen geblieben, bis die Regierung sich bequemte, in Ludwigstadt ein eigenes Amtsgericht zu erbauen. —

Das nun völlig leerstehende Schloß verfiel nun mehr und mehr. Da entschloß man sich in München, es an einen Bürger aus dem Loquitztale billig zu verkaufen. Als nach ein paar Jahrzehnten der Sohn dieses Mannes verarmte, bildete sich eine Genossenschaft von Gläubigern, welche nun den Lauenstein an arme Leute vermietete. Gegen 25 Familien von Schieferbrucharbeitern hielten jetzt droben Einzug, wo einst der Graf Wilhelm von Orlamünde dem Kaiser Heinrich prunkende Gastfreundschaft angeboten hatte. In dem köstlichen Renaissancebau Christophs von Thüna wurden die Decken vernagelt und überpinselt, der herrliche Rittersaal

in kleine Wohnungen abgeteilt, in denen sich zwischen den armseligen Menschen Hühner, Gänse und Schweine lustig tummelten. Auf dem Burghofe hüpften die Ziegen einher, und an den Flammenstößen der Kamine fand man sich an kalten Tagen zusammen. Burg Lauenstein schien dem Untergange für immer geweiht. Wenn der Sturm nächstens um die grauen Mauern brauste, war es ein wehmütig-herbes Lied von dem Verfall einstiger Größe und Schönheit. —

Dann aber schlug doch die Stunde der Erlösung. Die Nacht der Trübnis und bitterer Demütigung gebar einen hellen Stern. Auferstehungsfreude nahte. Es war im Jahre 1896, da Dr. jur. Ehrhardt Meßmer aus Halle die Burg käuflich an sich brachte. Die romantische Sehnsucht nach solch einem Heim, tiefste Kunstfreude und der Hang, aus Verfall wieder etwas Schönes dem Lichte zuzuführen, leiteten ihn. Holzwände und Brettervernagelungen wurden entfernt und mit wachsendem Staunen und Freude entdeckte man die köstlichsten Decken in den einzelnen Räumen, legte Malereien frei, und stellte bewundernd einen Rittersaal in einer Größe und Pracht wieder her, wie innerhalb Deutschlands nur noch wenige Burgen solchen aufzuweisen haben. Ein tüchtiger Baumeister ward gerufen. Es war ja in der äußeren Gestalt fast alles noch gut erhalten, so daß die Gefahr, eine Theaterburg jetzt herzustellen, völlig ausgeschlossen blieb. Und dann begann man schrittweise mit der inneren Einrichtung und Ausstattung. Jahrelanges Sammeln von kunstvollem Urväterhausrat bot eine treffliche Unterlage. Das Frankenland bot dann die weitere Schatzkammer. Unermüdlieh blieb der neue Besitzer bemüht, seiner Burg fränkische Kunst zuzuführen und sie damit zugleich zu einem fortan schützenden Heim altfränkischer Erzeugnisse auf allen Gebieten des Kunsthandwerks zu machen. Und dieses Sinnen und Sorgen blieb dem neuen Burgherrn bis heute treu. —

So ragt denn Burg Lauenstein, die ehrwürdige Mantelburg, wie eine Königin hoch über dem Loquitztale, fesselnd in ihrer äußeren Gestaltung, anheimelnd in der Inneneinrichtung. Freudiger darf der blitzende Fluß wieder seine Lieder zu ihr hinauf finden. Die Stürme, die über das Gebirge donnern, huldigen ihrer Schönheit, und aus allen Gauen Deutschlands und noch weiter drüber hinaus kommen

in Scharen kunstbegeisterte Menschen, der einsamen Herrlichkeit dieser Grenzveste zu huldigen. Das bayrische Land darf aber heute stolz auf die wiedererstandene deutsche Kaiserburg sein. — — —

Von dem malerischen Dorfe Lauenstein windet sich durch Jungwald, den der Burgherr mühereich anlegen ließ, der Weg im Bogen um den Bergtegel zur Veste. Ein ganz wundervoller Anstieg! Immer herrlicher entfaltet sich tief unten das Talbild, Berg reiht sich an Berg, und im Süden bildet die blaue Kette des Hochwaldes, der dort den Rennstieg begleitet, den stimmungsvollsten Rahmen. Reste von Tor und Turm, ein reizendes Bauernhäuschen, Mauern und zur Rechten der kraftvoll austrocknende Bau der Hauptburg begleiten uns, wenn wir die äußere Burgwallung umschreiten. Dann halten wir am „Burgfried“ dem ehemaligen Amtshause. Es dient den Zwecken der Gastwirtschaft. Gegenüber führt eine breite, jetzt feste Brücke über den Wallgraben zu dem mächtigen Burgtor. Der rote brandenburgische Adler schmückt die Torflügel. Ein Meisterwerk altdeutscher Schmiedekunst bildet das Riesenschloß dieses Haupteinganges. Über diesem Eingang lesen wir den vom neuen Burgherrn verfaßten Spruch:

„Dies Schloß — einst eine feste Burg,  
Erbaut in Kriegsgefahren —  
Fortan als Denkmal deutscher Kunst  
Mag Gott es uns bewahren.“

Ein hoher Glockenturm und die Wohnung des Torwarts schließen sich links an. Das Tor öffnet sich uns. Wir stehen im inneren Burghofe. Überraschung bannt uns an die Stelle. Inmitten des Hofes steigt von Weiden und Gebüsch anmutig gerahmt eine Wassersäule klingend in die Luft. Links zieht sich ein malerischer, von Rosen umblühter Wehrgang hin. Gegenüber steigt der Thünasche Schloßbau empor. Zur Rechten erblickt man den alten Orlamünder Flügel, vor dem sich eine offene, von plumpen Säulen getragene Wandelhalle legt. Noch näher rechts grüßt uns der älteste Teil der Burganlage, der Rumpf des Bergfrits und das düstere Torgewölbe, das ehemals den Orlamündern als Ausgangspforte diente.

Und nun hinein in das Schloß! Trepp-auf und ab, die weitläufigen Bauten mit ihren Gängen und breiten Dielen,



Burg Lauenstein



hinauf bis unter das mächtige Dach, hinab in die unterirdischen Kellereien, die so umfangreich sind, daß Wagen könnten darin verkehren. Ich will hier nicht den Museumsführer spielen. Selbst kommen, selbst schauen und bewundern, und dann sich der Stätte freuen und sie genießen, die inmitten des modernen Völkergetriebes eine so friedvolle, harmonische und schönheitsvolle Stätte für ruhesuchende Gemüter bildet. Denn wer hier vor Anker einmal ging, der kehrt immer wieder gern hierher zurück, Tage, Wochen sich des beschaulich-romantischen Zaubers hinzugeben. Erinnerungen an gesellige Stunden, was die Steine ihm anvertrauten, die Gipfel ihm leuchteten, der Frankenwald mit schweren Wipfeln in seine Seele rauschte: er kommt nicht mehr los daheim von dem Bilde, das sich ihm fest einprägte. — —

Eine Fülle von Prunk- und Wohnräumen umschließen die beiden Burgteile. Im Orlamünder Flügel fesselt der uralte Bankettsaal mit seinen tiefen Fensternischen, im Thünabau neben dem köstlichen Jagdzimmer der weite Rittersaal. Als das Schloß noch nicht dem Fremdenverkehr übergeben war, bildete der Rittersaal den Mittelpunkt des Familienverkehrs. Hier am prasselnden Kaminfeuer wurde geplaudert und gebekert, gesungen und geträumt. Hier fand man sich zu jeder Mahlzeit einst zusammen, und wenn die Nacht über Tal und Bergwälder niedersank, entzündeten sich Kerzen und Kienspanhalter, höher sprasselte das Feuer in dem tief eingebauten Kamin auf. Und wob mal für Minuten Stille durch den reichgeschmückten Raum, so hörte man im Winde die Wetterfahnen stöhnen, ab und zu schrie ein Käuzchen auf, Murmeln lief über die Mauern hin, oder das verlorene Gebell eines Hundes aus dem Oberdorfe klang halb verweht durch die dunkle Nacht. Das waren die Stunden unsagbaren Burgzaubers.

Burg Lauenstein! Dich trag' ich wirklich im Herzen mein! Bald zwei Jahrzehnte sind verflossen, in dem ich immer wieder hier ein und ausging. Menschen kamen und gingen. Augen und Hände fanden sich und die Herzen rückten enger zueinander. Und viele von ihnen sind inzwischen dahin gegangen, von wannen keiner zurückkehrt. Oder das Leben nahm sie in seine tollen Wirbel und zog sie still in die Tiefe. Du aber ragst stolz und hehr in die wandernden Wolken hinein, geküßt von dem ersten Morgenglühen, weich um-

schmeichelt von des sinkenden Tages Feuergarben. Und immer ist lautere Schönheit um deinem Bilde. —

Wer dich einmal auffuchen will, der tue es, wenn die Heckenrose ihre Augen aufgeschlagen hat, wenn auf den Matten das erste Heu düftet und Meister Kuckuck tief drinnen im Walde dir dein Lebensalter ausrechnet. Geheimnisvolles Drängen und Sehnen füllt dann die Welt. Du wirfst dich dann wohl am Waldesrande nieder, du blickst versonnen in all das Flimmern und Blühen. Du lauschst auf wie in Ewigkeiten und weißt wahrhaftig nicht, ob du lachen oder weinen sollst. Aber ein Glück ist um dich und in dir und macht dich vergessen, was immer dich beschwert.

Dann tauche hinein in die Bergwelt des Frankenwaldes. Moos dämpft deine Schritte, Vogelstimmen geben dir das Geleite, und Wipfel und Wildwasser singen dir ein Lied von Wandern und von Liebe. Und dann teilt sich die immergrüne Wand. Helle strömt dir entgegen. Scharf eingerissen windet sich ein Tal zu deinen Füßen, Bergkulissen reihen sich aneinander. Dahinter leuchten auf sonnbeglänzten Kämmen schiefergedeckte, welteinsame Siedelungen. Inmitten dieses weitgeschwungenen Rahmens aber prangt das Ziel des Tages: die ehrwürdige Mantelburg. Hinüber zu ihr!

Du schwingst jauchzend deinen Hut ihr zu. Dein Auge gleitet über die Mauerzinnen und Türme, über Wehrgang und Erker, über Wälle und Fensterreihen. Denn dies Zauberbild will festgehalten sein. Über Matten hinab, über eine kleine Schlucht. Dann die letzte Anhöhe empor. Nun stehst du auf dem Vorplatz zwischen Burgfried und dem mächtigen Eingangstor. Heiteres Leben umschwirrt dich. Frankenmädchen huschen dazwischen hin und her. Eine hohe, elastische Gestalt schreitet dir entgegen. Der Burgherr. Er reicht dir die Hand. Du bist daheim. Hinter dir versinkt die Welt. Jahrhunderte mit ihr. Dann stehst du in dem Raume, der dir für die kommenden Wochen dein Ruhhaus bilden soll. Die Kunst vergangener Tage redet zu dir eindringlich. Anheimelnd und gemüthvoll scheint dich jedes Stück des alten Hausrates zu begrüßen. Durch das offene Fenster quillt der Sonne freudiger Gruß. Du vernimmst das feine Wehen des Sommerwindes und das Rauschen der Loquit in der Tiefe. Burgzauber hält nun auch dich in seinem Banne. — — —

## Lichtenfels und Umgebung.

In dem blühenden Garten Oberfrankens, den der Main in anmutigen Windungen durchströmt, nimmt das Städtlein Lichtenfels gleichsam die Stellung einer Eckbastion ein. Der Fluß, welcher bisher von Ost nach West seine Fluten geruh-sam sandte, wendet sich nun bei Lichtenfels im Bogen nach Süden, um zwischen den weithin leuchtenden Kathedralen von Banz und Vierzehnheiligen seinen Lauf fortzusetzen. Uraltes Klosterland legt sich weit um Lichtenfels. Und zwar war es das umfangreiche und herrliche Kloster Langheim, das bis über Kulmbach hinaus allüberall den Stempel seiner Macht und seines Reichthumes aufdrückte.

Wohin wir auch die Schritte ringsum lenken, allüberall stoßen wir auf Spuren dieser mit reichsten Mitteln fürstlich einst schaltenden Abtei. Allein die Prachtbauten, welche dieses Kloster im Schutze der Plassenburg drunten in Kulmbach aufführen ließ, sprechen beredt genug von dem Einflusse und der herrschenden Stellung Langheims. Aber die Insassen des Klosters nützten nicht nur ihre Macht aus und füaten Besitz auf Besitz ihren Gütern zu, getreu den Grundsätzen des Zisterzienser-Ordens lag ihnen ebenso daran, mit der Ausbreitung von Kultur und Christentum auch Künste und Wissenschaft zu fördern und zu beleben. So ward Kloster Langheim für diesen Teil des Frankenlandes eine durch Jahrhunderte frisch strömende Quelle des Segens. Darum lebt sein Angedenken treu und dankbar im Erinnern nachfolgender Generationen weiter. — — —

Klosterlangheim, wie es der Volksmund heute noch im Gegensatz zu dem nachbarlichen Dorfe Oberlangheim nennt, ward als eine fromme Stätte im Jahre 1132 begründet. Es gab bereits eine Siedelung Langheim, welche von den Brüdern Hermann, Wolfram und Gundelach von Stahleß dem Bischofstum Bamberg als Kirchengut überwiesen worden war. Diesen Besitz nun übermittelte der Bischof Otto von Bamberg, Apostel der Pommern, dem Orden der Zisterzienser, und zwar beauftragte er das Kloster Ebrach, in Langheim eine Abtei zu begründen, welche zu Ehren der heiligen Mutter

Gottes fortan ihre Tätigkeit im Frankenlande ausüben sollte. Am 1. August des genannten Jahres legte der später heilig gesprochene Bischof selbst den Grundstein zu der frommen Stätte. Das freundlich geweitete, von der Sonne belebte Tal war ja so ganz für den Orden geschaffen, der in der Abarbeitung der Scholle durch Jahrhunderte so unendlichen Segen austreute. Besagt doch ein alter lateinischer Spruch:

„Bernardus valles, montes Benedictus amabat;  
Oppida franciscus, magnas Ignatius urbes.“

(Die Zisterzienser lieben die Täler,  
Die Benediktiner die Berge,  
Die Franziskaner feste Plätze,  
Die Jesuiten große Städte.)

Als zehn Jahre verflossen waren, grüßten die Neubauten des Klosters auf und ab das liebliche Tal. Die Einweihung von der Klosterstätte fand aber erst im Jahre 1154 durch Bischof Eberhard von Bamberg statt. Ein rascher Aufschwung war Langheim beschieden. Denn nicht nur die Gunst der Kaiser, Könige und Fürsten neigte sich ihm zu, es war auch für einen großen Teil des umliegenden fränkischen Adels geradezu Ehrensache geworden, hier an geweihter Stätte einmal den narbenbedeckten Leib still zu betten. So fanden auch die letzten Meranier hier ihre friedliche Ruhestatt. So flossen die Mittel überreich dem jungen Kloster zu, das sich nun geschickt und klug bestrebt zeigte, immer weiter seine Machtbefugnis auszudehnen, den Reichtum seiner Liegenschaften zu vermehren. Langheim war die Erbgruft des Adels geworden, und die feierlichen, gut bezahlten Totenmessen reihten sich eine an die andere an. Aber eine starke Tätigkeit der Mönche kam nun dem Lande zugute. Kolonisationsmäßig gingen die fleißigen Zisterzienser vor. Sie waren auch treffliche Baumeister, übten Musik und widmeten sich der Jugenderziehung.

Kaiser Rudolf I. war es, der im Jahre 1274 Langheim unter den besonderen Schutz der Nürnberger Butiglaren stellte, und zwar aus dem Grunde, das Kloster völlig frei zu halten von anderen Ansprüchen, die sich etwa unter dem Vorwande eines Schutzes herandrängen konnten und die Freiheit der klösterlichen Niederlassung gefährdeten.

Butiglar bedeutet eigentlich Mundschent. So waren die Butiglarer kaiserliche Beamte. Sie hatten die Oberaufsicht über die Forst- und Seidelmeister, und die Finanzverwaltung stand ebenso unter ihnen. Beliebt im Volke müssen sie übrigens wenig gewesen sein. Man sagte ihnen Eigennutz und Habsucht nach, daß sie sich auf Kosten von Kaiser und Reich die eigenen Taschen füllten. Singt doch im Jahre 1347 der Dichter Hugo von Trimberg in Bamberg in seinem „Renner“ wenig schmeichelhaft:

„Auch achte die Buttiglere  
Daz selte in sei die Butte lere.“

War und blieb der Kaiser auch der Oberherr, so stand doch das Kloster noch im besonderen Schutze erst der Herzöge von Meran, dann später unter den Burggrafen. Waldrecht und Ausübung des Hochgerichts waren damit für Langheim verbunden. Das nachbarliche Bamberg konnte darob im Innersten nicht recht erbaut sein. So gern hätte es das stark heraufblühende Kloster unter seine eigene Schutzherrschaft gebracht. Dies zu erreichen, wandte es bald Gewalt an, bald überwies es Langheim Schenkungen. Doch weder Rute noch Apfel vermochte die Zisterzienser zu anderer Gesinnung zu bewegen. Die blutigen Wirren der Jahrhunderte gingen auch an Langheim nicht spurlos vorüber. Der Husitenfall 1429 zerstörte einen Teil des Klosters, der dann wieder aufgebaut wurde. Auch der Bauernkrieg im Jahre 1525 sollte der Abtei übel mitspielen. Während einige Dörfer die klösterlichen Güter zu Trieb und Hochstadt fast dem Erdboden gleich machten, waren es die Lichtenfeller, welche die Abtei ausplünderten und dann Kirche, Kloster und alle Ökonomiegebäude den Flammen preisgaben. Die Mönche waren voll Schrecken nach allen Richtungen entflohen: Abt Johann V. hatte Zuflucht in Koburg gefunden. Es war eine schwere Heimsuchung für das Kloster gewesen, die schwerste seit den Tagen seiner Begründung. Lange währte es, bis die verstreuten Klosterinsassen sich wieder zusammengefunden hatten. Nun regte sich die Baulust der Zisterzienser. Ein herrlicher Neubau erstand, unter Benützung der noch erhaltenen alten Teile. Während dieser harten Prüfungszeit

war aber Bamberg nicht müßig geblieben. Was es all die Jahrhunderte vergeblich angestrebt hatte, das riß es jetzt mit Gewalt an sich. Es war im Jahre 1600, da Kloster Langheim gezwungen wurde, die Ober- und Schutzherrschaft des Fürstbischofs von Bamberg anzuerkennen. Diese hat dann auch bis zur Aufhebung der Abtei bestanden. —

Auch äußerlich den langersehnten Sieg Bambergs zu verkünden, ward Langheim gezwungen, an den Neubauten allüberall das fürstbischöfliche Wappen anzubringen. Der dreißigjährige Krieg zerstreute noch einmal die Bewohner des Klosters. Als dann Friede in deutsche Lande eingezogen war, ging man daran, einen Umbau des Klosters vorzunehmen. Schaut man die Abbildungen der Klosterniederlassung aus jenen Tagen an, so meint man den Abriß einer kleinen Stadt zu sehen. Denn Langheim war nicht nur dem Dienste Gottes geweiht. Eine Fülle von Baulichkeiten waren dem Unterrichtszwecke der Jugend, waren der Kunst, dem Handwerk, dem Ackerbau und einer ausgedehnten Viehzucht gewidmet. Und welch ein hehres Gotteshaus hob da seine schlanken Spitztürme in die Luft empor! Besaß doch die Kirche allein dreizehn Altäre!

Doch alle Herrlichkeit und aller kirchlicher Pomp sollte nur zu bald vernichtet werden. Wie es gekommen, blieb für immer unaufgeklärt. Am Morgen des 7. Mai 1802 brach plötzlich ein Feuer aus, das sich in kurzer Zeit über den gesamten Klosterbau verbreitete. Alles, alles ging in den wütenden Flammen auf. Nicht einmal die Bibliothek konnte gerettet werden. Der prachtvollte Konventsbau zeigte nur noch Ruinen, da man endlich des Feuers Herr geworden war. Einige Mönche verblieben in den Anbauten, der Abt hingegen mit den älteren Klosterbrüdern nahm Zuflucht in auswärtig gelegenen Klosterbesitzungen. Ein kleiner Teil Mönche fand auf Kloster Banz gastliche Aufnahme. Man hatte die Ruine notwendig wieder ausgeflickt. Auch diese Liebesmühe sollte vergeblich sein. Weihnachten 1802 erschien der kurfürstliche Kommissar Merz mit einigen Begleitern und nahm das Inventar auf. Was noch vorhanden war, wurde für 93000 Gulden versteigert, die Güter wurden anderweitig verpachtet. Am 24. Juni 1803 nachmittags 1 Uhr traf dann der Syndikus Reiser ein, um den kurfürstlichen Entschluß feierlich

zu verkünden, daß Kloster Langheim für immer aufgehoben und aufgelöst sei. Das war das Totengeläut für die einst so mächtige Zisterzienser-Abtei. —

Der letzte Abt empfing eine Jahresrente von 8000 Gulden sowie freie Wohnung in Trieb, wo er am 21. März 1814 das Zeitliche segnete. Es waren 48 Konventualen, die mit ihrem Abt zusammen nun für immer der frommen Stätte Lebewohl sagten. Auf neun Bauernhöfen hatten bisher Pächter des Klosters gefessen. Ihre Bewirtschaftung der klösterlichen Güter zeigte aber so viele Mißzustände, daß sich endlich die Regierung entschloß, die Verträge aufzuheben und die Güter zu verkaufen. So ward eine Dorfgemeinde gebildet. Um bequemer Neubauten aufzuführen, erging dann die Verordnung, das ohnehin baufällige Kloster abzubrechen. Die einst so herrliche, machtgebietende Anlage verschwand vom Erdboden. Was die neuen Ansiedler an Steinen nicht gebrauchten, das wanderte weiter fort. So ging ein Teil davon nach Lichtenfels und Lichtenau, ebenso wurde die große Porzellanfabrik in Schney aus Steinen errichtet, die sich einst zu dem hehren Bau der mächtigen Abtei übereinandergesügt hatten. Auch die heutige kleine Kirche zu Langheim ward aus demselben Material erbaut. Nur ein wehmütiger Rest entflohener Klosterherrlichkeit blieb unangetastet stehen, und was sich an diesem an Steinmehlschmud und Fenstern erhalten hat, legt ein wehmütig-ernstes Zeugnis ab von dem, was einst als berechtigter Stolz und eine Sehenswürdigkeit des Maintales gefeiert ward.

Den Wanderern, die heute ihre Schritte nach Langheim einmal lenken, dem ist ein gar trauliches und anheimelndes Braustübl hier aufgetan, künstlerisch und gemütvoll eingerichtet. Hier muß man rasten. Da kommen die Erinnerungen von allein angegangen und ziehen in bunten Bildern an der träumenden Seele vorüber. Und unwillkürlich lauschen wir dann wohl auf, ob nicht plötzlich die Glocken anheben, ihre warmen Grüße hinaus in das sonnensflimmernde Land zu senden, über das friedvoll die weißen Wolken segeln und der Sommerwind die goldbraunen Ährenfelder leise wie mit Gotteshand segnend streichelt. — — —

Wer von Langheim sich auf Lichtenfels wendet, der nimmt gern in heißen Tagen den sogenannten Prälatenweg

unter die Füße. Er geleitet uns ein gut Stück durch raunenden Wald, bis wir endlich die Straße betreten, welche von Trieb nach Lichtenfels läuft. Des Weges Kundige, die nicht mit der Zeit zu geizen brauchen, richten aber gern ihre Schritte erst nach der Hohen Eller, einem prächtigen Stück Wald- und Bergeinsamkeit. 473 Meter hoch, bildet das wild zerrissene Gebiet der Hohen Eller die nach Norden vorgeschobene Bastion des Alten Staffelberges, von dem aus der Spitzberg die Verbindung zum eigentlichen Staffelberge herstellt, dem jährlich von Tausenden aufgesuchten Wallfahrtsorte, seitdem einst Schaffel begeistert Berg und Eremit besang.

Dichtes Unterholz bedeckt den Rücken, die Schroffen und Schluchten der Hohen Eller. Zumeist setzt sich diese wunder-same Waldwildnis aus Laubholz zusammen. Doch auch Nadel-gehölz ist da und dort eingesprengt, und oben auf der Höhe heben breitschattende Buchen und Eichen ihre schweren Wipfel. Schlupf- und Pirschpfade durchkreuzen die Wirrnis. Mir war beim ersten Betreten dieses köstlichen Waldgebietes ein trefflicher Führer zur Seite. So ging es auf und ab, kletternd, dann wieder durch zusammenschlagende Büsche sich Bahn brechend. Hielten wir dann und wann mal an, so vernahmen wir Sommermärchen, welche der feine, laue Wind in den Kronen über uns sang. Dann war's wieder still, nur nieder-tollerndes Gestein, das unter unseren Füßen sich löste, unter-brach das weite Schweigen. Als wolle dieser Wald ein großes Geheimnis wahren.

Und dann lag mit einem Schlage vor uns ein Stück tiefer auf einer Kalkterrasse ein Blochhaus. Ein Pirschhaus von Jagdfreunden aus Lichtenfels. Hinab den steinigen Pfad. Mein Begleiter öffnete die Tür. Er stieß die Fensterladen zurück und trat dann ein paar Schritte zurück, sich an meiner Überraschung fröhlich weidend. Drüben, dicht umrauscht und umkränzt von Laubbäumen, hob sich wie ein Märchenbild die herrliche Wallfahrtskirche von Dierzehnheiligen. Ihre schlanken Türme griffen sieghaft in den glutenden Abend-himmel. Und dahinter blaute das Maintal, Höhen an Höhen gereiht, sehnsuchtsweckend, alle Tiefen der Seele aufrührend. Da stand ich lange und nahm das stille, fromme Bild fest in mein Herz.

Noch den Namen in das Gastbuch eingetragen, dann

stiegen wir wieder zum Rücken der Eller hinan. Einmal lockte auch eine schlichte Bank am Waldesrande. Da saßen wir nieder. Ähnlich wie vom Staffelberge, nur ein wenig im Umfange eingeschränkt, öffnet sich hier ein Landschaftsgemälde von bezwingender Schönheit. Bis zu den blauen, fernen Bergen des Thüringer Waldes weitet sich das Bild. Die Feste Koburg grüßt im Abendschimmer. Näher heran Siedelungen an Siedelungen. In der Tiefe aber weitet sich das herrliche Tal, vom Main, der immer wieder aufblüht, silbern durchwunden. In das weite Schweigen, das uns umfing, verwehte leise der letzte Sang nestsuchender Abendvögel. — —

Der Gang von der Eller hinüber in das kleine bayrische Städtlein Lichtenfels erfordert eine kleine Stunde. Es geht zwischen Wiesen und Ackerbreiten im sanftsten Auf und Nieder hin, und das Auge wird nicht müde, sich dabei des lieblichen Rundbildes zu erfreuen. Die zum Theil dichtbewaldeten Berge rahmen den so oft besungenen Mainstrom wie mit warmen Armen ein, und ihre sonnbeglänzten Kuppen schauen dem heimatlichen Wasser noch lange nach, ehe der Duft der Ferne es sacht in sich aufnimmt. Wenn dann die Glocken der katholischen Kirche drüben einsetzen und ihr herrliches Geläut über das Maintal zieht, dann horcht der Lichtenfeller wohl stolz auf. Denn die gleichen Glocken sangen einst von den Türmen der vernichteten Abtei Langheim, deren letzter Abt, Candidus Hämmerlein, 1814 auch seine letzte Ruhstatt in dem Gotteshause zu Lichtenfels fand. — —

Wer seine Kenntniss von Lichtenfels nur von dem wirren, geräuschvollen Treiben an dem wenig erfreulich anmutenden Bahnhofe zieht, der tut dem friedlichen Städtchen, das sich am linken Mainufer aufbaut, bitter unrecht. Was da auf seiner Fahrt zwischen Thüringen, Bayern und Bayreuth und Frankenwald auf dem Bahnsteige oder in den Wartesälen sich tummelt, gibt sich nur in den seltensten Fällen mal einen Ruck, dem Städtlein einen Besuch abzustatten. Und ich muß gestehen, auch ich zählte durch Jahre zu jenen, die achselzuckend das nachbarliche Städtlein mieden. Heute kenne ich seine stillen Reize. Kenne die Poesie, die über seinem langgezogenen, mit altertümlischen Bauten besetzten Marktplatze webt, an dessen Ausgang das Kronacher Thor mit seiner weltlichen Turmhaube Wache steht, wo über den steilen Sattel-

dächern von Bürgergefaſſen der Turm der ſo ſtimmungsvollen katholiſchen Kirche ſich erhebt. Und wer, wie ich, zur Sommerzeit einen ſo gaſtfrohen, von dem Ereignis des Tages gehobenen Abend im Kreiſe begeiſterter Vaterlandsfreunde durfte erleben, dem hat ſich Lindenfels für immer ins Herz geſchrieben. —

Beträchtlich alt iſt Lichtenfels, wenn auch die Urkunden über ſeine Entſtehung abhanden gekommen ſind. Seinen Namen empfing es von einer Feſte, die auf „freiem, lichten, das iſt weitausblickenden Felſen“ ſich erhob. Es war dies das Hauptſchloß, das auf dem Rücken des heutigen Burgberges ſeine Türme und Zinnen den Wolken entgegenhob. Noch vor einigen Jahren ſah man droben Grundmauern und ſonſtige Überreſte, bis man leider dieſe aushob, um aus ihnen das beliebte Ausflugsziel „Bergſchlößchen“ zu erbauen. Der Hauptteil des Steinmaterials der Burg Lichtenfels ward freilich bereits im Jahre 1743 zum Bau des Rathauſes verwandt. —

Tiefer gelegen finden wir an der Stadtmauer das zweite Schloß, im Volksmunde der „Kaſtenboden“ genannt. Außer verſchiedenen Inſchriften zeigt es noch zwei reizvolle Erker und verſchiedenen Steinmehſchmuck. Urprünglich war es im Beſitz der Herren von Schaumberg, kam ſpäter an das Stift Bamberg, das es nun wieder an die Stadt verkaufte. Heute befindet ſich in den Räumen unter dem ſteilen, geſchieferten Satteldache der Lagerraum der Aktiengeſellſchaft für einheimiſche Korbwaren-Induſtrie, die in Lichtenfels großen Aufſchwung gewann. Dieſes ehemalige Schloß, einſt Knoßberg heißen, ſoll alter Überlieferung nach durch einen unterirdiſchen Gang mit dem Hauptſchloſſe, der ehrwürdigen Meraner Burg Lichtenfels, geſtanden haben. Man hat allerdings auch bei Gelegenheit Spuren eines ſolchen Ganges entdeckt.

Befonders der langgedehnte Marktplatz, den das Kronacher Tor ſowie das Bamberger Tor oben und unten abſchließen, weiſt eine Reihe intereſſanter Bürgerhäuſer auf. Auch auf zwei aus Langheim hierher verſetzte Häuſer im Rokokoſtil fällt mit Behagen das Auge. Das Rathaus weiſt ein Doppelwappen auf, das der Stadt ſowie das des Stiftes Bamberg. Eine grün umbuſchte Kreuzigungsgruppe erhebt

sich davor. Weiter oben zeigt sich, den Platz belebend, der Floriansbrunnen. Im neuen Stadtteil außerhalb des Kronacher Tores fällt die im gotischen Stile mit hohem, schlanken Spitzturme 1902—1903 erbaute protestantische Pfarrkirche auf, ein leuchtender Schmuck des Städtleins. Vom Stimmungshauch hohen Alters aber unwittert, bietet sich die seitlich am Marktplatz gelegene katholische Stadtpfarrkirche. Jahrhunderte grüßen uns hier. Von dem ersten Kirchlein sind aber kaum noch Spuren vorhanden. Dann aber haben die Jahrhunderte an dem Bau geschaffen, der uns heute so fesselnd erscheint. Schon im Jahre 1129 wird urkundlich ein Pfarrer von Lichtenfels angeführt.

Als während eines Gewitters 1552 sich über der südlichen Pforte ein mächtiger Stein aus der Fensteröffnung löste und niederschlug, wurde er wieder kunstvoll eingefügt und die Kunde dieses Ereignisses wurde nun auch in gutgemeinten Versen der Kirchenmauer beigegeben. Als am 14. Oktober 1562 Kaiser Ferdinand zu Besuch in Lichtenfels weilte, hat er dann auch mit Verwunderung davon Kenntnis genommen, und die guten Bürger säumten darauf nicht, auch die kaiserliche Äußerung sorglich an der Mauer in einer Inschrift festzulegen. —

Das Innere der Kirche mit dem lichtdurchfluteten Chor, den mit Altären reichgeschmückten Seitenschiffen, den Gemälden und sonstigen Zieraten, ruft bei dem süßen Dämmerlichte, das selbst am Tage den heiligen Raum füllt, einen tiefen Reiz hervor. Ich habe hier an einem Vormittage lange Zeit still und einsam in Gedanken gesessen. Draußen spazierte die Sonne mit hellen, munteren Augen über das Marktpflaster und blinzelte in die Fenster der Bürgergelasse neugierig hinein. Ab und zu ratterte ein Wagen vorüber. Halb gedämpft hallte das Lachen am Kirchplatz spielender Kinder in die wundersame Stille, die mich umfing und meine Seele aus dem Tiefstand dieser Welt hinaus hob in Ewigkeitsgefilde. — — —

In einer Urkunde vom Jahre 1127 wird des Ortes Lichtenfels zuerst gedacht. Ein „freier Mann“ von Giech bezeugt darin nebst einem Grafen Reginboto den Verkauf eines Gutes an das Kloster Michaelsberg in Bamberg. Dieser

Graf Reginboto besaß eine einzige Tochter Kunizza, welche mit dem Grafen Poppo von Andechs vermählt war. Damit war Burg Lichtenfels an das Haus der Meranier gekommen. Doch nicht allzu lange. „Eheirungen“ brachten die Gatten in Unfrieden, und endlich wurden beide in einer öffentlichen Synode getrennt. Obwohl nun Kunizza einen Sohn besaß, übermachte sie trotzdem die Schlösser Giech und Lichtenfels mit sämlichem zugehörigen Besiß an den Bischof von Bamberg, während sie selbst den Schleier nahm. Fehden zwischen den Grafengeschlechtern und dem Stift Bamberg konnten naturgemäß nicht ausbleiben. Man schlug sich die Köpfe blutig und verhärtete sich immer tiefer in Feindschaft. König Konrad machte endlich auf einem Fürstentag zu Forchheim 1149 dem unerquidlichen Streite ein Ende. Burg Lichtenfels fiel an das stolze Haus der Meranier zurück, aber nicht mehr als freies Eigen, sondern als Bamberger Lehn. Lichtenfels besaß ursprünglich wohl nur einen Ortsrichter, unter den Meranier Herzögen erscheint erstmals 1225 ein Friedrich als Schultheiß daselbst. Otto VII., Herzog von Meran, Pfalzgraf von Burgund, erhob um 1234 Lichtenfels zu einem Markte und legte die Befestigungen um das Städtlein. 1248 starb auf Burg Niefen der letzte Meranier, Otto VIII. Und wieder entbrannten heftige Streitigkeiten um Lichtenfels zwischen den Schwägern des letzten Meraniers, sowie den Burggrafen von Nürnberg und dem Bischofstifte Bamberg. Abwechselnd gelangte nun Lichtenfels an das Geschlecht der Truhendinger und an Bamberg, bis endlich letzteres nach der völligen Verarmung der Truhendinger dauernd Herr wurde. Es setzte im 13. Jahrhundert einen bischöflichen Amtmann ein, der bis zur Säkularisation des Bistums Bamberg auch verblieb.

Schicksalsschläge sind Lichtenfels nicht erspart geblieben. Die Hussiten bedrängten gar heftig den Ort, der Markgräflische Krieg 1553 sowie der 30jährige Krieg brachten der Burg starken Schaden, so daß sie von da ab langsam verfiel. Plünderungen, Pest, Erdbeben, Überschwemmungen und Feuersnot legten der Treue der Bürgerschaft harte Proben auf. Durch den Frieden von Luneville (9. Februar 1801) kam Lichtenfels an die Krone Bayerns. Und gut bayrisch ist es seitdem immer mehr geworden. — — —

Das Städtlein Lichtenfels ist ein gutes Standquartier für alle diejenigen, welche für ein paar Tage die Schönheiten des weitgeschwungenen Talkessels wollen durchstreifen, durch das der Mainstrom sein blickendes Band geworfen hat. Was Scheffel uns allen in die Herzen sang: „Ich wollt', mir wüchsen Flügel!“ ... sie mögen es nachempfinden. Wandern von Berg zu Berg, in den Klöstern Einspruch halten, beim Eremit vom Staffelsstein Erinnerungen nachgehen, und wenn der Tag sich zum Abschied rüstet, dann sollen sie wieder über den Marktplatz Lichtenfels schreiten, hinaus das Kronacher Tor und dann links sich wenden, wo in dem „Bürgerbräu“ seit Jahr und Tag eine stimmungsvolle Stätte geschaffen worden ist, die sich frohbewußt sehen lassen darf. Glühende Heimatsliebe, Begeisterung, Freude am poetischen Pokulieren, ein trefflicher Sinn für behaglich-malerische Ausstattung echt deutscher Räume haben hier etwas erstehen lassen, auf das Lichtenfels stolz sein darf. Und es werden die Zeiten kommen, wo all die fahrenden Leute, Wanderer aller Art, Vereine, Musensöhne, hierher ihre Schritte lenken, einen Abend mal in echt deutsch-stimmungsvoller Umgebung des Lebens Freude ausklingen zu lassen.

Am Garten rauscht der schöne Brunnen, der als Schmuß in Muschelkalk aus den Ziegenfelder Fels gehauen, das Bild der alten Meranierburg Lichtenfels zeigt. Und dann hinein in die eigenartig ausgestalteten Gasträume, in denen jede Ecke einen anderen Charakter trägt. Am Ende aber winkt die Scheffel-Klausen. Meister Josephus zu Ehren, dessen Name hier im Maintale in aller Munde ist, ward diese so überaus trauliche, echt deutsche Kneipstätte geschaffen. Und der schwäbische Sänger würde selbst seine Freude haben, dürfte er heute hier eintreten und sich niedersetzen im Kreise feuchtfrohlicher Mannen, beim schäumenden Krüge der Lieder lauschen, dem Klange der Zither, dem frohen Zurufe, der begeisterten Vaterlandstreue.

Hier prangt sein wohlgetroffenes Bildnis über dem Haupttisch. Daneben steht ein Modell des an dem Staffelsberg geplanten Denkmals. Andere Erinnerungen erzählen noch von dem Dichter, auch die eine Strophe aus seinem unsterblichen Wanderliede: „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein.“ Und wie im „Rathause“ auf Gabelbach ob Ilmenau,

so hat man auch hier als Nachbar des Sängers dem Schmied des Deutschen Reiches, Otto von Bismarck, einen Ehrenplatz gegeben.

Die Ausstattung der Scheffelklause ist ein kleines Meisterwerk. Die ganze Gemütsinnigkeit deutschen Wesens tritt uns hier vor die Sinne. Kein Volk der Erde besitzt in gleichem Maße die Gabe und das Empfinden, in einen dem geselligen Frohsein geweihten Raum alles das hineinzulegen, was sein Herz füllt. Wie es ja auch nicht das so schlichte, tiefdeutige Wort „Gemüt“ besitzt. Fahrenden Schülern, Musensohnen muß hier in dieser Scheffelklause das Herz weit aufgehen. In Bildern, Versen, Sprüchen, Erinnerungszeichen bunter Art, ungezählten humoristisch-ernsten kleinen Dingen klingt uns die Poesie freier Jugend, des Schwärmens, Wanderns und der Becherfreude entgegen. Da fließen denn die Stunden wie Wassertropfen uns zwischen den Fingern durch. Wir merken es kaum, daß aus Abend... Morgen ward und ein anderer Tag. Heute ist heut! —

Ein unvergeßlicher Abend steht mir noch im dankbaren Gemüte. Ich war von Dierzehnheiligen nieder in das Tal gestiegen. Auf den Wiesen schlugen die Grillen, der Duft frisch gemähten Heus ging süß-berauschend einher und über dem still ruhenden Tale und seiner Berge Kranz stand der Mond. Und dann auf einmal hob in den weiten Frieden hinein eine Glocke zu singen an. Als wecke sie das Echo, fügte eine zweite sich an, immer neue Glocken hoben ihre ehernen Stimmen ringsumher in Nähe und Ferne. Das mondglitzernde Tal, die träumenden Höhen, alles war erfüllt mit dem melodischen Geläut, das noch immer stärker zu wachsen schien. Kanonenschüsse hallten drein. Freudenrufe, die von einzelnen Burgen des Frankenlandes dem Lande rings sollten frohe Kunde melden. Und als ich die Straßen, den Markt von Lichtenfels betrat, da schwangen sich die Fahnen aus den Fenstern und von den Dächern. Einträchtiglich sangen die Glocken beider Gotteshäuser über das Städtlein hin, dessen Bürgerschaft erregt und bewegt vor den Türen stand, sich die Hände zu schütteln und die dankenden Herzen reden zu lassen.

Lemberg war erobert worden!

Im Bürgerbräu aber harrete meiner ein starker Kreis

treuer Mannen. Im Garten ging das Vorspiel vor sich. Dann aber nahm uns die Scheffelklausel auf. Und echt deutsches Leben hob da seine Schwingen. Sang und Rede wechselten. Immer wieder füllten sich die Gläser, stieg Lied um Lied. Denn allüberall kittet das deutsche Lied die Herzen aneinander. Meister Josephus aber lächelte durch die blaugrauen Rauchscheiter nieder auf die Gemeinde. Auch er fühlte sich in diesen Stunden daheim! — — —

## Dierzehnheiligen.

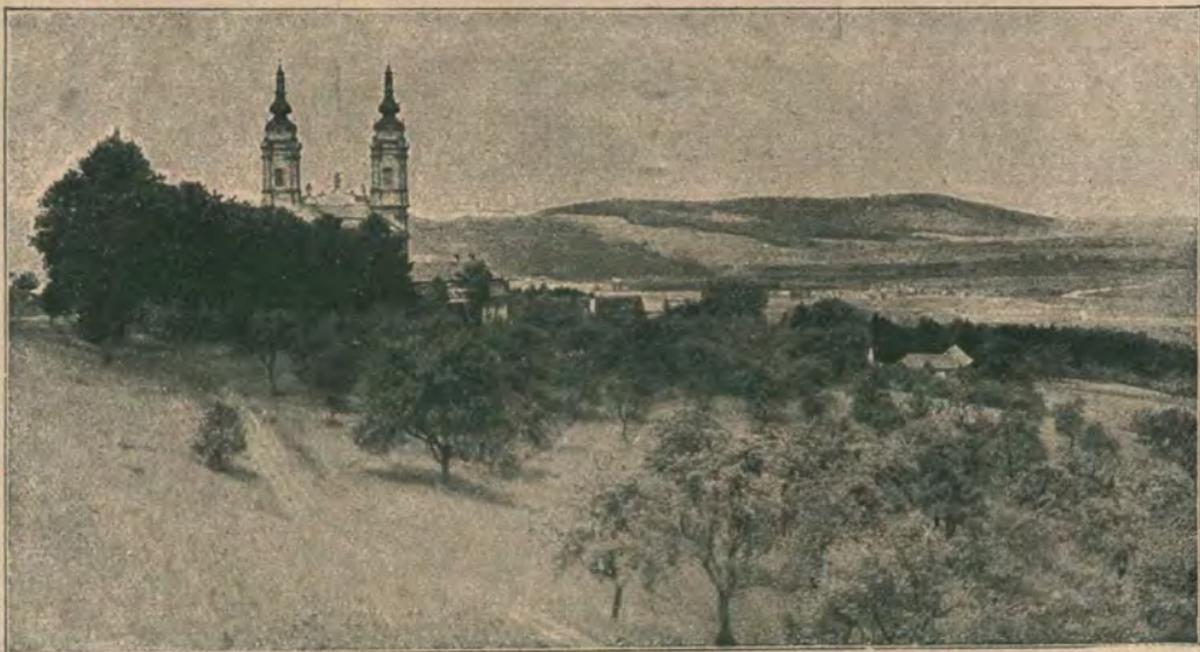
Peter und Paul feiert die katholische Christenheit. Der junge Sommer hat seine warmen, sonnigen Augen aufgeschlagen. Rosen glühen an allen Wegen. Ein Leuchten und Blühen, ein Dürften und Schimmern, wohin auch das Auge trunken schweift. Die ganze Welt ist wie erfüllt mit tausend seligen Wundern. Die Sonne, die jauchzend über die Berge rollt, schüttet in unermüdlicher Gnade immer neue Flutwellen von Licht und Wärme über die Erde. Im goldenen Feiertage ruht das Maintal. Lerchen wirbeln über den Feldern, Glocken hallen von allen Seiten drein und hoch, hoch im weitgespannten, blauen Himmelsbogen segeln vereinzelt weiße Wölkchen, stille, fromme Barken, denen die sehnde Seele all ihr Hoffen mit auf den Weg gibt.

Heute aber liegt auf den Straßen und auf und niederführenden Pfaden des Maintales kein versonnenes Träumen. Von allen Seiten zieht es hin zu dem waldumkränzten Hügel, den die stolze Wallfahrtskirche Dierzehnheiligen ziert, deren herrliches Turmpaar mit dem mächtig aufstrebenden Kirchenschiffe trägt. Vereinzelt, in kleineren Gruppen oder zu langen Zügen geordnet strebt alles nur dem einen Ziele zu, dem Gnadenorte, der nach Altötting der bedeutendste Wallfahrtsort des Bayernlandes ist. Kirchensahnen wehen, Heiligenbilder, mit Blumen geschmückt, funkeln in der Sonne, Weisen, halb Choral, halb Volkslied, tönen durcheinander. Zuweilen macht man kurze Rast. Dann gehen die Augen brünstig empor zu dem letzten Ziele, das, selbst ein Wunderbau, an begnadeter Stelle des Leibes und der Herzen Nöten heilen soll. Aus freiem Gelände tritt man jetzt in Waldes-

schatten. Am Wege hocken all die, welche der Tod wohl vergaß mitzunehmen: Kranke, Elende und Beladene. Sie strecken bittend die Hände aus, eine Gabe zu empfangen. Am Gute Frankenthal vorüber, vorüber an dem dichtgefüllten Wirthshause.

Staunend blickt alles zu dem herrlichen Bau, der nun wieder nach mühevoller, kostenreicher Arbeit ein neues Gewand empfing. Ringsum sind Buden aufgestellt, opferfreudigen Gemütern Gelegenheit zu geben, Bilder, Kerzen und allerlei Dinge aus Wachs zu erstehen. Eine mächtige Freitreppe führt hinan. Weit stehen die Türen der Hauptpforte auf. Orgelbrausen und Musik quillt da hinaus in die leuchtende Natur. Dazwischen der Gesang und das Murmeln der Beter. Blumenduft schlägt den Eintretenden entgegen. Es funkelt und schimmert. Das weite, wunderbare Gotteshaus ist angefüllt mit bebendem Erwarten, mit Seufzern und Bitten, mit Hoffen und seligster Erhörung. Kopf an Kopf gedrängt, zu den Altären wogend, knieend, betend, schauend, harrend, aus Tiefland die Seele zu lichteren Höhen in andächtiger Verzückung führend, flutet und verebbet die Menge, fortwährend sich erneuernd, bis der Abend über das Tal sinkt, die Glocken langsam einschlafen, Musik und Orgel verstummen, während über Altäre, Säulen, all die Fülle der Heiligen, der farbenglühenden Bilder, dem Golde und Marmorstein, Teppichen und Blumen das letzte Glühen der Sonne huscht. Was nicht herbergt über Nacht im Weiler Frankenthal, das nimmt seinen Weg wieder zurück in die Tiefe, nach allen Seiten sich austeilend, bis auch auf Wegen und Stegen die letzte Wallfahrtsweise sacht verklungen ist. Vierzehnheligen hat wieder seinen großen Tag begehren dürfen. Und hat Tausenden etwas mit heimgegeben, an das sie sich klammern können, wenn Not und Sorge zu hart sie bedrängen. — — —

Der weit über die blau-weißen Grenzpfähle Bayerns berühmte Name Vierzehnheligen gilt nur allein für die hochragende Wallfahrtskirche und das dicht nachbarlich belegene kleine Kloster, das Franziskaner-Hospitium. Was an Wohnstätten einschließlich des stattlichen Wirthshauses sich etwas tiefer zwischen Baumgruppen und blühenden Heiden birgt, bildet den Weiler Frankenthal. Sein Name deutet



Kloster Vierzehnheiligen



mit Sicherheit auf eine uralte fränkische Siedelung. Urkundlich wird sie erst im Jahre 1344 zum ersten Male erwähnt. Fromme Herzen überschreiben in dieser Urkunde den Hof „Frankenheim“ im Frankental dem Kloster Langheim zur besseren Abrundung seines Gebietes.

Die Verehrung der vierzehn Nothelfer bestand ja längst in der katholischen Kirche. Eine höchst seltsame Begebenheit aber sollte doch erst der Anlaß werden, an dieser Stelle einen Kultort zu schaffen, der über das schöne Frankenland so viel Glanz und Anziehung brachte. Die fromme Überlieferung weiß folgendes davon zu erzählen.

Es war am 24. September 1445, dem Freitag nach dem Feste der Kreuzerhöhung, da Hermann Leicht, der Sohn des Klosterschäfers zu Frankenthal, bei herannahender Dämmerung seine Schafe nach Hause trieb. Ein Stück oberhalb des Hofes vernahm er plötzlich das leise Weinen eines Kindes. Da sah er auf dem Acker ein Kindlein sitzen, dessen Züge schmerzvoll verzogen waren. Und da er nun näher trat, flog ein Lächeln über das Gesicht des Kindes, das aber vor den Augen verschwand, da der Hirte sich bückte, es hoch zu heben. Als er sich später noch einmal umwandte, da sah das Kind wieder am gleichen Platze, zu Seiten aber brannten Kerzen. Ein Jahr darauf am Vorabend zum Apostelfeste Peter und Paul, hatte der Jüngling an derselben Stelle die gleiche Erscheinung. Diesmal war das Kind nur halb bekleidet. Es strahlte in Freude wie die Sonne und zeigte auf der nackten Brust ein rotes Kreuz. Um das Kind aber saßen vierzehn kleinere Kinder, halb rot, halb weiß gekleidet. Auf den Rat eines Priesters hin, dem sich der Hirte früher anvertraut hatte, fragte er jetzt im Namen der Dreieinigkeit, was die seltsame Erscheinung bedeute und was sie bezwecke. Da antwortete das Kind in der Mitte: „Wir sind die vierzehn Nothelfer. Wir wünschen hier eine Kapelle zu haben und wollen gnadenspendend hier weilen. Sei du unser Diener, so wollen wir auch dir zu Diensten sein!“

Bei den letzten Worten erhoben sich sämtliche Gestalten und verschwanden in der Luft. Ein paar Tage darauf sah Hermann Leicht an der wunderreichen Stelle zwei Kerzen brennen. Er rief eine Frau herbei, daß sie ihm bestätige,

es sei kein Trugbild seiner Augen. Auch die Kerzen erhoben sich und stiegen in die Luft. Als später eine Magd, die auf dem Hofe zusammengebrochen war, und die man nun auf den Acker trug, dort gesund aufstand, da endlich ging das Kloster Langheim daran, an der wundertätigen Stelle zuerst ein Kreuz aufzustellen. Abt Friedrich Heugelein errichtete dann eine Kapelle, welche am 28. April 1448 vom Bischof Anton von Rotenhan eingeweiht wurde. Mehrere Päpste verliehen dem Gnadenort Ablässe, so daß nun der Ruf der Stätte immer weiter hinaus in die Lande flog. 1466 hatte bereits ein Priester Wohnung im Weiler Frankenthal genommen. Höher und höher ging der Aufschwung von Vierzehnheiligen. Im Oktober des Jahres 1486 wallfahrte Kaiser Friedrich III. die Höhe hinan, welche die berühmt gewordene Kapelle trug. Und als im Jahre 1519 Nürnbergs größter Maler, Albrecht Dürer, seine Reise nach Holland antrat, da stieg er mit der Gattin hinan zum Wallfahrtsorte, die weite Reise sich segnen zu lassen. Der Bauernkrieg ging unten im Tale nicht achtlos an der Stätte vorüber. Die Kapelle sowie die Behausung des Langheimer Priesters wurden zerstört. Ein Jahrzehnt lang blieb alles Ruine. Ein Notdach schützte die Wallfahrer vor des Wetters Tüden. Die Messe wurde an einem tragbaren Altar abgehalten. Endlich konnte man am 15. September 1543 die Einweihung der wieder hergestellten Kapelle feierlich begehen, die jetzt drei Altäre aufwies. Zu dieser Stätte kam dann 1562 Kaiser Ferdinand, sein Knie vor den Heiligen zu beugen und als Weihegeschenk seine güldene Halskette zu opfern. Aus dem 17. Jahrhundert gibt es zu Nürnberg noch einen seltenen Kupferstich, der uns ein Abbild der wundertätigen Kapelle zeigt. Eine fast kreisrunde Mauer umschloß das Kirchengebiet. Ein Torhaus und Pförtchen öffneten den Zugang. Einige Wohngebäude standen innerhalb der Rundmauer, die auch zwei bedachte Rundtürme aufwies. Nach dem 30jährigen Kriege wuchs die Zahl der Wallfahrer ganz bedeutend. Jammer und Not, die über Deutschland so schwer lagen, hatten die Gemüter mürbe gemacht. Allein in den Jahren 1655—1683 waren 263 746 fromme Beter gen Vierzehnheiligen gezogen! Der eingesetzte Priester konnte längst nicht mehr allein des Amtes walten. So geschah es denn, daß vor

den großen Wallfahrtstagen drüben von Kloster Langheim sich der Zisterzienser-Abt mit seiner Mönchschar aufmachte, nach Vierzehnheiligen zu eilen. Silberne leuchtete das Saumzeug, golden schimmerten die Sporen, wenn hoch zu Roß die Mönchschar über Berg und Tal angeritten kam, eine helle Augenweide den bewundernd und staunend blickenden Landleuten. So brachten die hohen Festtage von Vierzehnheiligen noch einen romantischen Einschlag in das ohnehin buntfarbig belebte Bild der Prozessionen. —

Mehr und mehr aber begann der Kapellenbau Zeichen des Alters und Verfalles zu offenbaren. Abt Stephan aus Haßfurt regte daher an, über der alten Kapelle einen mächtigen Bau ausführen zu lassen, der als eine der gewaltigsten Wallfahrtskirchen solle dann fortan auf und ab das Maintal leuchten. Die Opfer der Hunderttausende von Wallern hatten im Laufe der Jahrhunderte die Mittel zu solch einem Unternehmen anwachsen lassen. An alle hervorragenden Baumeister Deutschlands erging nun die Aufforderung, geeignete Pläne einzureichen. Daraufhin wählte der kunstsinnige Abt den Entwurf des Würzburgischen Artillerie-Obersten Balthasar Neumann, der sich bereits rühmlich durch andere Bauten hervorgetan hatte. Aus seiner Meisterhand war unter anderem auch die bischöfliche Residenz zu Würzburg hervorgegangen. Am Feste des heiligen Georg konnte der Abt Stephan am 23. April 1743 bereits die feierliche Grundsteinlegung droben auf dem bewaldeten Vorsprung des Staffelsteins vornehmen. Die Vollendung des ebenso herrlichen als kühnen Werkes zu erleben, blieb ihm freilich nicht vergönnt. Kriegswirren hatten außerdem die fertige Herstellung des Meisterwerkes verzögert. Endlich im Oktober 1772 fand die erhabene Feier der Einweihung statt. Sie geschah unter dem Abte Malachias Limmer aus Kronach und dem Fürstbischof Adam Friedrich von Semsheim. Den Hochaltar weihte der Fürstbischof ein; den Georgenaltar der Weihbischof Gebstattel aus Würzburg; den Blasiusaltar der Weihbischof Nitschke aus Bamberg, der auch zugleich die beiden Altäre im Querschiff und die drei Altäre am eigentlichen Gnadenorte ihrer frommen Bestimmung übergab.

Es war am 3. März 1835, als ein Blitz beide Türme sowie den Dachstuhl zerstörte. Fünf Jahre wurde der an-

sehnliche Schaden wieder ausgebessert, nur daß man dabei die Türme niedriger ausführte. Dann aber kamen Sturm und Wetter und zerstörten den Sandstein, mit dem man den Bau nach außen umkleidet hatte. Und so begann denn endlich jene langjährige Arbeit, der herrlichen Wallfahrtskirche ein völlig neues Gewand umzulegen. Dabei erhielten auch beide Türme wieder ihre erste höhere Gestaltung. 1910 war diese Arbeit vollendet. Ungeheure Summen wurden dafür geopfert, wenn man liest, daß allein für den Aufbau der Gerüste 80 000 Mark verausgabt wurden. Auch die weitgeschwungene Freitreppe vor dem Hauptportal, von deren oberen Stufen man einen so entzückenden Ausblick bis Koburg und den verblauenden Höhen des Thüringer Waldes genießt, wurde neu aufgeführt. Und jetzt sind Künstlerhände unter der Anleitung des so kunstfrohen Pater Guardian Holzapsel dabei, die herrlichen Deckengemälde, die zum Teil verblaßt waren, wieder in neuer, sinnesfroher Schönheit erstehen zu lassen. Dafür gebürt voller Dank der Kirchenverwaltung nicht allein von den frommen Betern, die alljährlich den Weg nach Dierzehnheiligen nehmen. Auch den kunstbegeisterten Besuchern eines anderen Glaubens zeigt sich nun wieder die erhabene Stätte in einer Pracht und hinreißenden Schönheit, die zu Dank und Bewunderung stimmen. —

Der „Artillerie-Oberst“ Balthasar Neumann hat sich in dieser Schöpfung, die zu den besten Meisterwerken einer feinentwickelten Rokokokunst zählt, selbst das ehrendste Denkmal gesetzt. Betritt man das mächtige Kirchenschiff, so bleibt man unwillkürlich wie gebannt stehen vor der hinreißenden Kühnheit, mit welcher dieser Bau, der im Grundrisse aus Kreisen und Ovalen zusammengesetzt ist, aufgeführt wurde. Als ob der Blick immer wieder nach oben gezogen würde. Heiterkeit und doch zugleich wieder eine lichte Majestät atmet der ungeheure Raum, Bewegung und doch auch wieder abgeklärte Ruhe weisend. Wie die anliegenden Seitenteile immer wieder das Bild durchschneiden, überreich durch blendende Ornamentik hervorgehoben, durch die glühende Sprache der Gemälde in einen Farbenrausch getaucht... dies alles läßt Dierzehnheiligen auch ohne seine Wunderlegenden zu einem echten Wallfahrtsort werden. —

Auf der Spitze des Giebels, welcher das Hauptportal

krönt, steht die überlebensgroße Gestalt des Erlösers. Unter ihm im Giebelfelde erblickt man die vierzehn Nothelfer. Eine lateinische Inschrift erzählt von der Gründung und den Bauschicksalen des Gotteshauses. Die Apostel Petrus und Paulus halten am Giebel Wacht, die Strebepfeiler zeigen die übrigen zehn Apostel. In den Mauernischen haben die beiden Standsäulen des St. Benedikt und St. Bernhard Platz gefunden. Unter den Türmen befinden sich die sogenannten Wackskammern, welche die wächsernen Opfer der Wallfahrer bergen. Auch manche aufgehängte Krüde ist daselbst zu sehen. Im Innern des Hauptaltars, des Gnadenaltars, hat man ein Stück freien Erdbodens belassen, auf dem einst soll das seltsame Wunder der Erscheinungen geschehen sein. Der württemberger Künstler Michael Feichtmeier schuf die köstlichen Stuckarbeiten, die zum Teil sehr geschickt den Marmor nachahmen. Sie wie die zahlreichen Malereien der Altäre, der Decken und Wände verdienen ein eigenes Studium. Der Hauptaltar zeigt die Himmelfahrt Mariä. Dieses schöne Altarbild wie noch zahlreiche Meisterwerke hat einst der Italiener Giuseppe Appiani geschaffen. Spätere teilweise Übermalungen werden nun wieder entfernt, um die ehemalige blühende Schönheit der Werke aufs neue zur Geltung zu bringen.

In früheren Jahren hatten wechselnd Zisterzienser und Dominikaner den Kirchendienst in Dierzehnheiligen versehen. Seit 1828 wurde dahin entschieden, daß nur noch Franziskaner aus Bamberg sollten an der Wallfahrtsstätte tätig sein. Es wurde in ihrer Front die so reizvoll wirkende Propstei nun in ein Franziskaner-Hospitium umgewandelt, das seitdem unter Leitung eines Pater Guardian drei Priester sowie sechs Laienbrüder birgt. Eine freundliche Empfehlung hatte mir den Eintritt in den stillen, feinen Klosterbau erschlossen. Lautlos huschte ein dienender Bruder uns die Stufen voran. Bald standen wir in dem Zimmer des Pater Guardian. Alles hell, prunklos wie von einer stillen frommen Heiterkeit beseelt! In der Mitte der Arbeitstisch, Bücher, Bilder und Erinnerungszeichen ringsum. Und dann stand der Klostergebieter selbst vor uns. Aus der braunen Kutte streckte sich uns eine Hand zum Willkomm entgegen. Ein Blick aus dunklen, scharfen und leuchtenden Augen grüßte uns. Priester, Gelehrter und Weltmann zugleich. Auf kraftvollem Leib

ein Kopf, der sofort fesselte und nicht wieder frei gab. Ein Mann, der die weite Welt gesehen über Europa hinaus, der in Rom daheim war wie im Frankenlande, und aus Ländern und Menschenherzen das mit in sein stilles Studierzimmer getragen hatte, um fortan gerecht, gütig und im großen Verstehen Menschenlust und -leid abzuwägen.

Das Hospitium umschließt noch manches Erinnerungsstück aus dem verschwundenen Kloster Langheim. Bilder, Uhren, Bücher und dergleichen. Als der Rundgang durch das stille Gebäude beschloffen war, traten wir hinaus in den herrlichen, weiten Berggarten, an dem sich seitlich der kleine Gottesacker schließt. Im Rosenblühen begrüßte uns hier ein Paradies, in das von allen Seiten ferne und nähere Höhenzüge ihre sonnbestrahlten Häupter hoben. Der drollige Humor des Bruder Gärtners hat in diesem blühenden Gebiet, das von herrlichen Bäumen und Gebüsch durchsetzt ist, manch übermütigen Scherz geschaffen. Nach Norden springt eine kleine Bastion hervor, auf der sich die Insassen des Klosters einen stimmungsvollen Sitz errichtet haben. Da saßen wir nieder. Tonkrüge mit Klosterbräu brachte ein dienender Bruder, der blaue Dampf der Zigarren stieg leicht in die köstliche Abendluft. Nach und nach stellten sich noch andere Bewohner der friedvollen Stätte ein. Anregend und flüchtig ging die Rede. Und auch hier droben klang der Krieg hinein und Old England kam nicht zu kurz dabei.

Vor uns in der Tiefe breitete sich weitgeschwungen das Maintal in seligster Beleuchtung. Alle Höhen glühten, fern hob sich die Feste Koburg wie ein Traumbild aus leise verschleiertem Dufte. Wenn einmal für Augenblicke die Unterhaltung ruhte, dann horchte man unwillkürlich auf die Schritte des Sommerabends, der auf weichen Sohlen zu Tale zog. Stunden verrannen. Immer noch zu früh für die Scheidenden erhoben wir uns. Rosen aus dem Klostergarten in den Händen, verließen wir die gastliche Stätte. „Auf Wiedersehen!“ Dann schloß sich hinter uns die Klosterpforte. Wachsende Helle über den Waldbergen kündete das Nahen des Mondes. Talab ging unser Wandern. Rauschen und Düften um uns. Dann schlug der sinkende Abend seinen Mantel um uns. In den Herzen aber blieb ein feines Läuten. Dierzehnheiligen hatte es uns mit auf den Weg gegeben. — — —

## Auf dem Staffelberge.

Im Bezirke Staffelstein südlich des Staffelberges und des Veitsberges, der die dem heiligen Veit gestiftete Kapelle trägt, breiten sich sanft eingebettet, fern der hastenden Welt, die malerischen Fachwerkhütten des Dorfes Ober-Leiterbach. Von all den Wanderern, welche von Lichtenfels aus den Halbbogen über das Maintal schlagen: Dierzehnheiligen, Staffelberg, Staffelstein und Banz, wird nur höchst selten mal einer nach dem unbekanntem Dorfe den Weg nehmen, dort die Schritte nach dem Gottesacker zu lenken, der sich um das Dorfkirchlein schutzsuchend legt. Denn unbekannt wie das Dorf ist auch die Tatsache, daß hier unter einem schlichten Hügel der bekannteste Einsiedelmann der Klause auf dem Staffelberge, Ivo, den letzten Schlaf träumt. Aus der langen Reihenfolge der Eremiten des Staffelberges hebt sich seine Gestalt und sein Name leuchtend heraus. Denn vierzig Jahre hat er im vorigen Jahrhundert treulich seines Amtes droben auf der windumsungenen Bergwarte gewaltet, alle Tüden der rauhen Winter ertragend. Vor allem aber hat ihn ein deutscher Dichter besungen. Das hat den schlichten Mann mit einem hellen Schein umkleidet. Staffelberg und Ivo gehören in der Poesie und im Erinnern des Frankenvolkes und aller, welche je droben weilten, noch auf lange zusammen.

Als das drückende Alter den wackeren Eremit immer mahrender an ein kommendes seliges Ende erinnerte, da stieg er von seinem Berge hernieder in das Maintal, im Vaterhause bei dem Bruder die letzten Jahre noch im frommen Tun dahinzubringen. Vier Jahre blieben ihm noch vergönnt. Dann trug man ihn zur Erde hinüber. An dem Kirchlein, das dem St. Laurentius geweiht ist, senkte man ihn ein. Das Kreuz auf seinem Grabe zeigt den Erlöser. Darunter stehen die Worte:

„Hier ruht  
in Gott sanft entschlafen  
Ivo

Hennemann,

langjähriger Eremit auf dem Staffelberge.  
Gestorben 14. November 1900 im 77. Lebensjahre.

R. I. P.“

1857 stieg Bruder Ivo als ein junger Bursch zur Höhe hinan, um erst 1897 als ein gebeugter, weißhaariger Greis seinen Lieblingsberg wieder zu verlassen. Noch im hohen Alter war er von Tür zu Tür gegangen, für den Wiederaufbau des Kapellenturmes und den Umbau der Klausur die nötigen Mittel zu erbitten. Unvergessen lebt er noch heute fort. Vieltausende hat er in seiner Klausur gestärkt und erquickt und hat mit ihnen geplaudert von allem, was ihm das Herz füllte, während draußen Sommerwind über die kahlen Höhen leise sang oder dräuende Wetter unhold Ströme von Naß niederschütteten.

Im Jahre 1859 war es, da Scheffel den jungen Ivo zum ersten Male besuchte. In seinem prächtigen „Wanderliede“, das seitdem Hunderttausende gesungen haben und immer wieder im Sehnen nach schweifender Freiheit und waldumrauschter Wanderfreude singen werden, schildert der Dichter seinen Aufstieg zur Wallfahrtsstätte des Heiligen Veit auf Staffelfstein. Ein kleiner Irrtum ist ihm freilich dabei unterlaufen. Die Kapelle des St. Veit erhebt sich südlich des Staffelfberges auf dem Ansberge, der seit Erbauung dieser Wallfahrt erst den Namen Veitberg im Volksmunde empfing. Zu tief aber ist die frische Weise in das wanderlustige deutsche Herz gedrungen, um Anstoß an der Irrung zu nehmen. Wo immer fröhliche Herzen im geselligen Kreise schlagen, wo Becher und Gläser sich zuschwenken, wo Lied um Lied steigt, da wird man weiter singen, das sonnige Frankenland zu feiern:

„Zum heiligen Veit von Staffelfstein  
Komm ich emporgestiegen,  
Und seh' die Lande um den Main  
Zu meinen Füßen liegen:  
Von Bamberg bis zum Grabfeldgau  
Umrahmen Berg und Hügel  
Die breite, stromdurchglänzte Au — —  
Ich wollt', mir wüchsen Flügel.“

Und neckisch-schalkhaft fährt dann der Dichter fort, da er den jungen Ivo mitten im Einheimsein des goldenen Erntesegens von weitem erblickt:

„Einsiedelmann ist nicht zu Haus,  
Dieweil es Zeit zu mähen;  
Ich seh' ihn an der Halde draus  
Bei einer Schnitt'rin stehen.  
Verfahr'ner Schüler Stoßgebet  
Heißt: Herr, gib uns zu trinken!  
Doch wer bei schöner Schnitt'rin steht,  
Dem mag man lange winken.“ —

Dann noch einmal gedenkt der Dichter des Klausners auf dem Staffelberge in seinem „Bericht von den Mücken“, den er dem Mönch von Banz in den Mund legt:

„Stolzen Schalls rief igt die große Glode  
Von dem Klosterturm zur Morgenmette.  
's war der Tag des heiligen Kaisers Heinrich,  
Der in Bambergs Bistumsprengel dankbar  
Als Patron und Kirchenherr verehrt wird . . . .  
Und als wehend Echo trug die Frühluft  
Übers Tal jenseitige Glockenklänge  
Von dem Turm der Vierzehnheil'genwallfahrt  
Und vom fernen Adelgundiskirchlein  
Auf dem Staffelberge, das der junge  
Eremit in felsiger Klausse hütet.“ —

Der in seinen Liedern so weltfrohe schwäbische Sänger ging als ein verbitterter und vom Geschick seines Lebens getäuschter, still gewordener Mann längst aus dieser Welt. Im Bann und Frieden seines Heimatsdörfchens ruht Ivo, dem ein liebenswürdig-deutscher Dichter heiteres Erinnern über das Grab hinaus bei der Nachwelt schenkte. Wer immer zum Staffelberge einmal wandert, sollte auch den Main hinab nach Ober-Leiterbach die Schritte lenken, dem alten Eremiten ein Wandersträußchen, eine wilde Rose auf den Hügel zu legen. — — —

Staffelberg mit dem gegenüberliegenden, waldüberrauschten Banzberge bilden das prachttolle Felsenportal, durch das der Main seine Fluten nach Süden talab drängt. 541 Meter erhebt sich der weithin sichtbare Staffelberg mit seinem kahlen, graugelben, breitgedehnten Rücken empor. Sein gestaffelter Aufbau gab ihm den Namen. Gleich dem

Kordigast bildet es einen der letzten nördlichen Ausläufer des mächtigen Juragebirges, das in der Schweiz und Frankreich ansieht und bis nach Schwaben und Franken reicht. Seit Jahrtausenden ist der Staffelberg geheiligter Boden gewesen. Heute umtönen ihn an gewissen Tagen die brünstigen Weisen gläubiger Wallfahrer oder über seinen Rücken schreiten durch den Überschwang blühender Rosen, Ginster, Heide und anderen Blumenvolkes frohe Weltkinder, wanderfrische Lieder in die Lüfte streuend. Doch man muß den geheimnisvollen Berg schauen in die blutende Abendglut gerückt, oder wenn tief hangende Wolkenzüge über ihn hindrängen: dann meint man wohl, die alten Götter, denen man einst hier droben opferte, seien wieder erwacht, Feuersäulen loderten empor, und aus rauhen Kehlen hallten die Gesänge und Bittrufe eines heidnischen Naturvolkes zu den finsternen Mächten auf.

Uralter Kultboden ist der Staffelberg. Wo jede Überlieferung aufhört, der letzte Schimmer von Geschichte in Grau und Dunkel versinkt, da setzt hier der von Forschern durchwühlte Boden ein und predigt uns überzeugend, daß hier oben hoch über dem Maintale sich nicht nur eine Opferstätte für heidnischen Götterkult erhob, daß hier eine noch heute den Augen gut sichtbare Fliehburg sich dehnte, hinter deren steinernen Schutzwällen ganze Volkshaufen sich bergen durften, ja, daß man nach den reichen Sunden zu schließen, hier sogar glaubt einem ehemaligen Handels- und Industriepark zu erkennen. Gesiedelt ist hier oben worden. Von wilden Hecken umgürtete Wallungen und Steinpackungen lassen dies noch heute erkennen. Forscher des Staffelberges sind Pfarrer Herrmann in Frauendorf, und vor allem der Arzt Dr. Gustav Roßbach sen. in Lichtenfels, dessen Sammlung Berühmtheit erlangt hat. Während Pfarrer Herrmann vierzig Gräber öffnete, hat Dr. Roßbach den Berg nach allen Richtungen hin durchforscht. Beider Ergebnisse gehen dahin, daß der Staffelberg eine Kulturstätte ersten Ranges gewesen ist, die uns aus grauer Vorzeit nun erschlossen ward. Denn was man hier so überreich zum Tageslichte wieder förderte, das reicht von der ältesten Steinzeit über die Bronze- bis in die Eisenzeit hinein. In Zeiten feindlicher Angriffe hausten hier droben dichtgedrängte Scharen von Volksgenossen. Hier oben wurde geschmiedet und gehämmert, geschnitzt und gebaut.

Hier wurde Handel getrieben und heilige Opfer den dräuenden Gottheiten dargebracht. Und wie so manchemal mag die Hochfläche geschüttet haben unter dem Ansturm der Feinde, dem Siegesgeschrei der sich Vertheidigenden, dem Weheruf der zu Tode Sinkenden!

Die Forschung sagt uns, daß wohl die allerersten Bewohner des Staffelberges Arier waren. Kelten, Markomannen und endlich Hermunduren (Thüringer) folgten, in die sich später von Osten her Slawen (Wenden) einschoben. Zuletzt kamen die Franken, die dann auch dem Lande weithin den Namen gaben. Um das Jahr 900 gehörten 30 fränkische Hufen zu Staffelfstein dem Kloster Fulda, 1059 ist ein Oze als Pfarrherr daselbst beurkundet. Spät erst unterwarf sich das ganze Land dem Christentum. In den wilden Seitentälern hausten verborgen Slawen und Thüringer durcheinander, welche sich weigerten, das Kreuz anzuerkennen. Noch im Jahre 1039 beklagte sich auf einer Synode zu Bamberg Bischof Günther darob. Es hat noch geraume Zeit gewährt, ehe das von Fulda aus begonnene Befeuerungswerk vollständig beendet war. Die auf Banz gegründete Benediktiner-Abtei half dann treulich mit daran.

Da Adelgundis zu den Heiligen der Benediktiner zählt, so ist anzunehmen, daß dieser Orden auch von Banz herüber die erste Kapelle auf dem Staffelberge schuf und die Wallfahrten dorthin einleitete. Im 13. Jahrhundert mag das Kirchlein droben vielleicht zum ersten Male seine Glocke haben zu Talle dringen lassen. Im Bauernkriege 1525 sank das kleine Gotteshaus in Trümmer. Erst 1653 wurde die Kapelle wieder hergestellt, wie uns eine Holztafel im Innern des Kirchleins erzählt. 1871 erhielt der Bau einen massiven Turm. Das Innere empfing 1893 eine völlige Wiederherstellung. Der Bilderschmuck der Kapelle zeigt uns Darstellungen aus dem Leben der heiligen Adelgundis. Ihre wunderthätige Gestalt finden wir als Statue hinter Glas gleich rechts vom Eingange. Sie trägt einen Krebs in der Hand, da man sie als Fürsprecherin gegen Krebsleiden anruft. An der östlichen Seitentür sehen wir einen Raben. Er deutet auf die Sage hin, wonach einst ein Rabe den Bauleuten den nötigen Sand in einer Höhle gezeigt haben soll.

Mitte des 17. Jahrhunderts wurde neben der Wallfahrts-

Kapelle die erste Klausel errichtet. 1883 erstand dann der jetzige Bau. Ein Eremit hat dann den anderen abgelöst. Ihre Namen verwehten wieder. Ivo Hennemann, der alte Ivo, aber lebt noch heute fort. Ich sehe noch seine leis gebeugte Gestalt mit dem schneeweißen Haar, die Hand an die Klinke der Kapellentür gelegt, im Begriff, das Gotteshaus zu betreten. So hat er sich auch im Bilde festhalten lassen. Und wie heute lebt noch jene Stunde mir im Erinnern, da ich zum ersten Male bei ihm Einkehr hielt. An der Wand hing gerahmt als Heiligtum Scheffels „Wanderlied“. Und als ich erstaunt auf die Stelle wies:

„Doch wer bei schöner Schnitt'rin steht,  
Dem mag man lange winken . . .“

welche von frommen Eifer verklebt war, da zuckte der muntere Greis die Achsel und wandte sich leise lächelnd ab. — — —

Aus der Kühle des ragenden Gotteshauses zu Vierzehnheiligen trete ich hinaus in das flimmernde Licht eines gesegneten Junitages. In tiefste, wolkenlose Schönheit getaucht ruht vor mir das Maintal. Ganz in der Ferne grüßt die Feste Koburg, einer jungen Königin gleichend, die in der Wonne dieser blühenden Tage sich das schönste Gewand um die sehnenenden Glieder warf. Und ein heimlich Wehe nach einer anderen jungen Königin zuckt in dem Herzen auf, mit der ich noch gestern abend dort droben auf einsamer Bastion stand und stumm in den verglühenden Abend schaute, während der schwere Duft der Akazien sinnischwül herauf aus dem Baumgewirr des Hofgartens stieg. Und heute morgen . . . der eine hierhin, der andere dorthin. Und nun habe ich den vierzehn Nothelfern ein wächsernes Herz geopfert, daß sie gnädiglich meinem eigenen sollen den Frieden geben. —

Es ist heute still um Vierzehnheiligen. Nur vereinzelt Besucher kommen und gehen. Gelangweilt hocken die Verkäuferinnen in den stilwidrigen Holzbuden, welche das hehre Gotteshaus zu beiden Seiten umklammern. Sie blinzeln in die Sonne oder träumen mit halb geschlossenen Augen von kommenden Wallfahrtstagen, die ihnen wieder die Kassen füllen werden. Hinter der Kirche liegt der kleine Gottesacker. Ein gar köstliches Ruhhaus! Bergwind streicht hier über die

wenigen Hügel, und von allen Seiten grünen Wälder und sonnenverklärte Höhen. Ich stand eine Weile still an der Hecke und mir war's zuweilen, als hörte ich ganz leise die drunten Schlafenden miteinander reden. Die warme Junisonne hatte sie wohl aufgeweckt, und nun plauderten sie behaglich von den Tagen, da sie noch über der Erde wandelten und freuten sich, aller Unrast von Herz und Welt für immer entrückt zu sein.

Jenseits des Klosterfriedhofes hebt die Wanderung zu dem Staffelberge an, dessen wuchtig vorgeschobene Felsbastion auf ihrer höchsten Erhebung das kleine Wallfahrtskirchlein trägt. Dort hinüber richtet sich immer wieder der Blick, während wir durch niedriges Buschholz den geröllbedeckten Pfad verfolgen, der im weiten Bogen um eine breite Talbucht sich windet, bis wir die eigentliche Hochfläche erreicht haben. Der „Alte“ Staffelberg wie der Spitzberg bleiben uns zur Seite. All diese Kalkberge und weiten Geröllhalden, das in der Sonne brütende Ödland, über das es heute in sinnverwirrender Schönheit blüht und leuchtet, über das herrliche Falter sich sonnentrunken wiegen: alles hat den fleißigen Forschern herausgeben müssen, was Jahrtausende hindurch sie bargen. Das tote Gestein wurde zu einem Buche, aus dem man nun herauslas das Leben längst verschollener Volksstämme. Und noch fesselnder wird das Wandern hier, sobald man zwischen umbuschten Steinwällen die uralte heidnische Befestigung durchschreitet, innerhalb deren Umzierung Leben und Kampf, Arbeit und Götterverehrung jener fernen Völker sich abspielte. —

Stark und feurig glühte die Sonne nieder. Still stand die Luft. Nicht der feinste Hauch wagte sich heute zu erheben. Und darüber, weit, weit im seligsten Bogen ausgespannt, der azurblaue, unendliche Himmel. Von ihm herab sangen heute Tausende unsichtbarer Glocken. Da schwang das Silberglöcklein in meinem Herzen mit und sandte seine hellen Grüße einer fern nun Weilenden. Da ging ein Aufleuchten durch die Mauern von Heckenrosen. Höher flammte der Ginsters auf, und die Königskerzen schienen noch tiefer hinein in den licht erfüllten Festsaal zu wachsen. Aus dem öden Gestein herauf erblühten Farbenwunder ohnegleichen. Lazerten huschten mit blanken Perlengaugen schillernd über den gelben Pfad; Hummeln wiegten sich zufrieden brummelnd in nickenden Blüten-

feldchen, während Falter, Käfer, Mücken und Libellen lautlose Reigen in der zitternden Luft aufführten. —

Ein Wandern wie in den Himmel hinein, der weit seine Portale geöffnet hatte. Von links her stürzen die letzten Terrassen des Jura hinab zum Tale, den Abschluß ihrer Entstehung findend, die vor Jahrmillionen sich vollzog. Rechts aber erschließt sich ein Landschaftsbild von ergreifender Schönheit, das noch immer reicher sich entfaltet, immer neue Sernen mit hineinzieht, je höher wir steigen. Nun stehen wir am Fuße eines kleinen Wäldchens, durch das sich der Pfad zur letzten Erhebung schlängelt. Höher klopft das Herz. Die Wallfahrtsstätte ist erklimmen. Freundlich umgrünt ruft uns die Eremitenklause das Willkommen zu. Doch erst dem lichten Kirchlein unser Besuch. Und wie ich mich der kleinen Pforte nähere, ist es mir plötzlich wieder, als schaue ich des altenIVOS leise gebeugte Greisengestalt dastehen. Er lächelt mit mir in den traumhaft schönen Sommertag. —

Als ich in das totenstille Kirchlein hineintrat, streichelte ein warmer, goldener Sonnenschein das Antlitz der Heiligen Adelgundis. Freundlich lächelte die fromme Magd. Der Gruß des leuchtenden Sommerlichtes mochte ihr wohlthun. Vielleicht auch freute sie sich, daß die langweilige Einsamkeit mal wieder unterbrochen wurde. So nestelte ich den Blumenschmuck von meinem Eodenhute und schmückte damit ihr Bildnis. Mir war's, als lohne ein leises Nicken meiner Gabe.

Die Tür der Klause stand weit offen, da ich drüben in den Flur eintrat. Gleich darauf fuhr ein Hündlein mir Kläffend entgegen, zornig, daß ein fremder Mann den heiligen Burgfrieden störte. Da kam auch schon aus des Kellers Tiefe ein Beschwichtigungsruß an den treuen Wächter und ein Willkommensgruß an den Eingetretenen. Gleich darauf tauchte von unten her im braunen Franziskanergewande Bruder Valer'in auf.

Er schüttelte mir die Hand und lächelte weich.

„Treten Sie ein, lieber Herr! Lassen Sie es sich hier wohl sein! Es ist ein heißer Tag und Sie werden gewiß sich gern erfrischen wollen. Was darf ich Ihnen geben?“

Ich nannte meine Wünsche, und er verschwand wieder in

des Kellers Tiefe. Bald darauf kam er mit einer halben Flasche Mosel und einer Flasche Sauerbrunnen.

„1911 er, lieber Herr! Er wird Ihnen wohl schmecken. Ein guter Tropfen. Zum Wohle! Sei es Ihnen gesegnet!“

Dann kam das Gespräch in Fluß, von der Geschichte der Klause und ihrer bisherigen Hüter, deren Bildnisse zum Teile die Wände decken, Freund Ivo sogar in Öl gemalt, von der Welt Handel und zulezt das Leitmotiv aller Reden, wenn ein paar Menschen aufeinander prallen: vom Kriege.

„Gott wird England strafen, denn er ist gerecht, lieber Herr!“

„Und unser Deutschland segnen!“

„Ja, lieber Herr! Das bitt' ich jeden Tag.“

Es gab mancherlei in den beiden Gasträumen der Klause zu schauen. Versteinerungen und ausgegrabene Funde aus der Umgebung, Schmetterlinge, gepreßte Pflanzen vom Staffelberge, eine Handschrift Viktor Scheffels, ein Bild des alten Rechenmeisters Adam Riese, dessen Wiege drunten am Fuße des Staffelberges stand, und noch manches Interessante bergen die zwei Stuben. Unter den Bildern der früheren Klausener weckt eines besondere Teilnahme. Es ist dies das selbst gemalte Konterfei des Eremiten Heß, der auf winterlichem Heimwege vom Kloster Langheim her elendiglich unterwegs erfrieren mußte.

Dann kam das Fremdenbuch, endlich der Abschied. Bruder Valentin gab mir noch das Geleit bis vor die Tür, sein Hündlein, jezt mir zugetan, blinzelte mich freundlich an, dann verschwanden beide wieder in der Klause.

Um mich aber war wieder Sommerleuchten und Ferneblau. Über die schwach beraste Fläche schritt ich zur obersten Erhebung des Berges. Einmal spaltet sich seitlich der steile Felshang. Ein Gitter mahnt zur Vorsicht. Da birgt sich das Quertelesloch, eine von mancherlei Sagen umflüsterte Höhle. Die Höhle soll in früheren Zeiten die Behausung von Zwergen gewesen sein. Es waren in der Tat rechte Kobolde. Sie taten den Landleuten manches Gute. Kam ihnen aber der Schalk in den Nacken gesprungen, so schlichen sie ungesehen in die Küchen der Bauern und stahlen ihnen die Klöße aus den Töpfen. Das gab dann immer lange Gesichter und Polterreden. Endlich begann man in den Haushaltungen besser

auf das Lieblingsgericht aufzupassen. Nun hatten die Zwerge das Nachsehen. Das verdroß sie sehr, und sie beschloßen, auszuwandern. Bei Wiesen ließen sie sich über den Mainstrom setzen und während der Überfahrt sangen sie den Bäuerinnen den Rat zu:

„Eßt Steinobst und Binellen,  
So wird euch das Herz nicht schwellen!“ —

Wie von so manchem Berge geht auch vom Staffelberge die Sage, daß in seinem Innern sich ein mächtiger See befände. Darinnen läge ein Fisch, so groß, daß er, um Platz zu finden, den eigenen Schwanz im Maule halten müsse. Lasse er diesen einmal los, so werde der Berg zerspringen und das Wasser weit im Umkreise alles vernichten. —

Es ist übrigens anzunehmen, daß das Kalkgestein des Staffelberges noch manche unentdeckte Höhle bergen mag. Als der alte Ivo einmal in seinem Keller Ausschachtungen vornehmen ließ, stieß er dabei auch auf Tropfsteinbildungen.

Noch über ein paar Felsplatten fort, dann ist die Bank erreicht, die an der äußersten Spitze der weit vorgeschobenen Felsnase des Staffelberges steht. „Ich wollt“, mir wüchsen Flügel!“ ... Von Duft und Licht, von Schönheit und Harmonie umflossen, eingetaucht in eine blendende Farbensinfonie ruht vor uns weitgeschwungen eins der herrlichsten Landschaftsbilder, welches das Frankenland überhaupt aufzuweisen hat. Nach Süden schweift das Auge bis in die Gegend um Bamberg. Die schroffen Vorsprünge des Fränkischen Jura schließen sich an. Frankenwald und Thüringer Wald schieben ihre Bergkulissen nachbarlich zusammen die Feste Koburg mit der Stadt selbst sendet ein Grüßen. Vorder- und Hohe Rhön, dann die schwerbewaldeten Höhenzüge, die sich bis nach Banz herandrängen... Dies alles überblaut von der gehobenen Seligkeit eines Frühsommertages.

Und da saß ich lange nieder, und die Gedanken wanderten den Main auf und nieder, wanderten von Berg zu Berg, von Jahr zu Jahr. Im langen Zuge schritten die Genossen so mancher Fahrt durch deutsche Lande an mir vorüber. Die Lebenden kamen und die Toten. Mit stillen, großen Augen grüßten sie mich. Becher klangen aneinander, Lieder jauchzten in den frischen Morgen hinein, die Wälder rausch-



Schloß Banz



ten, Vogelsang schwirrte in den Lüften. Der Mond löste die Sonne ab, Silberschimmer über blühenden Hecken, weiche Mädchenarme um den Nacken geschlungen... Lippen, die sich heiß und bebend fanden... und morgen geht es weiter, immer weiter in die blaue Welt. — — —

Alle Tore meines Herzens sprangen auf, und die Sonne leuchtete hinein und ließ tausend Blumen sprießen. So ward auch mir in dieser heiligen Stunde der Staffelsberg zu einer Wallfahrtsstätte.

Langsam nahm ich den Weg zurück, an Kirche und Klause vorüber. Ich dämpfte unwillkürlich meinen Schritt, Einsiedler und Hündlein nicht zu wecken. Dann ging's bergab. Auf das Städtlein Staffelsstein zu. Durch ein Stück Wald zuerst, dann wird es frei und klar ringsum. Betsäulen stehen am Wege. Ich brauchte ihrer nicht. Die Welt schien mir wie ausgefüllt mit Glockenklingen. Ich sah tief, tief in den blauen Himmel hinein und sah die Englein um den Thron des Höchsten singend und jubelnd schweben. — — —

An der Schwelle des Städtleins Staffelsstein grüßt uns gegenüber dem Gottesacker ein wohl tausendjähriger Greis, der aber noch immer mit jedem neuen Frühling frische Herzblätter treibt. Das ist die berühmte Linde von Staffelsstein, vielleicht einer der ältesten Baumriesen Deutschlands. Sein Umfang beträgt 24 Meter. Die eine Hälfte ist abgestorben. Die andere aber zeigt sich lebenskräftig. Mächtig klappt der gespaltene Stamm dieses Wunderbaumes. In seinem Innern soll der Schwiegersohn des bayrischen Herzogs Wilhelm, der Marschall Berthier, einst sein Pferd umgewandt haben. Der französische Marschall starb 1815 droben im Schlosse Banz. Da hat er lange in der Gruft der herrlichen Kirche geruht, bis man sein irdisch Teil vor einigen Jahren nach dem Mutterlande jenseits des Rheins überführte.

Staffelsstein zählt ungefähr 1900 Seelen und bietet im Durchwandern noch immer das liebe Bild eines altertümlichen Frankenstädtleins. Anheimelnde Fachwerkhäuser, mit Erkern, Inschriften und Heiligenbildern geschmückt, Giebel, die sich neugierig hart aneinander schieben, Rundbogentüren mit Steinsitzen, Blumen in den Fenstern und Freundlichkeit in den Mienen der ihrem Tagwerke nachgehenden Bürger...

so steht mir Staffelsein noch gut im Erinnern. Sein Rathaus ist eine wahre Perle deutscher Baukunst. Über seinem Hauptportal grüßt uns das Brustbild des Kaisers Heinrich II., der dem Orte einst die heißersehnte Marktgerechtigkeit verlieh. Eine Gedenktafel am Stadthause erzählt uns auch, daß 1492 innerhalb der Mauern von Staffelsein der Rechenmeister Adam Riese geboren ward. Er ist später nach Annaberg im Erzgebirge gezogen, wo er am 30. März 1559 starb. Aber in der Redensart „nach Adam Riese“ lebt er noch heute im deutschen Volke weiter. Die ABC-Schützen haben ihn bis heute niemals zu ihrem Säuligenheiligen ernannt und sollten doch die Mützen ziehen, wenn sie am Rathause von Staffelsein vorübergehen. —

Pfarrkirche und St. Anna-Kapelle verdienen Beachtung. An der letzteren steht ein Kruzifix von Veit Stoß. Sehenswert sind auch die in wissenschaftlichen Kreisen berühmt gewordenen Sammlungen vorgeschichtlicher Funde, die Dr. Roßbach im Gebiet des Staffelsberges zutage förderte. Auch ein Scheffel-Museum hat das dankbare Staffelsberg dem schwäbischen Sänger gewidmet. Wer mit der Zeit nicht zu geizen braucht, der sitze ein Stündlein im Gasthaus „Zum grünen Baum“ nieder. Unweit davon flüstert hellblinkend die Lauter zum Main. Da mag er auch manches aus der Geschichte von Staffelsein erlauschen. Denn aralt ist der Ort. Bereits um das Jahr 800 wird seiner im „Codex diplomaticus Fuldensis“ gedacht. 1130 verleiht Kaiser Lothar dem Dorfe Staffelsein, das den Georgbrüdern von Bamberg gehörte, das Marktrecht. 1422 erhielt der Ort die Erlaubnis, sich mit Mauern und Türmen umgeben zu dürfen. 1416 kam das ganze Amt Staffelsein an das Domkapitel, das bis 1802 über die Stadt die Herrschaft ausübte. So kam ein stilles Aufblühen über das Mainstädtlein. Kein Leid ist ihm im Verlaufe der Jahrhunderte erspart geblieben. Immer wieder brachten neue Kriegswirren, Pest und Teuerung wie Feuersbrünste Not und Tod. Aber die Sonne Frankens heilte alle Wunden. Und heute weht Frieden und Wohlbehaglichkeit über den Wohnstätten der Bürger von Staffelsein.

Die Sonne stand bereits tief hinter den Bergen von Banz, da ich jenseits Staffelsein dem Mainstrom zustrebte. An der Brücke, welche hinüber nach Unnersdorf führt, stand ich eine

Weile und blicke auf die rasch dahinschießenden Wellen des Stromes, der einst die deutschen Bruderstämme im Süden und Norden schied. Heute trennt die deutschen Herzen nichts mehr. Über allen schwebt schützend der deutsche Aar. Main und Rhein sind uns allen tief ins Gemüt gewachsen.

Es war ein so schönes Blinken auf den Wassern, daß ich mich wieder umwandte, stromauf an dem Ufer hinzuschlendern. Die Poesie deutscher Flußtäler bleibt immer von einem Zauber, der tief ans Herz greift. Die Wellen flüsterten mir heimlich zu, Uferbäume neigten sich leise, und vor mir im Geiste schritt die Eine wieder im weißen Kleide und ihre liebe Stimme legte sich wie mit weichen Händen um mein dankbares Herz. Hoch über mir hob die Glocke von Banz an, den Abend einzuläuten, da ein Ferge mich im Kahn hinüber zum grünen Ufer lenkte. Meine Seele aber sang der Fernen zu:

Ich kann dich nimmer lassen,  
Ich lasse denn die Welt,  
Es ist ein Allumfassen,  
Was meine Seele heilt.

Ein heilig Glühen füllet  
Die Sinne schmerzlich tief,  
Aus tausend Bronnen quillet,  
Was lang verschüttet schlief.

Seit ich von deinem Munde  
Mir trank ein höchstes Glück,  
Ach, nimmer ich gesunde,  
Wo mich nicht grüßt dein Blick.

Ich bin an dich gebunden  
Für heut' und immerdar,  
Bis in die Schattenstunden,  
Bis zu der Totenbahr.

In deine lieben Hände  
Nimm still mein zuckend Herz,  
Dir schlägt es bis zum Ende,  
Dir lebt's in Freud' und Schmerz. —

## Kloster Banz.

Südlich von Koburg streicht eine vierfach gegliederte Hügelkette, herrlich bewaldet und noch unberührt in ihrer romantischen Schönheit, am rechten Ufer des Mains hinab. Main und Iß rahmen diese ein. Banzerge heißt der gesamte Höhenzug. Die südlichste Erhebung trägt das Banzerschloß, das aber noch immer gern „Kloster Banz“ genannt, trotzdem 1803 die ehemalige Benediktiner-Abtei durch Aufhebung in ein herzoglich-bairisches Residenzschloß umgewandelt wurde. Seine zwei schlanken, reizvoll modellierten Türme grüßen die Türme drüben von Dierzehnheiligen und leihen mit diesen dem köstlichen Talbilde den so charakteristischen Rahmen.

Um Banz herum weht auf Stunden süßeste Waldespoesie. Wer da hineintaucht in die weiten, stillen Wälder, die von Felsen durchseht sind, in denen Quellen traumvernonnen berg-ein rieseln, ab und zu das Auge hier in das lachende Maintal fällt, dann wieder in den weltverlorenen Ißgrund schweift: dem wird so wohlzig zumute, als wölbten Kirchenhallen sich über ihm. Die Hast unserer Tage rührt noch nicht an diesem beseligenden Schweigen. Man meint zuweilen deutlich die Zeit summen zu hören. Selten mal, daß ein lebendes Wesen uns hier begegnet. Dafür geht ein Überschwang von Singen durch die Wipfel über uns. Meister Specht hämmert, der Rechenmeister Kuckuck zählt dir die Lebensjahre zu, Wildtauben gurren, Wiid wechselt, und ab und zu donnert ein aufgeschreckter Urhahn ab. Du sitzt nieder am gerodeten Hange, und deine Augen streicheln die sonnige Anmut des Maintales. Städtlein und dörfliche Siedelungen grüßen aus ferner Tiefe. Weiße Rauchfahnen deuten dir den drunten jagenden Weltverkehr an... dich aber umfängt die Ruhe des deutschen Waldes, der über deine Seele leise den Segen spricht. —

Auch den Dichter Scheffel hat es in Banz einmal drei Monate festgehalten, in tiefen Zügen den Reichtum und die Anmut dieses Waldgeländes auszukosten. Und was sein eigen Herz weit und froh machte, das legte er dann in die Ge-

sänge des „Mönch von Banth“. Auch diesen brachten Tal und Berge wieder Heilung dem irrenden Gemüte.

„War's ein Traum, der mich verstrickt hielt?“ sprach ich,  
„Diese Gottessonne konnt' ich hassen,  
Schwarz sehn diese lichte Gotteswelt?  
Aus dem Haupt entflieht's wie Morgennebel,  
Von den Augen fällt's wie böse Schuppen,  
Hell und sehend bin ich wie Tobias,  
Sei begrüßt mir, Tal im Morgenlichte,  
Grüner Berg und Silbersaum des Maines,  
Altes, gutes, liebes Frankenland!“ — —

Weit herum diesseits und jenseits des Mainstromes ist der Dichter gewandelt, dann wieder weilte er in den berühmten Petrefakten-Sammlungen des Schlosses, naturwissenschaftliche Studien sich hingebend. Doch der Humor schritt ihm treu zur Seite. Er beseelte die versteinerten Knochengestelle, die man nach ungezählten Jahrtausenden der Erde wieder enthoben hatte. So entstanden sein prächtiger „Ichthosaurus“ und andere Gedichte übermütig-burschikoser Art. Hier oben mag dann wohl auch sein „Wanderlied“ gesungen worden sein. — Wer heute durch den grünen Frieden von Banz schlendert, der ahnt wohl nicht, daß auch dieser einmal arg bedroht war. Im Jahre 1911 erfolgte plötzlich an der steil zum Maintal fallenden Bergwand ein mächtiger Erdbeben, der einen großen Teil der Felsenmauer mitsamt des Eichwaldes in die Tiefe führte. Befürchtungen, daß vielleicht noch einmal das Schloß mit Kirche und den weitläufigen Anbauten könne den gleichen Weg nehmen, sind nun durch Untersuchungen beseitigt worden. —

In vier Kuppen gegliedert, sagten wir, ziehen sich die Banzberge von Norden nach Süden. Auf der südlichsten Erhebung, 421 Meter hoch, baut sich Banz mit seinen weitläufigen Nebengebäuden auf. Westlich davon aber ragt einsam noch eine fünfte, spitzkegelige Erhebung empor: der Steglitz. Zwischen diesen und der Kulz, der nördlichsten, bettet sich in sanfter Talmulde das Dorf Altenbanz. 1821 erstand dann noch eine Gründung zwischen Altenbanz und Unnersdorf am Main: Neu-Banz. —

Gleich dem Staffelberge müssen wir auch die Banzberge

als uralte Kult- und Wohnstätten verschollener Völkermassen ansprechen. Zahlreiche Funde innerhalb des stundenlangen Waldreviers bezeugen dies aufs eindringlichste. Auch findet man noch Überreste von Steinwällen, welche einst keltische Hände auftürmten. Im Jahre 1004 wird zum ersten Male unter der Regierung Kaiser Heinrich II. der Banzgau erwähnt. War alles somit Königsgut, so überließ man späterhin das Gebiet den dem Herrscherhause verwandten Marktgrafen von Schweinfurt, die es 1057 Hermann von Banz nun überließen. Seiner Gemahlin sollte bitteres Leid beschieden sein. Ihr Gemahl sowie ihre drei Söhne gingen vor ihr aus der Welt, so daß ihr nur noch eine Tochter verblieb, die den gleichen Namen wie die Mutter trug: Alberada. Diese war mit dem Marktgrafen Hermann von Dohburg vermählt. Die Ehe blieb kinderlos. Zum Heile ihrer Seele hatte die Gräfin auf Betreiben des Bischofs von Bamberg die Burg in ein Kloster verwandelt, das sie nun an Fulda übergab, damit der dortige Abt Egbert es mit Benediktinern seines Klosters besetzen konnte. Damit war Banz eine Benediktiner-Abtei geworden. Im Jahre 1069 ward die Urkunde darüber feierlich ausgestellt. Weite Besitzungen zwischen Iß und Main zählten zu diesem wahrhaft fürstlichen Geschenk, so daß die junge Abtei alle Mittel in die Hände bekam, fortan sich immer prächtiger zu entfalten. —

Eine durchgreifende Verbesserung in der Verwaltung des Klosters Banz nahm im Jahre 1124 Bischof Otto von Bamberg vor. Doch die junge Gründung vermochte sich späterhin nicht den unaufhörlichen Angriffen einer habüchtigen Ritterschaft zu erwehren. Am schlimmsten trieben es die Stegreifritter auf den Burgen Steglitz und Schottenstein. Endlich sekte Bamberg es durch, daß diese Raubnester geschleift wurden. Das geschah 1239. Elf Jahre darauf empfing Kloster Banz Zollfreiheit. Es erstarkte mehr und mehr und ward nicht nur eine Stätte der Gottesverehrung sondern dient mit allen Kräften auch der Wissenschaft. Kam ein neuer schwerer Schicksalsschlag. Im Jahre 1500 entstand eine mächtige Feuersbrunst, welche die Abtei nebst der Kirche fast gänzlich vernichtete. Ungebrochenen Mutes ging der Abt Alexander von Rotenhan daran, aus der Trümmerwelt eine neue Schöpfung erstehen zu lassen. Feingebildet auf allen

Gebieten der Kunst und Wissenschaften, ging er jetzt noch weiter, sein Kloster zu einer Pflanzstätte der Gelehrsamkeit zu erheben. Er gründete eine gelehrte Schule für Jünglinge jeden Standes, die so rasch im Ansehen wuchs, daß der fränkische Adel es als einen Vorzug betrachtete, seine Kinder dem Kloster Banz anvertrauen zu dürfen. Derselbe Abt schuf auch die Bibliothek, welche Berühmtheit in Deutschland gewann.

Der 30jährige Krieg schlug auch Kloster Banz manch bittere Wunden. Plünderungen und Brand lösten sich ab. Man ermordete Mönche, und der Abt Kaspar Förkel wurde gefangen nach Königshofen geschleppt, wo er nach vier Jahren starb. Der Schwedengeneral Oxenstierna schenkte Banz dem Markgrafen Georg von Barreuth. Erst der Tod König Gustav Adolfs bei Lützen brachte Errettung. Banz wurde frei und konnte sich nach und nach von den Schrecken erholen. Unter den späteren Äbten hat sich besonders Otto II. de la Bourde hervorgetan. Er war der Sohn eines Edelmannes aus Navarra und in Koburg geboren. Von 1664—1677 trug er die Würde. Sein Streben, das ihm anvertraute Kloster immer mehr zu heben, bildete nicht die einzige Tätigkeit. Oft wurde er seitens des Kaisers in Reichsangelegenheiten hinausgesandt. Schweren Herzens kehrte er im Jahre 1677 dem Kloster den Rücken, um fortan als Fürstbischof von Gurk in Kärnten zu wirken. Aus den Augen aber hat er sein geliebtes Banz nie mehr gelassen. Aus seinen reichen Mitteln gab er die Gelder, die neue Abtei herrlich auszugestalten. Manch kostbares Geschenk wanderte zu dem Klosterschatze von Banz. Nördlich vom Schlosse Banz auf der Straße nach Lichtenfels erinnert noch eine Motivsäule an den edlen und hochherzigen Kirchenfürsten.

Die drei nachfolgenden Äbte führten den Neubau der Abtei aus, zu welchem De la Bourde die Mittel zur Verfügung gestellt hatte. Am 15. Oktober 1719 ward endlich die vom Baumeister Dinzenhofer in Bamberg erbaute Kirche eingeweiht, die seitdem einen so leuchtenden Schmuck des Maintales bildet. Zu der Bücherei gesellten sich reiche Sammlungen von Münzen und Naturalien. Gallus Dennerlein sollte der letzte Abt von Banz sein. Laut Reichsdeputations-Beschluß wurden eine Reihe von Klöstern aufgehoben. Dazu zählte

auch Banz. 1803 hörte die Abtei auf. Der gesamte Besitz fiel an das bayrische Königshaus. Die Bibliothek nebst der Naturaliensammlung wanderten nach München, das Münzkabinett ward mit dem zu München verschmolzen. 1814 kam durch Kauf das ehemalige Kloster in die Hände des Herzogs Wilhelm von Bayern, der von der Lage hoch entzückt war und zugleich auch einem Verfall wollte vorbeugen. Der Ankauf vollzog sich 1815. Im Abts- und Konventsbau ließ der neue Herr Wohnräume für sich und die Seinen herrichten. Ein Marstall erstand, die Brücke bei Unnersdorf und eine feste Kunststraße wurden geschaffen. Den nördlichen Seitenbau ließ er ebenfalls ausbauen. Er trägt noch heute den seltsamen Namen „der Hungerbau“, weil er 1772 erstand, um den hungernden Untertanen des Klosters über die schwere Zeit hinwegzuhelfen. 1838 kam Banz in den Besitz des Herzogs Maximilian von Bayern, 1888 in den des berühmten Augenarztes Herzog Karl Theodor, der am 30. November 1909 sein gesegnetes Leben in Tegernsee beendete. Hohe gekrönte Häupter sind früher verschiedene Male droben eingekehrt, sich der Schönheit der Lage zu erfreuen. So 1818 die Kaiserin Elisabeth von Rußland, 1823 König Maximilian von Bayern, 1830 der König Ludwig I. Heute liegt Grabesstille über der herzoglichen Residenz. Verödet und halb vergessen trauern die Räume, in denen einst buntes, frohes Leben sich entfaltete. Man scheint es für immer aufgegeben zu haben, Banz noch als Sommeraufenthalt zu wählen. Aber wie einst Männer, aus allen Teilen Deutschlands hier oben sich trafen, die weltberühmten Sammlungen zu studieren, so wallen jetzt auch wieder an guten Tagen frohe Wanderer durch den rauschenden Laubwald, der den Berghang deckt, empor, die berauschte Schönheit dieses Erdsitzes zu genießen und durch die Säle zu schreiten, welche die kostbaren Sammlungen vorweltlicher Tierreste umfassen. — — —

Kraftvoll und wuchtig zeigt sich der umfangreiche Schloßbau mit seinen weiten Höfen, den langgedehnten Fensterfronten, dem herrlichen Gotteshause, dessen Türme hoch in den Himmel greifen. Das ist kein Bild eines schlichten Klosters. Macht, Einfluß, Reichtum und Kunstfreude hatten einst ihr Heim hier aufgeschlagen. Etwas Stolztes und Gebietendes umweht heute noch bei aller Abgeschlossenheit und Stille Banz.

Tritt man aus dem Walde südlich, so steigt plötzlich die Kirche vor uns empor. Eine große Freitreppe führt zum Portal hinan. Die darüber in Stein gehauene lateinische Inschrift lautet zu Deutsch: „Gott dem Besten und Größten, der seligsten Jungfrau Mutter Maria und den heiligsten Schutzpatronen dem Apostel Petrus und Dionysius, seinem Gefährten im Märtyrertum, im Jahre 1718 geweiht.“ — Innen empfängt uns ein hoher, säulenloser Raum, von Tonnengewölben überspannt. Der Hofmaler Sebastian Reinhardt aus Bamberg hat sie mit bunten Freskogemälden überzogen. Vier schwer goldene Säulen begrenzen den Hochaltar. Auf ihnen schwebt in Wolken der heilige Benediktus. Zwischen den Säulen hindurch blickt man in den hohen Chor, der im Hintergrunde als Altargemälde die Enthauptung des heiligen Dionysius zeigt. Auch dieses Bild stammt von Reinhardt. Bewundernswert sind die kostbaren Chorstühle hinter dem Hochaltar, welche trefflich eingelegte Arbeiten in Perlmutter und Elfenbein zeigen. Links und rechts vom Hochaltar erblickt man Glaskästen mit den geschmückten Gebeinen des heiligen Vincentius und Valerius. Gleiche Kästen mit den Überresten des heiligen Benediktus und Felix finden wir an den Seitenaltären.

Vermauert ist heute die Gruft unter der Kirche, in der bis zur Aufhebung des Klosters die frommen Insassen letzte Ruhe fanden. Aber vier Grabsteine sind noch zu sehen. Zwei von ihnen feiern das Angedenken der Äbte De la Bourde und Eberhard von Schaumberg. Der übrige Teil der Gruft diente früher als Erbbegräbnis der herzoglichen Familie. Hier fand der französische Marschall Berthier für ein Jahrhundert seine Ruhestatt, ebenso ward der Wiederhersteller von Banz, Herzog Wilhelm, hier unten beigeseht. Sein Herz blieb auch nach Fortschaffung der Sarkophage in Banz in der Kirchenwand eingemauert.

Von der Kirche lenken wir auf den mächtigen Schloßhof und treten hier durch das Mittelportal in das verödete Schloß. Vergessen und Stille wehen uns hier entgegen. Kahl die langen Korridore, die Türen überpinselt und geweißt, zum Teil mit nüchternen Inschriften versehen. Unter Führung des Schloßhüters geht es durch die verlassenen herzoglichen Räume. Sie sind verhältnismäßig schlicht gehalten, da Herzog

Wilhelm die meisten Gegenstände ließ von Handwerkern der Umgebung anfertigen, diesen Unterhalt zu verschaffen. Nur die ehemalige Wohnung der Herzogin macht davon eine Ausnahme. Der Familien- und Speisesaal zeigen interessante Deckengemälde, Darstellungen aus dem sagenreichen Leben Alberadas. Auch mancherlei kostbare Erinnerungsstücke sind in den totenstillen Räumen zurückgelassen worden.

Zwei Sammlungen bergen die Schloßflügel. Die Orientalische- und die Petrefakten-Sammlung. Erstere hat einst Herzog Wilhelm auf weiten Reisen selbst zusammengetragen. Die wissenschaftlich so hoch bedeutsame andere Sammlung stellt sich zusammen aus den Funden, die man nach hunderttausend-jährigem Schlasfe der heimischen Erde entriß. Banz und sein Reichthum an Petrefakten ist fast sprüchwörtlich geworden. Kein Besucher der waldbumrauschten Stätte, der nicht hier Einkehr hält, in Versteinerungen eine Tier- und Pflanzenwelt zu betrachten, die einst atmete und grünte, da die Gegend um Banz herum noch von den Fluten des Jura-meeres überwogt war. —

Der Führer hat uns entlassen. Wir schreiten noch über Treppen und durch Gänge und stehen dann auf der großen, frei nach Osten herausspringenden Terrasse. Und die Gegenwart nimmt uns wieder in ihre Arme. Jauchzend fliegt das Auge über ein Landschaftsbild voll tiefer, warmer Schönheit und grüßt noch einmal in Nähe und Ferne Höhen und Siedelungen, Burgen und Täler, die unser Fuß im Wandern betrat. Und inniger Dank flügelt über das liebe, sonnige Frankenland hinaus in die blaue, lachende Gotteswelt. — —

Noch eine Stunde Rast im Gärtlein der Schloßwirthschaft, dann schlägt der grüne Hochwald seinen Mantel um uns. Hinüber in das Tal der Iß geht unser Pfad. Abendfrieden redet mit den leise wehenden Baumwipfeln. Als spräche die deutsche Seele zu uns. O, Wald, mein Wald, wer könnte jemals all deiner Wunder Herr werden? Wer deine Innigkeit, deinen Melodienstrom, deine tiefste Schönheit ausschöpfen? Heimat bist du mir geworden. Freund und Tröster. Wie viele der Jahre mir auch noch zugemessen sind: nimmer wandere ich dich aus und bis zuletzt schlägt dir mein Herz in Dankbarkeit und Andacht. —

## Hinüber zur Feste Koburg.

Wandert man jenseits des grünen Walles der Banzberge die lieblich eingerahmte Thalauf, so gelangt man über eine Reihe freundlich eingebetteter rotgedächter Siedelungen nach der Residenz Koburg, über welche wie ein süßes Traumbild weit hinaus die Feste gleichen Namens ihre Türme, Zinnen und Satteldächer hebt. Die meisten der nach dem Süden Fahrenden kennen dieses Juwel nur vom Fenster ihres Bahnabteils heraus. Sie ahnen nicht, welche eine Unterlassungssünde sie begehen, hier nicht Halt zu machen, um das zu genießen, was Natur und Kunst hier zusammen wirkten, etwas zu schaffen, das sich dauernd jedem Herzen einprägt. Denn aus goldenem Becher nehmen wir hier einen Trunk tiefster Schönheit. Koburg und seine Feste zur Zeit der Rosen, wenn die Nachtigallen im Th Grunde die Nacht mit Liebesliedern füllen, wenn der schwere Duft der Akazien im Hofgarten einher strömt, wenn jede Luftwelle seliges Träumen und heißes Sehnen bringt... braucht's der Worte mehr? Und wandelt die Liebe neben uns und schaut uns aus dunklen, tiefen Augen an, dann scheint sich jede Erden schwere zu lösen. Wir gehen wie über den Wolken und schauen Gottes Angesicht. — —

Natur und Kunst reichten sich die Hände. Doch nicht allein dies nur leiht der schimmernden Feste den unvergleichlichen, hohen Reiz. Nicht das lachende Landschaftsgemälde, das sich hier droben in einem Kreise von sechzig Stunden in farbensatter Glut enthüllt. Was Wissenschaft und Kunstgeschmack in den reichen Sammlungen vereinte, was eine bewegte Geschichte um diese grauen Mauern an Erinnerungen flocht, dies alles erhöht nur noch den Wert der Stätte. Im langen Zuge ziehen hier vor dem geistigen Auge Gestalten vorüber, von denen so manche einen Markstein in der reichbewegten deutschen Geschichte bildet. Gustav Freytag in seinen „Ahnen“ läßt hier die Idisburg vor uns erstehen. Den Idisbach zu ihren Füßen wandelte dann die Zeit in Th um. Hierher flüchtete Ingo mit seinem heldenhaften Weibe, um im Feuer der zusammenbrechenden Balken

angesichts der stürmenden Feinde den gemeinsamen Tod zu finden. Den Tod in den Armen der Liebe. Hier droben schließt sich die lange Kette der Einzelromane des Dichters. Duster ragt in die Geschichte der Veste die Gestalt des großen Friedländers Wallenstein. Hier fand der Reformator Dr. Martin Luther eine gastliche Freistatt. Und noch vieles andere wäre zu berichten von dem, was hier kam und ging. Man blättere nur in der Geschichte dieser deutschen Burg, und ergriffen wird das Herz lauschen auf das, was da ihm entgegenklingt. — Zählt politisch Koburg und seine Veste heute auch nicht mehr zum Frankenlande, gut fränkisch ist es doch allezeit geblieben.

Mit Stolz nennt sich noch immer die Veste die „Fränkische Krone“. „Die Pflege in Franken“ nennen frühere Urkunden das Koburger Ländl. Und wer Augen und Ohren hat, und wandelt über Markt und Straßen von Koburg, der fühlt, daß völlig fränkisches Wesen in Art und Sitte, in Sprache und Gewohnheiten ihn umgibt. Selbst die rührende Hinneigung zum Gerstensaft ist so unbedingt fränkisch, wie es eben nur die dichte Nähe der blau-weißen Grenzpfähle erklären kann. Wohl zählt Koburg längst zu den thüringer Staaten, in seinem Fühlen und Denken wird es immer fränkisch bleiben.

Auch der thüringer Charakter ist in der Landschaft völlig aufgehoben. Der Ernst der dunklen Wälder hat sonniger Heiterkeit Platz gemacht. Ein lachendes Paradies breitet sich in der Sonne aus, von Flüssen und Bächen durchblitzt, von friedlichen Siedelungen, Burgen und Schlössern belebt. Gärten an Gärten gereiht, Wiesen und Waldinseln, Äcker und Felskanzeln, Wälder und Stätten betriebsamen Fleißes bunt durcheinander gemischt. Und im Duft leise verschleierter Berge reichen sich im Rundbogen um dieses Zauberbild Thüringer Wald, Grabfeldgau, Rhön, Mainberge, Jura, Fichtelgebirge und Frankenwald die Hände. Beim Sinken der Abendsonne geht dann ein Glühen über diesen gesegneten Gau, als wolle es die Brücke schlagen von Erdenlust und -leid hinüber zur Ewigkeit. — — —

Wann sich die ersten Steine zu einer Burg auf dem 464 Meter hohen Bausenberge, auf dessen südwestlichem Vorsprunge sich die heutige Veste erhebt, übereinander schichteten,

weiß niemand. Die Forscher und Gelehrten liegen sich darüber noch immer in den Haaren. Nur der Poet Gustav Freytag ging sicher seines Weges, da er sie zur Stammburg seiner „Ahnen“ machte. Möglich, daß sie bereits unter Karl dem Großen erstand zur Abwehr slavischer Angriffe, möglich auch, daß ein gewisser Graf Cobbo unter Kaiser Heinrich I. ihren Aufbau veranlaßte. Der Ort Koburg wird jedenfalls erst im Jahre 1008 zum ersten Male urkundlich erwähnt, da der Archidiaconus von Würzburg einen gewissen Heinrich Kirchheim zum Probst von Koburg einsetzt. Von da ab mehren sich die Nachrichten. 1265 hören wir, daß allwöchentlich auf der Koburg in der Kapelle Messe gelesen wird. Gaugrafen mögen in früherer Zeit auf der Veste gefessen haben. Dann kam sie an das mächtig aufstrebende Haus der Grafen von Henneberg.

Als die Gräfin Jutta von Henneberg, eine geborene Markgräfin von Brandenburg, das Zeitliche segnete, fiel durch Vermählung ihrer Tochter Katharina das Koburger Land an das Haus Meißen. Schwer haben die Henneberger an diesem Verluste getragen. Das sächsische Fürstenhaus aber frohlockte. Der Kurfürst Friedrich der Weise, als er seinem Hofmaler Lukas Cranach den Auftrag gab, ihm die Ahnen zu malen, sagte damals mit vollem Behagen: „Lieber, ich sage Euch, malt mir ja die Henne recht säuberlich und fein, denn sie hat dem Hause Sachsen ein gutes Ei gelegt!“ Dafür klagten die Henneberger: „Die Henne hat ihr goldenes Ei verloren!“

Im Jahre 1346 war das Koburger Land an Sachsen gefallen. In dem traurigen Bruderkriege, der die Länder so in Jammer und Not brachte, schien der Besitz für Sachsen gefährdet. Aber dem Kurfürsten Friedrich II. gelang es endlich doch, gegen ein Entgelt von 6000 Gulden Land und Veste zu behalten. In den Tagen der Reformation ging dann ein heller Schein über der Veste auf.

Man schrieb das Jahr 1530. Johann der Beständige herrschte im Lande. Im Frühling war's, als plötzlich Dr. Martin Luther in der Pflege Koburg erschien, an verschiedenen Orten predigte, auch in der Moritzkirche zu Koburg. Dann aber nahm er für ein halbes Jahr Wohnung droben auf der Veste. In derselben Zeit aber reiste der Kurfürst mit

Spalatin, Melancthon und anderen Freunden des Reformators zum Reichstage nach Augsburg, dort für die neue Lehre tapfer einzutreten. Luther aber, „von zwölf Bewaffneten behütet“, blieb als kurfürstlicher Gast vom 16. April bis zum 6. Oktober auf der Veste. Unsagbaren Fleiß hat Luther während dieser Zeit geübt, trotzdem er in seinen Briefen nicht nur über Leibes Schwachheit, sondern auch über Langleiwe zuweilen klagt.

Allein 119 Briefe, darunter der so rührend schöne Brief an sein Söhnchen Johannes, besitzen wir gedruckt. Er übersetzte einen Teil der Bibel, er gab eine Reihe von Streitschriften heraus, die er bei Hans Bern in Koburg drucken ließ. Er übersetzte die Sabeln des Asop, dichtete Kirchenlieder, wenn auch nicht hier oben, wie bisher behauptet wurde, das protestantische Sturm- und Kampflied „Ein' feste Burg ist unser Gott...“. Dazwischen predigte er sowohl in der Stadt drunten wie in der Burgkapelle, spielte die Laute, drechselte, übte sich im Fechten, Ringen und Bolzenschießen. Manch humoristischer Brief suchte damals den Weg von der Koburg zu den „Tischgesellschaften“ zu Wittenberg. Seine Wohnung hatte er im sogenannten Fürstenbau genommen, wo man noch das Lutherzimmer zeigt. Dieser Bau enthält auch die Kapelle. Auch standen dem Reformator sämtliche Räume zur freien Verfügung. „Übrigens fehlt mir nichts, was zu dem einsamen Aufenthalt gehört. Das große Gebäude, das am Schlosse hervorragt, ist mir gänzlich eingeräumt, und ich habe den Schlüssel zu allen Gemächern.“

Ende des Sommers traf der Kurprinz Johann Friedrich auf der Veste ein, der dem Reformator einen wertvollen Ring schenkte. Anfangs Oktober erschien dann der Kurfürst selbst. In seiner Begleitung verließ dann Luther die Veste. Er sollte sie niemals wieder sehen. Doch in der Geschichte der Burg tragen diese Blätter, die von seinem Aufenthalte erzählen, besonderen Glanz. —

1531 starb der Kurfürst Johann der Beständige. Als sein jüngerer Sohn Johann Ernst die Volljährigkeit erreicht hatte, übernahm er die Regierung über die „Pfleger Franken“. War er doch selbst 1521 auf der Veste geboren worden. Er hatte sich auf der Veste eingerichtet, die er erst verließ, als unten in der Stadt der Bau der Ehrenburg 1549 vollendet

ward. Von da ab nahmen Kommandanten Wohnung auf der Koburg. Der erste war Matthias von Wallenroth. Bei ihm weilte 1555 als Gast Luthers bester Freund: Philipp Melancthon.

Unter dem Herzoge Kasimir wurde die Veste durch neue Anlagen in ihrem Verteidigungswerte verstärkt. Das war eine gute Tat. Denn immer näher rückten die Wolken, welche über das aufstrebende Deutschland sollten so reiches Wehe bringen. Der 30jährige Krieg brach aus. Er brachte der Veste Koburg zwei schwere Belagerungen, von denen die erste zum Ruhmesblatt für die Koburg werden sollte.

1631 war das zur Pflege Koburg gehörige Städtlein Königsberg in Flammen aufgegangen. Kaiserliche Söldnerscharen hatten wie die Tiere gewüthet. Da entbot der Herzog Bernhard von Weimar den schwedischen Oberst Taubadel mit sieben Kompagnien, jede 50 Mann stark, nach Koburg. Der Hauptteil verblieb in der Stadt. Die Veste empfing zu ihrer Verteidigung einschließlich der koburger Mannschaften nur 200 Mann.

Am 24. September 1632 rückten unter Wallensteins Führung 40000 Mann kaiserlicher und bayrischer Truppen von Forchheim gen Bamberg. Von diesen wurden 8000 Mann gegen Koburg vorgesandt, wo sie am 28. September anlangten. Wallenstein selbst leitete das Unternehmen. Unterstützt von der Veste, hatte die tapfere Stadt den ersten Sturm sieghaft abgewiesen. Auch ein erneuter Angriff brach an dem Heldenmuth der Verteidiger zusammen. Dann aber mußte die Stadt sich doch der Übermacht beugen. Sie öffnete den Kaiserlichen ihre Tore. Der große Friedländer hatte in Ketschendorf beim Landrentmeister Lattermann seinen Hof aufgeschlagen, der Bayernfürst am Steinwege. Für die Veste Koburg bereiteten sich ernste Tage vor.

Über die nun kommende Belagerung der Veste ist uns ein herrliches Dokument überkommen, das Tagebuch des so tapferen und humoristisch veranlagten „Konstablers“ Konrad Rüger, der sich im Dienste der koburgischen Mannschaft befand. Seine Aufzeichnungen bilden die allertreueste Grundlage zur Geschichte dieser so reichbewegten Wochen.

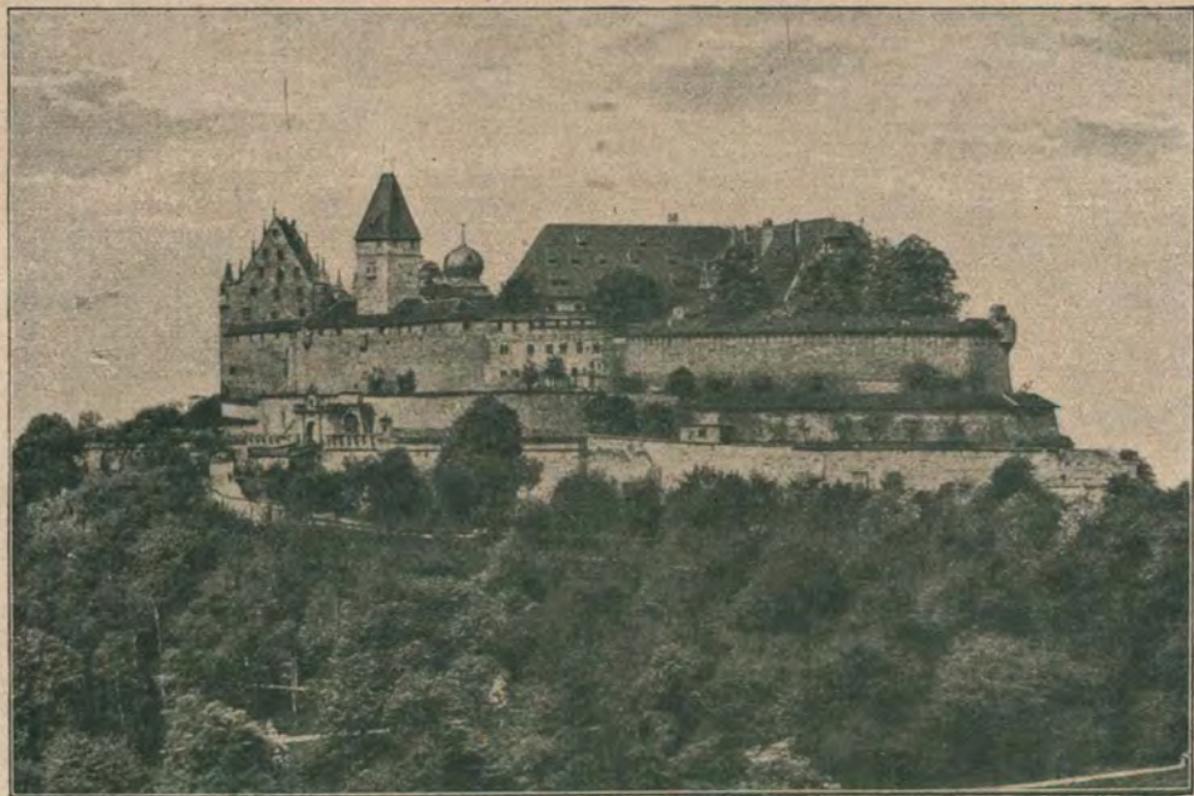
Als die Belagerer festen Fuß gefaßt hatten, sollte kaum ein Tag vergehen, welcher den droben Eingeschlossenen nicht

Sturmangriffe gebracht hätte. Einmal aber wäre es Konrad Rüger fast gelungen, Wallenstein zu vernichten. Es ist dies eine noch viel zu wenig bekannte Tatsache. Und wer weiß, welchen Verlauf dann das große Ringen dieses Deutschland zerfleischenden Krieges genommen hätte! Der brave Konstabler schreibt hierüber:

„Den 30. September ritt der Herzog von Friedland mit zwei Lakaien bei sich laufend, aus der Stadt, die Festung zu rekonoszieren, auf welchen, als er von den Dragonern erkannt wurde, alsbald eine Feldschlange von mir gerichtet und Feuer gegeben wurde, und traf dasselbe Stück gerade vor ihm in die Erde, daß diese um ihn herum und auf den Leib sprang, worauf er seinem Pferde, welches davon stutzig worden und still gestanden, die Sporen gegeben und durchgegangen. Er hat aber, wie man nachher erfahren, saftige Drohungen ausgestoßen, nemlich selbige Bestie, die ihm dies getan, gleich aufhängen zu lassen, wenn er solche in seine Hände bekäme. Das aber war das beste, daß er sie nicht hatte!“ — —

Weiterhin heißt es dann in der Niederschrift:

„Um 2 Uhr nachmittags schickte der Herzog von Friedland einen Trompeter an den Festungskommandanten, worauf eine kleine Zeit Stillstand gehalten wurde. Zu diesem Trompeter stieg der Herr Obrist mittelst einer Leiter auf den Wall, sein Begehren anzuhören, welcher berichtete, daß er auf Befehl seines Herrn, des Herzogs von Friedland, geschickt worden, dem Herrn Obristen anzudeuten, er solle seinem Herrn die Festung liefern, wo nicht, so wolle er ihn verfolgen mit Feuer und Schwert. Worauf der Herr Obrist Taubadel dem Trompeter die Antwort gab, er solle dem Herzog von Friedland, seinem Herrn, vermelden, was er nicht lassen könne, das solle er nur tun; er hätte für den Herzog von Friedland nichts als Kraut und Lot und die Spitze vom Degen, wenn er die haben wollte, so sollte er nur kommen. Mit diesem Bescheide mußte sich der Trompeter begnügen lassen, welcher sich wieder zu seinem Herrn begab um dies zu berichten. Der Herr Obrist aber stieg wieder vom Wall in die Festung, worauf es wieder stracks an ein Attaquieren ging. In selbiger Nacht um 12 Uhr kamen sie an die Futtermauer, gegen der neuen Bastei über, in der Meinung, solche



Die Beste Koburg



zu ruinieren, wurden aber von einem Konstabler — es ist ja keine Schande zu sagen, daß ich, Konrad Rüger, dieser Konstabler war — mit zwanzig Handgranaten also bewillkommnet, daß es ihnen nicht gefallen, mußten Reißaus geben und begehrten Keiner mehr Mauern zu visitieren. Sonntags darauf schickte der Herzog von Friedland den Herrn Landrentmeister Joh. Lattermann, wie auch den ehemaligen Landkapitän Marschall, welcher ein aufrichtiger, redlicher Mann, auch guter Soldat war, item Herrn Magister Seidenbecher, Diakonus in Koburg, wie auch den Herrn Stadtsyndikus Abten nebst seinem Schreiber Kaspar Martin. Als diese der Festung nahe kamen, wurde ein Stillstand gemacht, und der Herr Obrist in Begleitung mehrerer Offiziere stieg wieder auf den Wall, fragend, was ihr Begehre wäre? Dem sie zur Antwort gaben: Der Herzog von Friedland schickte sie und lasse ihm ernstlich sagen, er solle ihm die Festung einräumen, wo nicht, so wolle er das Kind im Mutterleibe nicht verschonen, und die Stadt ganz und gar in Asche legen. Dann aber der Obrist zur Antwort aab: Daß nicht die Festung zu übergeben, sondern zu defendieren und sich, weil ein redlicher Blutstropfen in seinem Leibe wäre, zu wehren, ja bis auf den letzten Mann zu stehen, seine ihm erteilte Ordre wäre, und dies sollten sie dem Herzog nur kühnlich sagen. Sie aber wollten nicht wieder zu dem Friedländer zurück, sondern begehrten in die Festung. Der Herr Oberst aber trug Bedenken, sie in dieselbe einzulassen und sagte: sie sollten sich wieder fortmachen und hingehen, wo sie hergekommen wären. Als bald fing das Scharmuzieren wieder an, und kamen etliche Musketiere ganz nah hinauf an sie, gaben eine Salve, daß eine Kugel dem Herrn Magister durch seinen Priesterrock ging, welcher aus Schrecken bewegt auf seine Kniee fiel und um des Bluts Christi willen bat, man sollte sie doch in die Festung lassen, da endlich der Herr Obrist auf vielfältiges Bitten sie einnahm. Sie wollten aber doch deswegen nicht zurück, weil sich der Feind hatte verlauten lassen, wenn sie unverrichteter Sache wieder zurückkommen würden, so wolle er sie niederhauen lassen. Wie sie in der Festung waren, mußten der Herr Rentmeister samt dem Herrn Magister grausam erhalten und von den Offizieren viele unnütze Worte hören und einfressen wegen des vorhandenen Mangels an Bier,

Wasser, Brot und anderen Viktualien, da sie in der Belagerung nur aus dem einzigen großen Brunnen, in dem ein großer Schafhund gefallen war, trinken mußten, bis die Belagerung ein Ende hatte, mußten also ihre Kräfte in der Belagerung von einem toten Schafhund schöpfen, denn kein Bier war mehr da, so waren auch kaum zwölf Eimer vorhanden, welche für den Herrn Obristen und sonst bedürftige Personen und Patienten behalten wurden.“ —

Am zweiten Tage wurden die Abgesandten aber aus der Feste entlassen, trotz allen Wehegeschreis, und mußten Wallenstein die knappe, tapfere Antwort des Obristen übermitteln. Nun begann die regelrechte Belagerung. Das Heer der Kaiserlichen war inzwischen durch frische Zuzüge noch verstärkt worden. Gegenüber der Feste (das Volk hat späterhin diese Stelle den „Fürwik“ getauft, auf dem sich jetzt das prächtige Gasthaus „Festungshof“ erhebt), da ward eine mächtige Schanze aufgeworfen und von da aus ein Kugelregen auf die Koburg eröffnet. Jetzt galt es für die wackeren Eingeschlossenen, die Zähne zusammenbeißen. Ohne bessere Nahrung, ein Wasser zur Labung, das ihnen Ekel einflößte, hielten sie trotzdem Tag um Tag treue Wacht. Aber so manchem mag in diesen qualvollen Tagen es naß in den Augen aufgestiegen sein, wenn er über das einst so blühende Land blickte, auf dem jetzt überall aufsteigende Feuersäulen erzählten von den grausamen Strafen, welche der gereizte Friedländer verhängt hatte. Aber ein Wanken gab es nicht. Ende September ließ Wallenstein aufs neue anfragen, ob die Besatzung noch immer nicht sich zu einer Übergabe bereit zeigen wolle. Die Antwort war die gleiche wie früher.

Da entschloß sich der Friedländer zum Äußersten. Am 3. Oktober wurden Sturmleitern angelegt, um die Basteien zu erklimmen und die Tapferen niederzuzerkeln. Doch Obrist Taubadel wußte so geschickt mit dem Häuflein seiner Mannen jedem Stoß zu begegnen, der Konstabler Konrad Rüger ließ seine Geschosse jauchzend sich über die Anzreifer ergießen, daß dieser endlich jede Hoffnung aufgab und sein Heil in der Flucht suchte. —

Die unter dem Kommando des Herzogs Bernhard von Weimar stehenden schwedischen Truppen waren inzwischen von Schweinfurt nähergerückt, die Gefahr des kaiserlichen

Heeres wuchs von Tag zu Tag, so daß sich endlich Wallenstein zähneknirschend entschloß, die Belagerung der Koburg aufzugeben. Er ließ sein Lager in Brand stecken, zündete als Abschiedsfackeln die bisher noch verschont gebliebenen Ortschaften in der Umgebung an, nahm siebzehn angesehenere Bürger als Geiseln mit, um ein möglichst hohes Lösegeld herauszuschlagen, und wandte der Veste den Rücken. Die Belagerer atmeten auf. Ihr Heldenmut und ihre Opferfreudigkeit hatten sich glänzend bewährt.

Die Bayern waren zuerst abgezogen. Ihnen folgten die Kaiserlichen. Als man droben erkannte, daß die Belagerer sich zur Flucht wandten, da hielt es die bisher in der Festung Eingeschlossenen nicht länger. Jubelnd drängten sie dem verhassten Feinde nach. Der brave Rüger schreibt darüber: „Hierauf kommandierte der Herr Obrist bald vier Trupp Reiter, dem Feind nachzuhauen und der Stadt Beschaffenheit zu erkundigen. Sie zogen nun zur Stadt ein, in der sie viel Feinde antrafen, und schossen alles nieder. Unter anderen bekamen sie des Herzogs von Friedland Beichtvater gefangen, den der sogenannt Blondkopf, ein junger, feiner Kornett bei den Dragonern, von Geburt ein Schwede, der wegen seiner hellen Locken der Blondkopf geheißener ward, in des Herrn Tobias Garten vor dem Bürglastor, ohne Gnade niederschloß. Sie brachten auch drei Kroaten gefangen auf die Veste, die der Herr Obrist stracks vor der neuen Brücke totschießen ließ. Hiermit war die Belagerung aufgehoben.“ —

Im Beginn des nächsten Jahres war die von den Kugeln der Belagerer arg mitgenommene Festung gründlich ausgebessert. Am 25. Juni 1633 kam Herzog Bernhard von Weimar selbst, sich von dem Stand der Arbeiten zu überzeugen. Herzog Johann Ernst, der seinem im Juli gestorbenen Bruder in der Regierung gefolgt war, nahm nun wieder seine Residenz auf der Koburg. Als aber die Nachrichten von einem heranziehenden Feinde sich mehrten, flüchtete er schnell nach Kassel. Trübe Tage brachen für das Koburger Ländchen herein. —

Im September 1634 fiel ein Kroatenregiment in den Jhgrund ein, die Gegend verwüstend, mordend, sengend und schändend. Wenige Wochen darauf erschien der kaiserliche General Lamboy in Koburg und nahm in der Ehrenburg

Wohnsitz. Dann begannen umständliche Vorbereitungen für eine neue Belagerung der Koburg. Als Kommandant befehligte jetzt in der Feste der Oberst Zehmen. Sein Konstabler war der tapfere Konrad Rüger. Aber den Aufzeichnungen, welche er jetzt in seinem Tagebuche niederlegte, war ihm der Humor ausgegangen. Die Besatzung unternahm mehrere Ausfälle, die sie einmal sogar bis zum Portal der Ehrenburg führten. Und wie Rüger einst mit einem Kernschuß beinahe dem Friedländer hätte das Lebenslicht ausblasen können, so geschah es diesmal ebenfalls um ein Haar. Er muß ein überaus trefflicher Schütze gewesen sein. Von der neuen Bastei aus richtete er seine Feldschlange auf das erleuchtete Fenster in der Ehrenburg, hinter dem General Lamboß saß. Die Kugel zertrümmerte die Fenstersäule, riß vom Tische Leuchter und Pokal und nahm ein Stück der Lehne des Stuhles mit, auf dem der General saß.

Da auch jetzt wieder alle Sturmangriffe von den wie Löwen kämpfenden Belagerten abgewiesen wurden, so entsann endlich Lamboß eine List. Er entsandte am 24. März einen Boten, der folgendes berichten mußte. Kaiserliche Reiter hätten einen von Eisenach vom Herzoge Johann Ernst abgesandten Boten abgefangen mit einem Schreiben, worin der Herzog Oberst Zehmen den Auftrag gab, die Festung dem Feinde zu überlassen und sie nicht erst mit Minen zerstören zu lassen. Obwohl aber der Bote insgeheim aussagte, das Schreiben sei gefälscht und nicht auf Eisenacher, sondern auf Koburger Papier geschrieben, beugte sich Oberst dem Willen seines Herrn. Es ist nie recht aufgeklärt worden, ob er der Überlistete oder ob er Mitschuldiger des schändlichen Verrates geworden war. Genug, die Tore der Koburg öffneten sich jetzt dem kaiserlichen Befehlshaber. Die Geschütze wurden mit fortgeschleift. Was sich an Bürgern aus der Stadt hinausgeflüchtet hatte, ward niedergemetzelt. Als neuer Kommandant ward Oberst Ammon eingesetzt. Erst nach dem Prager Friedensschlusse kam die Koburg wieder an das herzogliche Haus. Ihre Bedeutung aber war dahin. Seitdem ist auch ihre eigentliche Geschichte verstummt. —

Weder eine Residenz noch eine bewachte Festung, vergessen und gemieden, verfiel sie mehr und mehr. Im 18. Jahrhundert trat deutlich ihre innere Zerstörung ein. Man rettete

nun dürftig, was noch zu retten war und gab der Festung einen praktischen Zweck, welcher die Schamröte würde dem einst so tapferen Verteidiger auf die Wangen getrieben haben. Das ehemalige Zeughaus wandelte sich in ein Zuchtthaus. In den übrigen noch erhaltenen Räumen fanden Irre und sonstige Kranke Unterkunft.

Da war es Herzog Ernst I., welcher den hochherzigen Entschluß faßte, die Burg seiner Väter wieder zu neuem Glanze erstehen zu lassen. Als eine wahrhaft „Fränkische Krone“ sollte die Koburg fortan ihren hellen Schimmer sieghaft weit hinaus in die Lande Franken und Thüringen breiten. Nach den Plänen von Karl Heideloff begann man im Jahre 1838 mit dem Umbau. Ein Schüler des Baumeisters, Görgel, übernahm zuerst die Ausführung nach dem Entwurfe des Meisters. Später nach seinem Tode folgte ihm Ferdinand Rothbart. Er war es auch, welcher die reichen herrlichen Sammlungen einordnete und auf die einzelnen Gebäude verteilte. Der Sinn für echten Burgenstil war freilich damals noch nicht erwacht. Man schuf mehr ein romantisches Gebilde, wie es dem Geschmack der Zeit entsprach. Selbst Hugo von Ritgen in seiner herrlichen Schöpfung der Wartburg, für deren Vorstudien er vorher lange Jahre die Burgen Tirols studiert hatte, ist in manchen Einzelteilen nicht ganz frei zu sprechen davon, daß er der Richtung der Tage Zugeständnisse gemacht hat. Eine Theaterburg wie z. B. Burg Koaem, wurde die Koburg jedoch nicht.

Als dann das Koburger Fürstenhaus nach Vollendung des Baues die Tore der Koburg für jedermann weit aufmachte, da wurde diese der Wallfahrtsort, die Lieblingsstätte der Bürger der Stadt zu ihren Süßen. Hierher zog es Jung und Alt. Hierher geleitete man stolz jeden Hausgast und Fremdling. Unter der Linde auf der Bastei zu sitzen, oder bei unholdem Wetter in den schlichten Räumen der Burgwirthschaft, blieb ein Hochgenuß. Dazu die berückende Aussicht, der Gang durch den Hofgarten, droben die berühmten Sammlungen, der malerische Fürstenbau mit seiner leider nur aufgeklebten Holzarchitektur, dies alles machte die Koburg zu dem Lieblingskinde, zum Stolz aller Koburger. Das Bild der Feste wuchs in jedes Herz hinein. Stilwidrigkeiten erkannte man nicht oder wollte sie nicht sehen. Wie man über

die Schwächen der Geliebten fortgeht. Man schaut nur ihre Augen und vernimmt den Klang ihrer Stimme. —

Eine Residenz war aber die Koburg den nachfolgenden Fürsten des koberger Hauses nie geworden. Sie blieb die Hüterin der herrlichen Kunstschätze. Ab und zu kehrte mal für ein paar flüchtige Stunden der Hof droben ein. Das war alles. So gehörte im gewissen Sinne die Veste allein den getreuen Kobergern. Da war es der jetzt regierende Herzog Karl Eduard, welcher sich entschloß, hier droben sich ein behagliches, dauerndes Heim zu schaffen. So weitgreifende Umbauten, wie solche im Gange sind, waren anfangs gar nicht vorgesehen worden. Der Wunsch, die halb verfallene Lutherkapelle wieder in alter geschichtlicher Gestalt herzustellen, führte zur ersten Untersuchung des Mauerwertes. Und da stieß man auf bedenkliche Zeichen. Weitere Untersuchungen des so malerischen Fürstenbaues, der anderen Gebäude, der Umfassungsmauern, der Türme und sonstigen Burgteile ergaben einen völligen Verfall. In absehbarer Zeit wäre ein Teil nach dem anderen dem Zusammenbruche anheimgefallen. Da entschloß man sich zu einer völlig neuen Umgestaltung der Veste. Bodo Ebhardt, heute der erste Burgenbaumeister, ward herangezogen. Nach aufgefundenen Rissen von der Veste, wie solche in den Tagen ihres Heldentums ausgeschaut hatte, entwarf er seinen Plan, der vom Landesfürsten genehmigt wurde. Ein opferreiches, mühevolleres Werk, zu dessen Vollendung noch Jahre gehören. Das alte Bild der Koburg ist vernichtet. Ein völlig neues, stilgerechtes grüßt heute den Besucher. Können auch die alten Koberger das liebgewonnene Bild von früher nicht verschmerzen: das neue Geschlecht hat sich bereits hineingefunden und wird das neue Bild im Herzen tragen, wenn Länder und Meere sich zwischen die Heimat legen.

Der neue Fürstenbau, der jetzt eine gesunde Holzarchitektur empfängt, wird die Gemächer des Herzogspaares künftighin umschließen. Für die Gäste und den Hof sind ebenfalls Gebäude bestimmt. Die übrigen Bauteile der Burg aber werden dann, übersichtlich geordnet und künstlerisch aufgestellt, die überreichen Schätze der Sammlungen von Kupferstichen und Holzsnitten, von Münzen, Waffen, Altertümern, Kunstgegenständen, Erzeugnissen der Keramik und Glas-

Bläſerei aufnehmen. Auf dem Feſtungshofe aber wird das Erzſtandbild des großen Reformators Martin Luther ſich erheben. Ein Stück über der Veſte öſtlich aber prangt jetzt auf dem ſogenannten „Fürwiß“ das anheimelnde herzogliche Gaſthaus „Feſtungshof“, von deſſen Terraffen ſich ein ſo heimlich-reizvolles Bild über Waldſchluchten, verſonnen träumende Höhen bis in die ſchimmernde Ferne eröffnet. —

Stolz und Schmuß bedeutet die „Fränkische Krone“ für die Stadt zu ihren Füßen. Wie ſie weit hinaus in die Lande leuchtet und lockt, ſo ſchaut ſie auch überall in die Gaſſen nieder, damit, was da unten ſchafft und ſinnt, ſie treulich im Herzen bewahre. Sie grüßt zum Schloſſe Kallenberg hinüber und winkt der grün umſponnenen ſtillen Roſenau zu. Wo wir auch in der Umgebung Koburgs wandern, ihre lichte Geſtalt taucht immer wieder vor unſeren Augen auf.

Wie fesselnd und das Herz erfreuend iſt ein Gang zu der Veſte Koburg empor! Von buntblühenden Gärten durchſetzt ſchmiegt ſich der Kranz der neuen Stadtteile um die Altstadt mit ihren zum Teil prächtigen Renaissancegebäuden! Der Kunſtliebende und lebensdurstige Herzog Johann Kaſimir liebte mit ſeinen Proſanbauten der Stadt Glanz und Charakter. Neben der Morikirche, der Erbgruſt des früheren Fürſtenhauſes, ſteht das nach dem Herzoge benannte Gymnaſium, geſchmückt mit dem Steinbilde ſeines Begründers. Überrascht betritt man den weiten Schloßplatz. Hier erhebt ſich die Ehrenburg, ſteht das Hoftheater und das Palais Edinburg. Im Kranze von Blumen und Büſchen grüßt das Denkmal Ernst I. . . . Prachtige Terraffen mit Freitreppen leiten zum anſteigenden Hofgarten hinan. Auf freier Raſenfläche hält Ernst II. hoch zu Roß Wacht über ſeine geliebte Heimatsſtadt. Fahrwege und Fußſteige ſchlängeln ſich unter Baumgruppen, Boſketts und glattgeſchorenen Matten höher und höher dem winkenden Ziele entgegen. Schluchten öffnen ſich, und der Blick fliegt wie jauchzend über die buntgedächerte Stadt, in Fernen und Tiefen voll Sehnsucht und Schönheit.

Seitlich und unterhalb der Zugbrücke zieht ſich über dem oberſten Wall ein breiter Rundgang um die Veſte Koburg. Der „Gartenlaubendichter“ Friedrich Hofmann, auch ein Kind Koburgs, hat in einem eigenen Werkchen die Schönheiten über- vollen Herzens beſungen, welche dieſer Umgang bietet. Un-

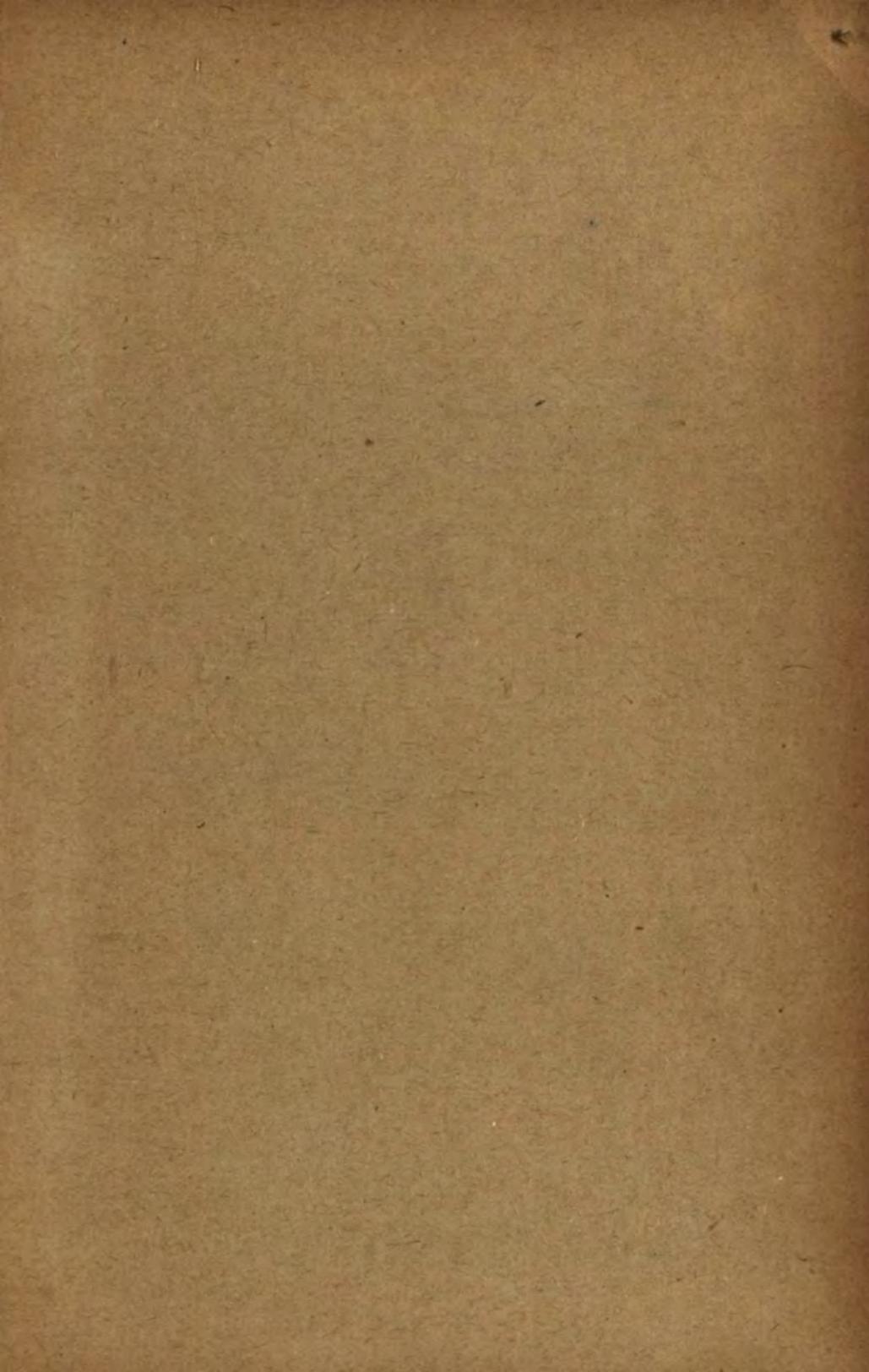
Beschränkt breitet sich nach allen Seiten ein Landschaftsgemälde voll Glanz und Anmut, voll Lebensfreude und berauschender Farbensinfonie. Hat man die Feste durchwandert und ihrer reichen Geschichte nachgesonnen, hat man ihre Schätze bewundert: es gibt keinen besseren Abschluß als ein Gang unterhalb ihrer Mauern dahin. Blumen düften, Vögel singen, und jede Luftwelle bringt ein Grüßen wie aus dem Paradiese der Erde.

Von hier aus, wo einst der große Reformator saß, fliegt ein stilles Grüßen zum nördlichen Ende des Thüringer Waldes, zu der erhabensten Lutherstätte: zur Wartburg. Koburg und Wartburg reichen sich die Hände im Erinnern an diesen tapferen Gottesstreiter. Seine Fäden spinnen hinüber und herüber. Es loht auf wie zwei Riesensadeln, die seit Jahrhunderten nun leuchten und sieghaft weiter flammen werden.

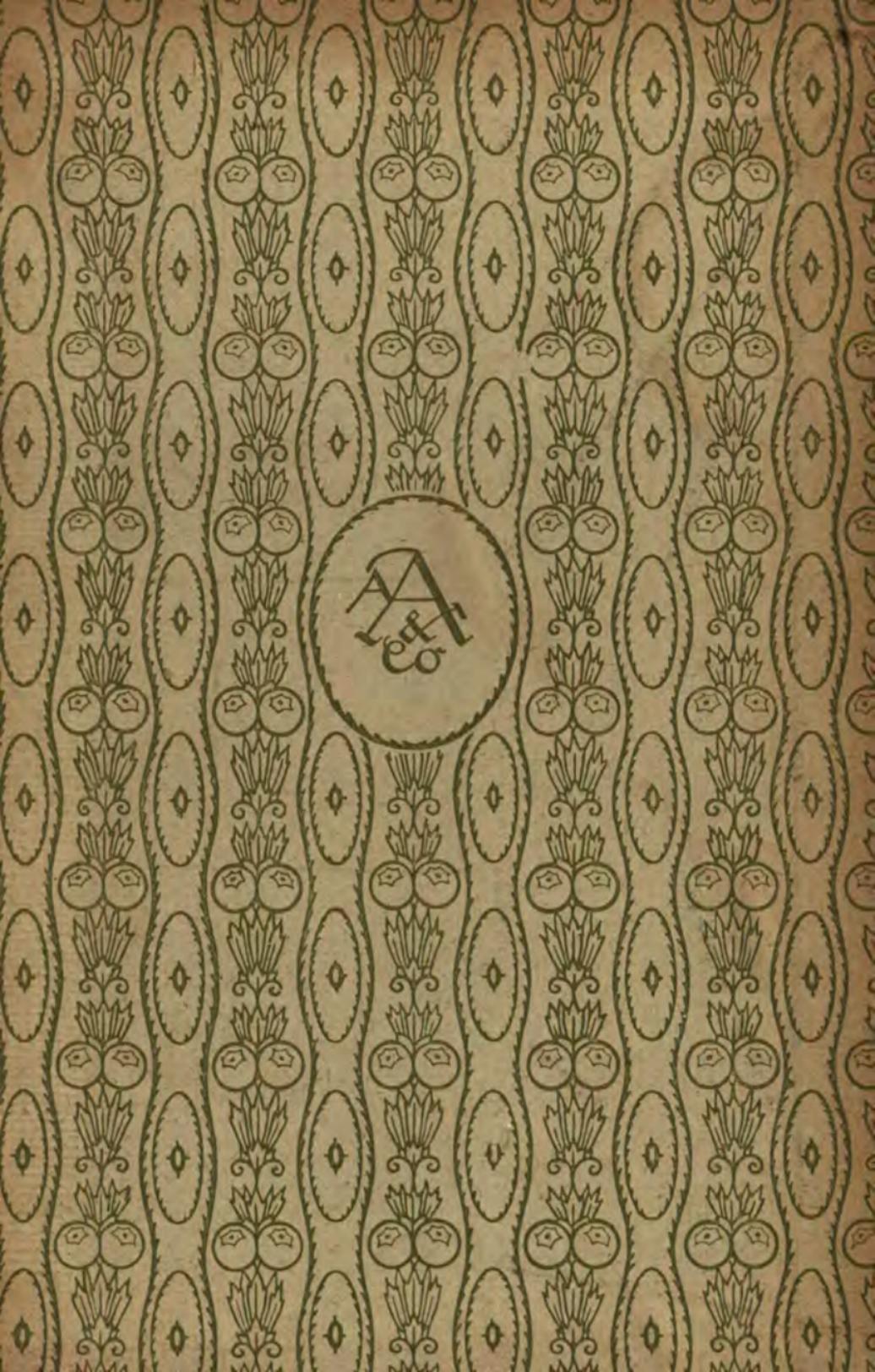
Wenn die Abendsonne über den stillen Höhen der Rhön in eine andere Welt niedertaucht, dann muß man hier droben stehen, Abschied zu nehmen vom Tage, von dieser wunderreichen Stätte, von dem Lande Franken. Dann springen die Tore des Herzens weit, weit auf. Ein heißes Dankgefühl steigt in uns empor, ein Ahnen dessen: wer die Welt mit warmen Sinnen und sehenden Augen durchschritt, er hat nicht umsonst gelebt. — — —

D 22









424